

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Sechs und vierzigster Band.

Wien, 1832.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Zwölfter Theil.

Wien, 1832.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

I.

Glückswechsel.

Cardinal Mazarin war gestorben, der mächtige Minister, welcher, unter der Regentschaft Annens von Österreich, die Zügel der Regierung in Frankreich mit gewandter Hand geführt, sich gegen furchtbare Feinde, gegen die Anstrengungen der Fronde behauptet, und seinem noch größern Vorgänger Richelieu, wenn auch nicht mit so glänzendem Erfolge, doch mit Kraft und Glück nachgestrebt hatte. Seine Erbschaft, in so weit sie die Macht im Staate betraf, ganz oder theilweise an sich zu reißen, war nun der Wunsch Vieler, und von allen Seiten wurde bald offener bald heimlicher darnach gestrebt, um das große Ziel zu erreichen.

Unter den Männern von Bedeutung, welche in glänzenden Anstellungen den Thron des jungen Ludwig des Vierzehnten umgaben, zeichnete sich vor Vielen der Finanzminister von Fouquet aus. Schon unter Mazarins Verwaltung war er in wichtigen Geschäften gebraucht wor-

den. Sein Scharfsinn, seine Kenntnisse, sein Fleiß machten ihn dem Cardinal eben so wohl, als sein kühn aufstrebender Ehrgeitz bemerkbar, und als Mazarin ihn dem Könige, um jener vorgenannten Eigenschaften willen, kurz vor seinem Tode empfahl, machte er seinen Herrn zugleich auf jenen Characterzug Fouquets aufmerksam, der bey der Tüchtigkeit zu den vorzüglichsten Plätzen auch Muth und Ehrsucht genug besaß, um nach dem Höchsten zu streben.

Nun stand er wirklich an einer der ausgezeichnetsten Stellen im Staate. Das Amt eines Surintendant des Finances sicherte ihm durch die damit verbundenen Einkünfte bedeutenden Wohlstand, Einfluß, die Mittel sich Viele auf mancherley Wegen verbindlich zu machen, und einen die Meisten überragenden Rang zu. Doch schien es, als schwebe ihm ein noch höheres Ziel vor, und als verschmähe es der ernste Staatsmann, auf dem mit der Gunst seines Monarchen auch ein Theil der Sorgenlast desselben ruhte, nicht, auch im Privat- und geselligen Leben nach jeder Auszeichnung, die ihm werden konnte, zu streben.

Obwohl seit langem Witwer, über das blühende Mannesalter hinaus, und durch seine

Tochter seit einigen Monathen Großpapa, wußte er durch Anstand, Feinheit des Benehmens, Toilettenkünste, und vor allem durch die ungemeine Pracht und Eleganz, womit er, seit er das Ministerium angetreten hatte, sein Haus, alles was ihm angehörte, und sich selbst umgab, einen solchen Zauber zu verbreiten, daß er das Augenmerk der großen Welt, der Held aller Sallons, der beglückte Verehrer vieler Schönen, und der Gegenstand unzähliger geheimer Wünsche, Plane und Maßregeln wurde, indem den liebenswürdigen, reichen, mächtigen Minister zum Freunde zu gewinnen, oder wenn es möglich wäre, seine Hand zu erringen, den meisten Damen als das schönste Erdenloos erschien.

Mit solchen Ansichten wurde er auch heute im Pallaste der Herzoginn von Chevreuse erwartet, wo jetzt im Beginne des Frühlings, der mit seinen lauen Lüften und langen Tagen den Winterfreuden ein Ende macht, die letzte glänzende Gesellschaft versammelt war. Eine Reihe prächtiger Zimmer stand offen, und war mit unzähligen Kerzen erleuchtet, die, von großen Spiegeln hundertfältig zurückgestrahlt, ein blendendes Licht verbreiteten. Eine zahlreiche Versammlung alles dessen, was am Hofe und in der Stadt

durch Geburt oder Rang ausgezeichnet war, bewegte sich hin und her in den herrlichen Sälen. Ein Theil saß bereits in den vordern Zimmern an den Spieltischen, während eine kleine Anzahl der genaueren Bekannten, oder jene Damen, die nicht spielten, sich im innersten Sallon um die Frau vom Hause versammelte, die in ihrem glänzendsten Putze auf dem Sopha thronte, und die Herren durch die ganze Enfilade nach Gefallen auf und ab streiften, und bald hier bald dort ein Gespräch anknüpften, oder ihren Beobachtungen Raum gaben.

Die Herzoginn hatte unlängst die Witwentrauer für ihren verstorbenen Gemahl abgelegt, und war nun mit erneuertem und sehr großem Glanze wieder in der Welt erschienen. — Sie wollte, so sagte man, einem Flattersinnigen beweisen, daß seine Sinnesänderung keinen Einfluß auf ihre Zufriedenheit oder ihr Glück gehabt habe, und dieser Flattersinnige war Fouquet, der während der Lebzeit des alten Herzogs seiner jungen und schönen Frau den Hof so entschieden gemacht hatte, daß Niemand daran zweifelte, er warte nur auf die Lösung dieses mürben Bandes, um der Witwe seine Hand und sein großes Vermögen anzubiethen.

Auch sie hatte diese Hoffnung bestimmt genährt, sie hatte darum einen treuern Verehrer, den Chevalier de Laigues vernachläßigt, der ihr längst wie ihr Schatten überall, aber überall in ehrerbiethiger Entfernung gefolgt war, und große Opfer gebracht hatte, um in ihrer Nähe bleiben zu können. Indessen war der alte Herzog gestorben, und Fouquet erklärte sich nicht; vielmehr brachte er seine Huldigungen an andern Altären, nähmlich bey der geistvollen Frau von Sevigné und bey seiner vieljährigen Freundinn, der Marquise de Plessis Bellière, welche mit ihrem Gemahl nach Paris gekommen war, und deren fester Character und reifer Verstand sie ihm eben so werth machten, als ihre langerprobte Treue. Frau von Chevreuse sah endlich ein, daß ihre Hoffnungen sie getäuscht hatten, und ihre Gunst verwandelte sich in Haß. Jetzt wandte ihr Herz sich zu dem Chevalier. Seine Ergebenheit schmeichelte ihrem verletzten Gefühle, seiner Denkart konnte sie vertrauen, und so vereinigten sich bald ihre Interessen und Wünsche; denn der Chevalier war ebenfalls seit Langem im Stillen ein Feind des Ministers, den er als Nebenbuhler haßte. Sein überlegener Geist gewann bald die Herrschaft über den seiner schönen Freun-

dinn, und viele Leute wollten aus der Sicherheit, mit der er sich gegen Frau von Chevreuse benahm, so wie aus manchen kleinen Bemerkungen auf ein bereits zwischen ihnen geknüpftes Eheband schließen, das nur darum nicht eingestanden wurde, weil der größte Theil der Einkünfte der Herzoginn an ihren Witwenstand gebunden war.

Die Herzoginn war eine schöne Frau von angenehmen Manieren; heute schien sie aber besonders alle Macht ihrer Reize, so wie alle Liebenswürdigkeit ihres Betragens aufgebothen zu haben, um mit glänzendem Erfolge die Honneurs ihres vielbesuchten Sallons zu machen, und einem gewissen Treulosen zu zeigen, was er verloren habe, und wie wenig man dadurch gekränkt sey. In dieser Absicht waren die Damen Sevigné und la Belliére gebethen, und die Herzoginn überhäufte sie mit Artigkeiten.

Unfern von ihr saß noch ein sehr liebliches Geschöpf, Fräulein Sophie von Maineville, Hofdame der Königinn Mutter, und die erklärte Braut des jungen Herzogs von Damville. In ihrem rosenrothen Kleid, mit den geschmackvoll in ihre dunkeln Locken geflochtenen Rosen, mit dem blühenden Gesichte und geistvoll lächelnden Augen, glich sie einer Aurora oder Hebe, und gar

Manche fanden, daß die blendendere, aber minder jugendliche Schönheit der Herzoginn neben dieser frischen Gestalt verliere. Sophiens Blick war mit freundlichem Lächeln auf die Thüre geheftet, durch die ihr Bräutigam eintreten mußte, den sie jetzt drey volle Tage nicht gesehen hatte. Er und sie hatten schon als Kinder mitsammen gespielt, als sie unfern von einander, an den Ufern der Loire, in einer anmuthigen Gegend Frankreichs, auf dem Lande erzogen wurden. Späterhin wollte Damville's Vater diese Verbindung nicht zugeben; denn Sophie war zwar von gutem Hause, aber arm, und er hatte mit dem einzigen Sohne höhere Absichten. Dadurch erwuchs den Liebenden mancher harte Kampf, bis ein an sich trauriger Zufall sie an das Ziel ihrer Wünsche führte. Auf einer Reise, die der Vater in Begleitung seines Sohnes unternommen hatte, und wo die scheugewordenen Pferde den Wagen in einen Abgrund neben der Straße zu reissen drohten, rettete des Sohnes kindliche Liebe und Geistesgegenwart dem Vater das Leben. Er selbst aber wurde durch einen Stoß auf die Brust schwer verletzt, und man fürchtete für sein Aufkommen. Der bekümmerte Vater both Alles auf, um den Sohn zu erhalten, und wäh-

rend er noch in Gefahr schwebte, gab er, von dem Opfer kindlicher Liebe überwältigt, seine Einwilligung zu der Verbindung seines Sohnes mit der Gespielinn seiner Kindheit. War es die Freude darüber oder die sorgfältige Pflege, genug, der junge Damville genas, und die Ärzte gaben dem Vater Hoffnung auf vollkommene Herstellung. Nur wurde beschlossen, daß die Heirath noch eine Weile verschoben werden sollte. Indessen verschaffte man Sophien den Platz bey der Königinn Mutter, deren Gunst das muntere freundliche Kind sich bald in hohem Grade zu gewinnen wußte, und so lebte sie in der Nähe ihres Bräutigams, den sein Dienst als Gardecapitän ebenfalls an den Hof fesselte, und Beyde sahen mit jugendlichem Muth einer fröhlichen Zukunft entgegen.

Fouquet war noch nicht gekommen, aber da man wußte, daß er gebethen war, schlug manches Herz schneller bey diesem Gedanken, und mancher Blick hüthete die Thüre, um den Eintretenden sogleich zu sehen. Der Chevalier de Laigues, mit Degen und Federhut wie einer der Gäste gekleidet, ging ab und zu in dem Apparte-

ment, doch hielt er sich am meisten in dem Sallon auf, wo die Herzoginn sich befand, welche seine Augen zu bewachen schienen, so wie man an den aufmerksamen Blicken, womit er im flüchtigen Durchschreiten der Zimmer Alles beachtete, und an manchem Wink, den die zahlreich aufwartende Dienerschaft von ihm erhielt, den Herrn vom Hause zu erkennen glaubte.

Jetzt öffneten sich die Thüren des Vorsaales im ersten Zimmer, und ein schlanker junger Mann, in glänzender Uniform, trat ein, dessen Anstand, so wie die brillantne Hutschnur und der Stern auf der Brust, den Mann von hohem Range bezeichneten, indeß blasse Züge und ein leidender Ausdruck in den schönen braunen Augen auf Kränklichkeit deutete. Es war der Herzog von Damville, den der Chevalier mit großer Achtung empfing, und der nun, mit anmuthiger Würde grüßend, durch die Gemächer bis zum innersten Sallon schritt. Die vergrößerte Bewegung, welche sein Eintritt in den äußern Zimmern verursachte, ließ auf einen bedeutenden Ankömmling schließen, und viele Blicke, zumahl von Frauen, richteten sich lebhaft nach der Thüre, aber vielleicht kehrten sie alle, die der jugendlichen Braut ausgenommen, getäuscht zurück,

als der Herzog eintrat, der denn freylich auch, nach den üblichen Complimenten bey der Frau vom Hause, und einigen gewechselten Worten, sich gleich zu seiner Braut wandte, und nur Augen und Achtsamkeit für sie allein zu haben schien.

Es war schon ziemlich spät geworden, die Erwartung Vieler war gespannt, als endlich ein zweytes viel lauteres Geräusch in den vordern Gemächern einen noch ansehnlichern Besuch ankündigte, und nun, vom Chevalier begleitet, der Minister in den innern Sallon trat.

Ein electrischer Schlag schien bey seinem Anblick die Gesellschaft zu berühren; tief und ehrfurchtsvoll verbeugten sich die Männer vor ihm, wenigstens Jene — und das war bey weitem die Mehrzahl — die bereits durch ihn verpflichtet worden waren, oder von seinem Einflusse noch etwas erwarteten. In die Frauen kam lebhafte Bewegung. Jede strebte, sich bemerken zu machen, und Frau von Chevreuse sah mit innerm Grimm, wie Alles sich vor dem Manne neigte, den sie heute ihren Unwillen und ihre Gleichgültigkeit recht empfinden lassen wollte. Er aber, als hätte er ihre Gewogenheit nie verscherzt, schritt auf sie zu, schien geblendet von der Wirkung ihrer Reize, sagte ihr tausend Schmeicheleyen, ließ

alle Pfeile ihres Zornes spurlos von sich abgleiten, und wußte durch seine unbefangene Fassung sie zuerst irre, und dann seinen Huldigungen geneigter zu machen, als sie es noch vor Kurzem für möglich gehalten hätte. Selbst de Laigues, der in seinem sichtlichen Unmuth dem Sopha gegenüber während dieser langen Unterredung den Saal mit großen Schritten auf und ab maß, wurde im Eifer der Unterhaltung mit dem Minister kaum von ihr bemerkt, und das Gespräch war noch in vollem Zuge, als eine der Damen, die dicht am Sopha gesessen, und sich von der Frau vom Hause ganz vernachläßigt gefunden hatte, aufstand, um sich irgendwo anders eine Ansprache zu suchen. Schnell nahm Fouquet den verlassenen Platz ein, der ihn zwischen die Frau von Chevreuse und das Fräulein von Maineville brachte, und setzte die Unterredung mit der ersten noch eine ziemliche Weile fort, bis ein Zufall seine Aufmerksamkeit auf seine zweyte Nachbarinn lenkte. Ein sichtliches Erstaunen mahlte sich in seinen Mienen; diese Jugendblüthe, dieser frische Teint, dieser einfache und doch geschmackvolle Anzug, das Feuer der großen dunkeln Augen, das von freundlicher Theilnahme gemildert ward — denn sie ruhten auf dem Gelieb-

ten, mit dem sie sich angelegen unterhielt — die unbewußte Anmuth, welche über die ganze Gestalt ausgegossen war, waren für den Weltmann, der wohl blendendere Schönheiten, aber lange nicht so etwas Liebliches gesehen hatte, eine merkwürdige Erscheinung. Jetzt erst, nachdem er, noch immer im Gespräch mit der Herzoginn, manchen Seitenblick auf das Mädchen gerichtet hatte, erinnerte er sich, diese Gestalt in den Gemächern der Königinn Mutter schon einigemahl flüchtig gesehen zu haben, und diese Erinnerung war ihm willkommen, denn an sie ließ sich ungezwungen eine Annäherung knüpfen. Er betrachtete nun auch den jungen Mann näher, der, über die Stuhllehne gebeugt, hinter ihr stehend, sich mit ihr unterhielt; er erkannte den jungen Damville, mit dessen Vater ihn seine Geschäfte zuweilen zusammenführten, und wußte es bald darauf einzuleiten, daß er ein Gespräch mit demselben anknüpfte, und während desselben sich von ihm seiner Braut vorstellen ließ. Sophie erhob sich hocherröthend und etwas verlegen, als der wichtige Mann, ihre Bekanntschaft suchend, sich ihr mit sehr schmeichelhaften Worten näherte. Und wenn in den ersten Augenblicken bloß ihre Eitelkeit sich befriedigt fühl-

te, so fesselte im Verlaufe der Unterredung der lebhafte Geist, der feine Ton, die Anmuth des gewählten Ausdrucks auch ihren Verstand, und sie fand seine Unterhaltung eben so angenehm als ehrenvoll. Da nun, während der Minister sich mit ihr unterhielt, ein Jugendfreund ihren Bräutigam von ihrer Seite abrief, weil er ihm etwas zu berichten hatte, so gab sich Sophie arglos und ungestört dem Vergnügen hin, das ihr diese Auszeichnung verursachte, die dem geistvollen Mädchen, das aus der Provinz erst kürzlich an den Hof gekommen war, doppelt schmeichelhaft erschien. Fouquet hatte ihr bald die kurze Geschichte ihres Lebens, ihrer Liebe, ihrer Sorge wegen des Geliebten Kränklichkeit abgefragt, und der sichtbare Antheil, mit dem der wichtige Mann ihr zuhörte, bezauberte sie immer mehr. Allmählig lenkte sich die Unterredung auf den Minister. Auch er erzählte Sophien allerley, was die Welt längst wußte, ihr aber neu war, und wußte ihre Aufmerksamkeit so zu fesseln, daß sie selbst die Annäherung Damville's nicht bemerkte, der sie eine Weile mißmuthig von der Seite betrachtete, und da die Unterhaltung mit dem Minister kein Ende zu nehmen, und seine Braut so sehr zu beschäftigen schien, sich

endlich rasch abwandte und das Zimmer verließ. Wie er aus der Thüre schritt, bemerkte ihn Sophie und erschrack. Sie errieth, was vorgegangen seyn mochte, sie bereuete ihre Unbesonnenheit, und führte von nun an das Gespräch mit minderer Lebhaftigkeit, bis Fouquet, der bemerken mochte, daß seine Unterhaltung mit dem Mädchen aus der Provinz zu lang gewähret habe, sich von Sophiens Seite entfernte, doch nicht ohne ihr zu sagen, daß er nächstens im Vorzimmer der Königinn Mutter ihr seine Achtung zu bezeigen hoffe.

Das Übel war nun schon allerseits geschehen. Damville war durch die übergroße Aufmerksamkeit verletzt, die seine Braut einem Andern gewidmet, die Damen erbitterten sich gegen den Minister, fanden seinen schlechten Geschmack unbegreiflich, und das Landmädchen einfältig und plump; Madame de Chevreuse, die den Treulosen, welchen sie bereits wieder in ihrem Netze glaubte, sich auf's Neue entschlüpfen sah, ergriff ihre alten Racheplane, und Fouquet selbst verließ den Saal nicht ganz so unbefangen, als er ihn betreten hatte.

Er hatte im Laufe des Abends Erkundigungen eingezogen. Dieses hübsche Mädchen, das seine

Blicke auf sich gezogen hatte, war auch von der Königinn Mutter mit besonderer Gunst ausgezeichnet. Ihr kindliches, jugendlich frohes Wesen, verbunden mit strenger Sitte und natürlichem Verstand, hatte sie der Monarchinn zuerst bemerkbar, und endlich lieb gemacht. Das düstere Schicksal, das ihrer Zukunft drohte, indem ihres Bräutigams Kränklichkeit Jedermann Besorgnisse einflößte, erregte bey ihrer fürstlichen Beschützerinn eine zarte Theilnahme, und so durfte sich dieses neu am Hofe aufgegangene Gestirn wohl, ohne es selbst zu ahnen, einer ziemlichen Bedeutenheit für Viele erfreuen.

Fouquet erfuhr dieß Alles mit mancher lieblosen Bemerkung. Er wußte recht gut, was hiervon auf den übeln Willen der Erzähler zu rechnen war. Das Mädchen hatte seinen Augen sehr wohl gefallen. Ihre Äußerungen im Gespräche ließen ihn auf einen lebhaften Geist und richtige Auffassung schließen, und ihre Stellung zur Königinn Mutter, deren Gunst ihm so wichtig war, weil er ihren Einfluß auf ihren Sohn wohl kannte, machte ihm ihren Liebling noch bedeutender. So nahm er sich vor, die Gedanken, welche heute flüchtig bey ihm aufgestiegen waren, näher zu beleuchten und zu entwickeln, und diese neue

Bekanntschaft, wie Alles, was ihn umgab und worauf er wirken konnte, für seine Plane zu benützen.

An einem heißen Juliusnachmittage saßen in einer der dichtesten Schattenpartieen des Gartens von Fontainebleau einige Herren und Damen, die zu den Umgebungen des Hofes gehörten. Ein Kreis von breitblätterigen Kastanien und Ulmen, der jedem Sonnenstrahl den Eingang verwehrte, zog sich um ein Wasserbecken her, dessen rastlos aufsteigender und fallender Strahl die angenehme Kühlung des Platzes unterhielt, und eine Laube von künstlichem Lattenwerk, mit wildem Wein überwachsen, bildete den Hintergrund dieser Anlage, und deckte die Gesellschaft, die in derselben saß, mit noch dichterem, kühleren Dunkel. Hier befanden sich, Tapisserie nähend und Knötchen schürzend, die Herzoginn von Chevreuse, die von Navailles, die ernste Aufseherinn der Hoffräulein der beyden Königinnen, nebst der Frau von Motteville, der Vertrauten der Königinn Mutter, und ein Paar Herren, der Chevalier de Laigues und der Staatssekretär le Tellier.

„Wie ich Ihnen sage — wandte sich Frau von Motteville jetzt an die Herzoginn von Navailles — man spricht stark davon, daß der Minister sich wieder verheirathen werde.“

Das glaube ich nimmermehr! fiel Frau von Chevreuse hastig ein: Der fügt sich nicht mehr in das Joch der Ehe. Er weicht jeder solchen Verbindung aus, und wenn es die vortheilhafteste wäre.

Er denkt wohl, sagte le Tellier mit bedächtigem Tone, jetzt an ganz etwas Anderes, als ans Heirathen.

Das glaube ich zum Theil wie Sie, versetzte der Chevalier; doch hat er Kühnheit und ungemessenen Stolz genug, um den Weibern die Köpfe zu verdrehen, und seine ehrgeitzigen Plane dabey nicht aus den Augen zu verlieren.

Sie trauen ihm solche zu? fragte die Herzoginn von Navailles: Ich dächte nicht. Er ist ja ganz den Zerstreuungen und dem Vergnügen hingegeben; der wahre Held aller Sallons.

Ich möchte dem Herrn Chevalier beystimmen, nahm le Tellier das Wort: Fouquet ist etwas anders als er scheint oder scheinen will. Er ist verschlagen, und wer weiß —

Aber nennt man eine bestimmte Dame? un=

terbrach die Frau von Chevreuse den Staatssekretär, indem sie sich an Frau von Motteville wendete: Wen soll er heirathen? —

Das schien bis jetzt nicht so ausgemacht, erwiederte diese; denn er flattert um Mehrere zugleich. Man hat stark davon gesprochen, daß er wirklich die Hand der Frau von Sevigné begehrt haben soll, Andere rühmen sich ähnlicher Vorzüge, und zwischen durch währt seine alte Freundschaft für die Marquise de Bellière fort. Indessen glaube ich so ziemlich bestimmt zu wissen, wen er wählen wird.

Und das wäre? die Sevigné vielleicht? fragte Frau von Chevreuse hastig.

Keine Andere, als die kleine Maineville; versetzte die Motteville.

Die Maineville? dieß ungezogene Kind? unterbrach die Herzoginn von Navailles: Nicht möglich!

Sie ist ja Damville's Braut, rief die Frau von Chevreuse.

„Das thut nichts, — die Verbindung geht wahrscheinlich auseinander. Des Herzogs Kränklichkeit biethet die passendste Veranlassung."

Das sollte mir sehr leid thun um Damville's willen, sagte der Chevalier.

Ich denke, er soll froh seyn, wenn er diese Braut los wird, versetzte Frau von Navailles: Das ist so leichtsinnig, so luftig, so unbesonnen! Ich bin durchaus nicht mit ihr zufrieden.

Sie müssen das am besten beurtheilen können, nahm Frau von Chevreuse das Wort: Ich gestehe, sie scheint mir sehr naseweis und eitel. Wie hat sie sich nicht übermüthig benommen, als ihr der Minister in meiner letzten Soirée einige Artigkeiten sagte!

Ja, aber was thut sie eigentlich? fragte Frau von Motteville neugierig die Herzoginn von Navailles.

Was sie thut? antwortete diese, ein bischen verlegen: Je nu! Es läßt sich mit Worten schwer beschreiben. Sie treibt den ganzen Tag tolles Zeug, Kinderpossen! Und wenn man ihr die Thorheit ihres Beginnens ernsthaft vorstellen will, so weiß sie so viel zu plaudern, zu schmeicheln, zu tändeln, daß man zuletzt kaum weiß, was man ihr sagen wollte.

Sie soll doch viel bey der Königinn Mutter gelten, erwiederte le Tellier.

Unbegreiflich genug! antwortete Frau von Navailles: Die Königinn findet sie allerliebst.

Ihre Majestät, nahm Frau von Motteville

das Wort, haben mir erst gestern die Ehre erwiesen, mir zu sagen, daß die kleine Maineville Sie recht angenehm zu unterhalten wisse, und daß Sie den Herzog von Damville glücklich priesen, so ein liebenswürdiges Wesen zur Frau zu bekommen. — Ich aber nahm mir die Freyheit, zu bemerken, daß diese Heirath vielleicht nicht so sicher seyn könnte. — Du meinst, haben mir Ihre Majestät erwiedert, weil des Herzogs Gesundheit so schwankend ist? — Ja — Das sollte mir leid thun, denn er ist ein schätzbarer Mann, der eine Frau wohl glücklich machen kann, und dieses Loos möchte ich meiner guten Sophie wohl gönnen. — So sagte die Königinn, und ich fand es denn weder der Ehrfurcht für die erhabene Frau, noch der christlichen Liebe gemäß, meine Gedanken weiter auseinander zu setzen. Aber ich habe Manches bemerkt, welches mich glauben macht, es stehe zwischen den Brautleuten nicht mehr Alles so, wie es früher gestanden hat, und wie es überhaupt bey Brautleuten stehen soll.

Und da meinen Sie, begann Frau von Chevreuse wieder, der Minister sey mit seinen Bewerbungen daran Schuld?

Es ist wahr, entgegnete de Laigues, ich finde Damville jetzt oft still und verstimmt.

Daran, versetzte le Tellier, mag wohl seine gestörte Gesundheit Ursache seyn, wenigstens ließe es sich leicht so erklären. Aber wissen Sie etwas Bestimmtes über das Verhältniß der jungen Leute?

Das eben nicht, antwortete Frau von Motteville, aber man hat ja Augen und Ohren. Der Minister macht dieser Maineville weit offenbarer, als es sich bey der Braut eines Andern ziemt, den Hof, und sie läßt es sich gefallen —

Und brüstet sich noch und ist übermüthig, wenn man ihr ihr Unrecht zeigen will, fiel die Herzoginn von Navailles ein: Sie stützt sich eben auf die Gunst der Königinn Mutter; sie empfängt seine Besuche ganz ohne Scheu auf ihrem Zimmer, freylich immer im Beyseyn einer ihrer Gefährtinnen oder wenigstens einer Kammerfrau. Aber diese Besuche wiederhohlen sich so oft, der Mann, der sie macht, ist so ausgezeichnet, daß es Aufsehen erregen muß, und darum bedaure ich den armen Damville doppelt—

Es ist also eine förmliche Intrigue? unterbrach sie die Herzoginn von Chevreuse: Das wird wohl mit einer Heirath enden, und der arme Damville ist um seine Braut. Das ist schändlich! Schändlich von der Maineville, noch schändlicher

von Fouquet, der als ein Mann von Jahren und Erfahrung hier der Besonnenere seyn sollte!

Sie scheinen so sicher an eine Heirath zu glauben, gnädige Frau? nahm le Tellier das Wort: So wie ich Fouquet und seine Absichten beurtheile, mag es wohl in seinen Plan gehören, daß man ihn für einen Freyer des Fräuleins halte, welches sich der besondern Gunst der Königinn Mutter rühmen darf — sie aber wirklich zu heirathen, gehört gewiß nicht in seinen Plan.

Nach der Zuversicht, mit der Sie dieß aussprechen, versetzte Frau von Motteville, darf man wohl voraussetzen, daß Sie viel von des Ministers Planen wissen? Was hat er eigentlich vor?

Ich muthmaße nur, antwortete le Tellier bedächtig: Muthmaßungen stehen Jedem frey, und für mehr gebe ich sie auch nicht. Ich glaube Fouquet genau zu kennen, noch von der Zeit her, wo wir Beyde unter des Kardinals Leitung arbeiteten. Sein Gott ist der Ehrgeitz. Er will hoch stehen, Einfluß haben, sich Alles vor ihm beugen sehen. Für diesen Zweck ist er bereit, jedes Opfer zu schlachten. Ihm hat er bereits ungeheure Summen geopfert, er hat Alles, er hat sich selbst auf eine gefährliche Spitze gestellt. Ob

er sich dort behaupten kann, wird die Zeit lehren. Der Mann aber, der ein solches Ziel vor Augen hat, läßt sich von einem hübschen Lärvchen nicht blenden, nicht von seinem Wege ablenken; so muthmaße ich.

Und Sie scheinen die Sache tief und aus dem richtigsten Gesichtspuncte ergründet zu haben, erwiederte der Chevalier: Ich halte diesen Fouquet für einen sehr gefährlichen Menschen, der vielumfassende Plane hegt, und dabey nur sich, nicht den König oder den Staat, im Auge hat.

Erlauben Sie mir, Ihnen einige Bemerkungen in dieser Hinsicht mitzutheilen, versetzte le Tellier; denn man hat ja Augen und Ohren, wie Frau von Motteville vor Kurzem sehr passend sagte. Warum zum Beyspiel hat er das Schloß Bellisle in der Bretagne gekauft?

Ja, wer kann alle die Beweggründe errathen, die den oder Jenen zum Ankauf eines Besitzthums bestimmen! antwortete Frau von Motteville.

Gut denn! erwiederte le Tellier, wir wollen also so weit nicht forschen. Wir wollen nicht bedenken, daß das Schloß unfern der Küste von

Bretagne liegt, daß eine Communikation mit England hier sehr leicht möglich ist.

Ach, wer wird auch an solche arge und lieblose Möglichkeiten denken! erwiederte jene.

Daß es Leute gibt, die daran denken, beweiset mein eigenes Beyspiel, meine gnädige Frau, versetzte le Tellier: Und glauben Sie mir, ich bin nicht der Einzige, der an solche Möglichkeiten glaubt. Warum aber, ich frage Sie — warum läßt er dieß Schloß befestigen?

Befestigen? rief der Chevalier hastig.

Sie können es mir nacherzählen — es ist so, antwortete le Tellier: Alle alten Mauern und Werke sind theils neu hergestellt, theils ausgebessert worden, Stückbetten angelegt, schweres und leichtes Geschütz, Munition u. s. w. hingeschafft worden. Und jetzt, höre ich, hat man angefangen Mundvorrath anzulegen.

Das sieht ja aus wie die Vorbereitungen zu einer Rebellion! rief die Frau von Chevreuse: Es wird immer ärger! Welche Schlange nährt der König am Busen!

Wahrlich, es scheint bedenklich, versetzte Frau von Motteville; indessen wäre es wider die christliche Liebe —

O gehen Sie mir mit Ihrer christlichen Lie-

be! fiel Frau von Chevreuse ein: Dieser Fouquet verdient sie nicht.

Und wenn die Gefahr wirklich drängte, erwiederte der Chevalier, dann wäre jeder gute Unterthan verpflichtet, diese christliche Liebe auf die Seite zu setzen und Alles anzuwenden, um jene abzuwehren.

Aber was meinen Sie denn? nahm die Herzoginn von Navailles ängstlich das Wort: Wäre etwas für die Sicherheit des Hofes zu fürchten? Das wäre doch entsetzlich!

Ich sage nicht, antwortete le Tellier, daß Gefahr vorhanden ist, ich will auch glauben, daß Fouquet nichts staatsgefährliches sinnt; aber ich glaube, daß er sich auf jeden, auch auf einen äußersten Fall sichern will.

So glauben Sie also, fragte Frau von Motteville, daß er nöthig hätte, ein solches Äußerstes zu fürchten?

Ich glaube gar nichts, antwortete le Tellier: — Es ist überhaupt schwer, über einen solchen Gegenstand mit Bestimmtheit zu sprechen.

Ja, aber woher könnte ihm Gefahr drohen? fragte diese wieder: Der König schenkt ihm sein volles Zutrauen. Ihre Majestät die Königinn Mutter sind ihm sehr gewogen.

Weil er ihr Geld zu ihren Ausgaben verschafft, rief der Chevalier.

Die wahrlich nur in Werken der Barmherzigkeit bestehen, fiel Frau von Motteville schnell ein.

Immerhin! erwiederte le Tellier: Die Königinn braucht Geld, und der Minister schafft ihr Geld. Dafür unterstützt sie ihn eifrig beym Könige, und nimmt sich seiner bey jeder Gelegenheit warm an.

So warm, fiel der Chevalier spottend ein, daß man bey den Prätensionen, die der höchst eitle Mensch an Gefallen und Erobern macht, wahrlich auf allerley Gedanken verfallen könnte.

O pfuy! rief Frau von Motteville entrüstet, indem sie aufstand: Jetzt mag ich auch nichts weiter hören. Sie sind von jeher ein Spötter gewesen, Chevalier, und vor Ihren Stacheln ist Niemand sicher. Adieu! Ich gehe, es ist ohnedieß bald Zeit, die Königinn ins Oratorium zu begleiten.

Und ich will die kleine Maineville ein wenig ins Examen nehmen, versetzte Frau von Navailles, indem sie sich ebenfalls erhob. Nun schickten auch die Übrigen sich an, fortzugehen; die Herzoginn von Chevreuse legte ihren Arm in den des

Chevaliers, der, ziemlich verstimmt durch manchen Blick, den er während des vorigen Gesprächs in das Herz seiner Angebetheten gethan, wortarm an ihrer Seite ging. Frau von Motteville erboth sich höflich, die Herzoginn von Navailles ins Schloß zu begleiten, indessen le Tellier, achtungsvoll grüßend, sich nach einer andern Seite entfernte.

Bald nachdem diese Unterredung in den königlichen Gärten Statt gefunden, und die Herzoginn von Navailles durch eine strenge Predigt ihrer Galle gegen Sophien Luft gemacht hatte, ohne etwas dadurch zu erreichen, beschäftigte die Aussicht auf ein glänzendes Fest, das der Finanzminister am sechs und zwanzigsten July zur Feyer des Nahmensfestes der Königinn Mutter, geben wollte, den ganzen Hof mit allen seinen Umgebungen. Dieser mächtige Mann besaß, wie fast alle der ersten Großen, sein eigenes Haus in Fontainebleau, das er nie zu beziehen säumte, sobald die königliche Familie sich auf dieses Lustschloß begab. Dieß Haus, das er erst vor einigen Jahren mit ungemeinem Aufwande hatte bauen lassen, übertraf die Wohnungen aller übri-

gen Minister und Großen, und wetteiferte mit der Pracht der königlichen Gemächer selbst; ja es gab Viele, welche dem Pallaste des Finanzministers aus dem Grunde den Vorzug vor dem königlichen gaben, weil er ganz frisch, im neuesten Geschmack, und kaum mit minderer Pracht eingerichtet war.

Dennoch dünkte es dem Besitzer zur Verherrlichung der hochverehrten Mutter seines Souverains nicht prächtig genug. Keiner der mehreren Säle, die es enthielt, wurde geräumig und zugleich in jeder Hinsicht gelegen zum Zwecke eines großen Ballsaales erachtet, und darum ließ Fouquet mit großartigem Aufwande, und in einer Schnelligkeit, welche diesen Aufwand verdoppelte, in dem Garten, der zu seinem Hause gehörte, einen Pavillon erbauen, der, nebst einem überaus großen Tanzsaale, verschiedene Gemächer enthielt, in welchen sich die Gesellschaft vertheilen, und Soupers und Erfrischungen genießen konnte. Der sehr weitläufige Garten war mit in den Plan des Festes gezogen, er sollte aufs herrlichste erleuchtet, und Alles mit mehr als fürstlicher Pracht und dem feinsten Geschmack verziert und eingerichtet werden. Noch ehe der Ball Statt hatte, machte er die Neuigkeit des

Tages in der schönen Welt aus, und diese sowohl als die gemeine strömte von Paris hinaus, um dieß Wunder von einem Pavillon betrachten und hernach erzählen zu können, wie Alles ausgesehn, zu berechnen, welche Summen es gekostet haben mußte, und zu besprechen, wie denn der Minister diesen ungeheuren Aufwand würde bestreiten oder rechtfertigen können, wenn es einmahl dahin käme, daß Rechenschaft von ihm gefordert werden sollte?

Fouquet wußte sehr wohl, was für Gespräche bey dieser Gelegenheit geführt, welche Bemerkungen über ihn gemacht, welche Waffen von Neid und gekränkter Eitelkeit gegen ihn geschärft wurden. Seine Freunde unterrichteten ihn aus Besorgniß davon, seine Feinde wußten es so einzurichten, daß alle, auch die hämischesten Bemerkungen ihm zu Ohren gelangten. Er hörte Alles, aber es schien ihn nicht zu kümmern, und unbesorgt, als ob die ganze Welt nur in Beyfall und Bewunderung für ihn beschäftiget wäre, ging er seinen Weg auf der kühnen und schlüpfrigen Bahn fort. — Er hatte sich der Einwilligung des Hofes zu versichern gewußt; der König, seine Gemahlinn und seine Mutter hatten ihm verheißen, seine eben so inständigen als

unterwürfigen Bitten zu erfüllen, und, wenn auch nur auf kurze Zeit, sein Fest mit ihrer Gegenwart zu beehren. Dieß war es, wornach er strebte, er hatte es erreicht, und ließ die Neider sagen, was sie wollten.

Es versteht sich, daß die Hofdamen beyder Königinnen, so wie alle ausgezeichneten Personen des Hofes und des höhern Adels ebenfalls eingeladen waren. Dem Herzoge von Damville sicherten seine Geburt und sein Rang einen Platz bey diesem Feste, obwohl Fouquet vielleicht der Nothwendigkeit ihn zu bitten gern überhoben gewesen wäre. Sophie freute sich mit der frischen Empfänglichkeit glücklicher Jugend, und mit geheimer Befriedigung ihrer Eitelkeit darauf. Es war der erste große Ball, den sie, erst kürzlich aus der Provinz angelangt, sehen sollte. Die Königinn Mutter hatte ihr einen allerliebsten Ballanzug geschenkt, und der allmächtige Minister, der sie vor allen ihren Gespielinnen merklich auszeichnete, hatte sie durch mehr als Ein feines Compliment und zarte Anspielungen errathen lassen, daß gerade ihre Gegenwart eine nothwendige Zierde seines Festes ausmachen, und ohne sie das Ganze wenig Werth für ihn haben würde. Sie hatte den Sinn seiner Worte

wohl errathen, sie schmeichelten ihrer Eitelkeit ungemein, das kleine Köpfchen wurde ein Bischen schwindlicht davon, aber bis in ihr Herz drangen sie nicht, und dieß blieb, trotz alles Wohlgefallens, womit sie die Huldigungen des Ministers aufnahm, dem Jugendfreunde und Verlobten getreu.

Unlieb war es ihr, daß dieser Freund ihre große Freude an dem bevorstehenden Feste nicht so lebhaft theilte, als sie gewünscht und sicher erwartet hatte; ja dieß Fest, so wie überhaupt die Aufmerksamkeiten, welche Fouquet seiner Braut seit einiger Zeit bewies, hatten schon öfter Anlaß zu kleinen Mißhelligkeiten zwischen ihnen gegeben, die aber noch jederzeit durch Beyder herzliche Liebe sich mit einer warmen und aufrichtigen Versöhnung geendigt hatten. Damville's Gesundheit war merklich gebessert, und obwohl ihm noch ein strenges Regime vorgeschrieben, und jede heftige Bewegung untersagt war, nährten die Liebenden die fröhlichsten Hoffnungen, und sahen ihrer Verbindung, die auf dem nächsten Herbst Statt haben sollte, freudig entgegen.

Damville war dem Hofe mit der Garde nach Fontainebleau gefolgt. Sein Quartier war zwar

weit vom Schlosse, und der Dienst Zeit raubend; dennoch wußte der zärtliche Bräutigam täglich eine halbe oder ganze Stunde zu finden, wo er seine Sophie sehen, und von seinem künftigen Glücke mit ihr sprechen konnte. Zwey Tage vor dem Balle kam er an einem Nachmittage zu ihr. Ein gewitterhafter Himmel machte die Wärme der Jahreszeit heute besonders drückend, und die liebliche Kühle sehr erwünscht, welche ihn in den hohen luftigen Zimmern umfing, die seine Sophie bewohnte, wo geschloßne Jalousien jedem Sonnenstrahle den Eingang wehrten, und der Einfluß der Hitze auf jede Art abgehalten war. Er fand sie mit Anstalten zu dem Balle, und dem Schmucke der Königinn Mutter beschäftigt, den sie in Ordnung bringen mußte. Er setzte sich zu ihr, er sagte ihr, daß er heute so glücklich sey, zwey freye Stunden vor sich zu haben, daß er erst um sieben Uhr, aber dann auch unausbleiblich in seinem Quartier seyn müsse. Die Beschäftigung, worin er Sophien getroffen, lenkte das Gespräch abermahls auf das bevorstehende Fest, und Victor äußerte unverhohlen, daß er froh wäre, wenn es schon vorüber wäre, oder gar nicht Statt hätte.

„Aber was ist es denn, lieber Victor, was

dich so sehr gegen diesen Ball verstimmt? Es freut sich doch Jedermann darauf.“

Glaubst du? Es mag seyn, daß junge Mädchen, wie du, die sich gern putzen, gern tanzen, sich gern bewundern lassen, so denken. Ich kann dich aber versichern, daß bey weitem die meisten Menschen darüber schimpfen; daß des Ministers ungeheure Verschwendung, und die eben so ungeheure Anmaßung, die er dabey an den Tag legt, ihm in den Augen aller Vernünftigen schaden, und den gerechten Tadel der Menge erregen.

„Ja, der Mißgünstigen, die ihm seinen Einfluß, seine Reichthümer, und den Geschmack, womit er sie zu verwenden weiß, beneiden.“

Wie dich seine Vorzüge beredt machen!

„Und wie du ungerecht bist, Victor!“ erwiederte sie mit freundlichem Vorwurf. „Ist denn das der Mensch, was ich an ihm gelobt habe? oder sind es nicht vielmehr äußerliche Zufälligkeiten, die gar nichts für seinen wahren Werth entscheiden, und die ihm Jedermann zugesteht?“

Victor schwieg. Er wendete sich gegen Sophien, er sah ihre schönen schwarzen Augen ihm mit unwiderstehlicher Freundlichkeit strahlen, er zog sie näher an sich und drückte einen versöhnenden Kuß auf ihre weiße Stirne. Sie lächelte ihn

freundlich an, aber seine Miene wurde allmählig ernster, er ergriff ihre Hand, drückte sie an seine Lippen, hauchte einen Seufzer drüber hin, und die edlen, blassen Züge sprachen Trübsinn und Sorge aus.

„Was hast du, Victor?“ fragte sie. „Du bist nicht froh, mein Freund.“

Ich bin es nicht. Es ist dieser Ball, der mir den frohen Muth raubt.

„Erkläre dich!“

Du wirst gehen, und dieser Fouquet wird sich nm dich her bemühen, er wird dir den Hof machen mit aller jener Unverschämtheit, die er hat und die dazu gehört, um sich gegen die Braut eines Andern so zu benehmen, wie er thut.

„Du siehst das in zu düsterm Lichte. Er ist eben gewohnt, allen Frauenzimmern Schönheiten zu sagen, und gegen Alle galant zu seyn; das ist so seine Art.“

Eine sehr unbequeme, geckenhafte Art!

„Das gebe ich dir zu, obwohl ich nicht läugnen kann, daß seine Unterhaltung oft sehr geistreich ist.“

Da sieht man! Er gefällt dir doch.

„Nicht doch, Victor; ich sage nur, was Jedermann ihm zugesteht. Indessen sey unbesorgt.

Ich werde ihn in den Schranken gehöriger Entfernung zu halten wissen."

Sophie! Sophie! antwortete Damville sehr ernst: Soll ich dir das Register aller der Gelegenheiten, von jenem Abend im Hotel Chevreuse bis jetzt, vorhalten, wo er dich mit seinen Aufmerksamkeiten verfolgt, und du sie bey weitem nicht so streng zurückgewiesen hast, als sie es verdient hätten?

„Du bist verstimmt, Victor, und darum siehst du Alles in trübem Lichte. Du thust mir Unrecht. Ich liebe dich so wahr, so treu —"

Daran habe ich zu meinem Glücke noch nie gezweifelt. Aber du bist schön, jung, unerfahren; der Minister ist das Augenmerk der ganzen Welt, und besonders der Weiber. Dieser Mann zeichnet dich aus, und es ist sehr natürlich, daß dir das schmeichelt. Du siehst, ich entschuldige dich; aber ich kann nicht umhin, diese Auszeichnung mit unwilligen Augen zu sehen; und darum ist mir die neue Veranlassung dazu, dieser Ball, so zuwider. Herzlich froh wäre ich, wenn irgend ein Zufall dazwischen träte und ihn vereitelte.

„Das ist ein liebloser Wunsch, Victor, gegen mich und gegen Alle, die sich eben so darauf

freuen, wie ich. Denke nur, es ist das erste große Fest dieser Art, das ich sehe!" —

Nun, so genieße es denn, meine süße Freundinn! antwortete Damville mit herzlicher Gutmüthigkeit: Genieße es, weil es dich so sehr freut. Ich will dich daran nicht hindern; aber ich werde dabey seyn, setzte er schärfer betonend hinzu.

„Nun das — meine ich, hätte sich ohnedieß verstanden."

Nicht so ganz, meine Liebe! denn mein Arzt will es mir durchaus nicht gestatten. Er fürchtet die Hitze, den Staub, die Nachtluft — was weiß ich, was Alles!

„Du bist ja jetzt, Gott sey Dank! so wohl!"

Ja, meine Sophie, ich fühle mich viel besser, und darum achte ich auch dieses Verbothes nicht. Ich werde dich begleiten, und wenn ich auch schon auf die Freude verzichten muß, selbst mit dir tanzen zu dürfen, so soll doch meine Gegenwart jeden Überlästigen im Zaum halten. — Und endlich — ein Großpapa wird sich doch nicht so lächerlich machen, noch eine Menuette mit dir zu versuchen?

„Das wollen wir nicht hoffen," antwortete sie lachend.

Du aber, liebe Sophie, wirst dich unterhalten, ich werde mich an deiner Freude weiden, und in den Zwischenzeiten wirst du mir erlauben, dir meinen Arm zu biethen, dich im Saal oder im Garten herumzuführen.

„O herrlich! Allerliebst! — du bist ein Engel, Victor!“

Du siehst also, liebe Sophie, wie ich durchaus durch meine Kränklichkeit oder eine ernstere Ansicht dein Vergnügen nicht stören will. Aber dafür — er stockte.

„Was denn? O gern Alles, was du nur verlangen kannst!“

Sophie! — Ich spreche es nicht gern aus. Aber meine Begriffe von unserm Verhältnisse und von dem, was wir uns Beyde vor der Welt schuldig sind, bringen es so mit sich — dafür — versprich mir, meine theure, geliebte Freundinn, wenn, was zwar durchaus unwahrscheinlich ist, wenn mein alter Husten sich plötzlich einstellen, wenn ich nicht auf dem Ball sollte erscheinen können — dann versprich mir, dich unter einem schicklichen Vorwande loszumachen. Ich kann einmahl den Gedanken nicht ertragen, und es verträgt sich auch nach meinem Gefühl nicht mit meiner Ehre,

daß du ohne deinen Verlobten auf einem Balle erscheinst, den dieser Fouquet gibt.

Sophie hatte ihn ausreden lassen. Ihr war eiskalt ums Herz geworden. Nicht auf den Ball gehen! Welche unerhörte Forderung! Sie antwortete nicht und saß mit niedergeschlagenen Augen.

Er schlang den Arm um sie, er nannte ihren Nahmen mit leiser, bebender Stimme. Sie blickte auf. — Ach! diese schönen braunen Augen sahen sie so bittend an! Sie glaubte eine Thräne darin schimmern zu sehen; der ernste Mann, der Officier, dessen Muth von allen seinen Kameraden anerkannt war, erbath sich schüchtern und beynahe mit Thränen eine Zusage von dem Mädchen seiner Liebe. Es stand in ihrer Macht, ihm eine recht große Freude zu machen. Ihre Züge, die sehr düster geworden waren, heiterten sich allmählig auf; ein freundliches Lächeln bildete sich um ihren Mund — Victors Gesundheit hatte sich um so Vieles gebessert, die Ärzte gaben die tröstlichsten Versicherungen — es war durchaus unwahrscheinlich, daß gerade zwischen heute und übermorgen eine solche Störung eintreten sollte. So lief sie ja keine Gefahr, wenn sie dem theuern Freunde diese Zusage, die ihn so glücklich

machen konnte, aus vollem Herzen gab. Das Lächeln ihres Gesichts wurde immer heiterer, während diese Gedanken sich schnell in ihrem Geiste entwickelten, und Victors Auge mit banger Erwartung an dem ihrigen hing.

Freundlich legte sie nun ihre Hände auf seine beyden Schultern, sah ihm recht innig in die schönen bittenden Augen: — Wer könnte dir Etwas abschlagen! — Topp, Victor! sagte sie, und legte ihr niedliches Händchen in seine Rechte, ich verspreche dir, vom Balle wegzubleiben, wenn du nicht gehen darfst; ich verspreche dir — aber dieß zweyte Versprechen ging in einer heißen Umarmung unter, in welcher der Entzückte sie mit stürmischer Freude an die Brust drückte.

Er war ganz glücklich, und vergaß bald darauf den Ball, den Minister und alle seine Besorgnisse über Sophiens unverstellter Anhänglichkeit und über ein Gespräch, das die Liebenden sehr natürlich auf ihre bevorstehende Vermählung, und auf das ländlichstille genußreiche Leben führte, das ihrer wartete. Denn Damville war entschlossen seine Charge aufzugeben, und wenigstens den größten Theil des Jahres auf seinen Gütern an der Loire zuzubringen.

Eifrig und herzlich plauderten die jungen

Leute noch, und selbst die Dazwischenkunft der Herzoginn von Navailles, die die ganze Zeit über im Nebenzimmer bey offenen Flügelthüren gesessen, und einen Theil ihres Gesprächs gehört hatte, störte sie nur wenig in ihrer fröhlichen Stimmung. Sie wollte dem jungen Manne wohl, sie billigte seine Art zu seyn eben so sehr, als sie oft die seiner Braut tadelte, und stimmte ihm vollkommen in seinem scharfen Urtheile über Fouquet bey.

Aber wie? fragte sie mit mütterlichem Ansehen: Habe ich Sie, Herzog, nicht vorher sagen gehört, Sie müßten um sieben Uhr im Gardehof seyn?

So ist es, gnädige Frau; erwiederte Damville.

Wissen Sie aber auch daß ein Gewitter im Anzuge ist? Ja, Ihr Verliebten habt die Jalousien vor den Fenstern zu, und kümmert Euch wenig darum, wie es in der Welt draußen zugeht. Ihr würdet Euch aber auch ums Wetter nicht kümmern, wenn Ihr im Schloßhof ständet und mit einander plaudertet. Da sehen Sie einmahl, Herzog! fuhr sie fort, indem sie ans Fenster trat und einen Flügel der Jalousie aufstieß — sehen Sie, was das für Wolkenberge sind.

Es steht keine zehn Minuten an, so bricht das Gewitter aus.

Mein Gott! rief Sophie erschrocken, indem sie sich nach der Wanduhr umsah: Es ist drey Viertel auf sieben! O jetzt dürfen Sie nicht mehr fort, Victor!

Ich muß, Sophie, es ist meine Pflicht.

Ach, gnädige Frau! wandte sie sich mit gefalteten Händen bittend zur Herzoginn: Reden Sie ihm zu. Er soll sich nicht hinauswagen. Das Wetter überfällt ihn, ehe er nach Hause gelangen kann.

Ich muß es darauf ankommen lassen, antwortete Victor: Aber ich denke, ich kann ihm noch entgehn, wenn ich auf der Stelle aufsitze und ein Bischen schärfer reite.

„Aber der Arzt hat das schnelle Reiten verbothen. Ach, Victor, thun Sie es nicht, Sie werden krank werden.“

Sorgen Sie nicht, liebe Sophie, ich werde mich um Ihretwillen schonen, heute mehr als sonst, antwortete er mit bedeutendem, aber freundlichem Lächeln, hatte indessen seinen Degen umgeschnallt, Hut und Handschuhe ergriffen — verbeugte sich vor der Herzoginn, küßte seiner Braut die Hand, die er herzlich drückte, und

eilte fort. Bekümmert traten die beyden Damen ans Fenster, sie sahen den Herzog aufsitzen, sie noch einmahl freundlich grüßen und aus dem Schloßthor sprengen.

„O mein Gott!“ sagte Sophie, indem sie die Hände still wie zum Gebethe faltete — „wenn er nur glücklich nach Hause kömmt! Wenn ihm das Wetter und der schnelle Ritt nicht schaden!“

Ja, so ist die Jugend, nahm die strenge Frau das Wort; unüberlegt, gedankenlos! Das plaudert und tändelt, und vergißt Zeit, Pflicht und alle Himmelserscheinungen.

„Aber wer hätte denken sollen! Es war der schönste Tag von der Welt.“

Ich habe es gedacht, und jeder vernünftige umsichtige Mensch konnte es denken. War das nicht heute eine Hitze zum Verschmachten! Und wie das Barometer fiel, und meine Laubfrösche quackten!

„Ach Gott! wer hätte denn, während Victor da war, an Barometer und Laubfrösche denken sollen!“

Da haben Sie nun die Folgen des Nichtdenkens. Wie die Wolken heraufziehn! Jetzt kommt schon der Staub und der Wind.

„Weh mir! Jetzt ist er kaum halbweges!“ Sie verstummte in nahmenloser Angst, und man muß es zu ihrer Ehre versichern, daß diese Angst bloß dem Geliebten und seiner Gefahr galt; der Ball und alle anderen Rücksichten waren völlig aus Sophiens Sinn verschwunden, die bey jedem Windstoß zitterte, und unter bangen Herzensschlägen den Zug der Wolken und die Zeit berechnete, wann ihr Victor zu Hause seyn könnte.

Am folgenden Morgen war die arme Sophie kaum aus einem unruhigen Schlummer erwacht, als sie schnell ein Billet an den Geliebten schrieb, worin sie sich erkundigte, wie er gestern nach Hause gekommen sey, ob ihm der schnelle Ritt nicht geschadet? u. s. w., und den Bedienten damit in den Gardehof schickte.

Die Antwort war in den beruhigendsten Ausdrücken abgefaßt. Damville's schnelles Roß hatte ihn glücklich dem schon fallenden Regen enttragen; nur einige Tropfen hatten ihn ein Paar Schritte vom Hause getroffen. Er fühlte sich vollkommen wohl, nur von dem stärkern länger entwöhnten Reiten etwas ermüdet. Um sich also für den morgigen Ball recht zu schonen, und da

er heute ohnedieß die Wache nicht zu beziehen habe, wolle er sich lieber das Vergnügen versagen, seine geliebte Sophie zu besuchen, und sich ruhig auf seinem Zimmer halten.

Sophie wurde sehr niedergeschlagen durch diesen Brief. So hatte er nicht lauten sollen, um ihrem bekümmerten Herzen Frieden zu geben. Victor war gewiß unwohl, angegriffen. Sie glaubte das an den Schriftzügen zu erkennen, die ihr unsicherer als sonst vorkamen. Wenn ihn das schnelle Reiten erhitzt — der kalte Regen erkühlt hätte! Nun fiel ihr auch der Ball ein. O großer Gott! rief sie, das wäre zu schmerzlich, Victor krank zu wissen und vom Ball wegbleiben zu müssen! — Der Tag verging unter fortwährender Angst und Bekümmerniß. Wohl drey bis vier Billete flogen im Laufe desselben zu Victor, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er antwortete zärtlich und freundlich: er fühle sich kräftiger, hoffe auf eine ruhige Nacht und baldige Herstellung; aber es war etwas in diesen Antworten, was Sophien nicht ganz recht dünkte. Endlich glaubte sie es in dem sehr natürlichen Mißtrauen zu finden, das Victor dießmahl in ihre Besorgniß für seine Gesundheit setzen mochte, weil die Freuden des Balles davon abhän-

gen sollten. Das kränkte sie. Ach! rief sie, ich ginge recht für mein Leben gern auf den Ball; aber wenn ich Victor krank wissen, und nicht gehen soll, so ist mir jenes doch das viel Schmerzlichere.

Aber nicht für Sophien allein, auch noch für viele andere Personen war dieser Ball-Vorabend ein Tag der Unruhe und lebhaften Bewegung. Fouquets Feinde hatten nichts gespart, um diesen Ball und die Kühnheit des Ministers, der es sich anmaßte, seiner Königinn Nahmensfest auf diese Weise zu feyern, und sich gleichsam damit den Gliedern des königlichen Hauses gleich zu stellen, dem Könige im verhaßtesten Lichte zu zeigen, und ihn zugleich auf die grenzenlose Verschwendung, welche dabey herrschte, und auf die Quellen, woher sie bestritten wurden, so wie auf die Folgen, die das für die Finanzen und den Staat haben konnte, aufmerksam zu machen. Le Tellier und Colbert waren hier, und bey Anna von Österreich de Laigues, die Herzoginn von Chevreuse und Andere in näherm oder fernerm Kreise thätig gewesen, um es wo möglich dahin zu bringen, daß der König und seine

Mutter den Ball nicht durch ihre Gegenwart beehre, und somit des Ministers Absicht zernichtet werde. Er wußte das Alles, er hatte Feinde, er hatte aber auch einige Freunde, und eine große Zahl von Anhängern und Clienten. Es waren viele Menschen, die er sich mit den Mitteln, welche ihm zu Gebothe stunden, verpflichtet hatte; Viele, die sich von seinem Einfluß in der Zukunft Nutzen versprachen; Viele endlich, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, die er durch seine Persönlichkeit und durch Hoffnungen, die er zu erregen wußte, gefangen hatte, so, daß er auf eine große Anzahl ihm ergebener Geister zählen konnte, die in jedem vorkommenden Falle für ihn zu handeln bereit waren. Daher sah er jenes Treiben, so wie das frühere, das sich schon erhoben hatte, als das Fest angekündigt war, sehr ruhig an, und theilte die Besorgnisse durchaus nicht, welche die Brust seiner treuesten Freundinn, der Marquise de Belliére, erfüllten, die denn auch an diesem Tage ganz besonders für ihn thätig war, und alle Minen spielen ließ, welche sie schon früher zu diesem Zwecke angelegt.

Waren es die Bemühungen seiner Feinde, denen es gelungen war, auf den Geist der Kö-

niginn Mutter zu wirken, war es ein unglücklicher Zufall, der sich ins Mittel schlug, und in der Nacht vor dem Balle das Übel, an welchem sie seit längerer Zeit litt, aufregte, genug, am Morgen des Balltages verbreitete sich erst leise, und bald lauter das Gerücht am Hofe, daß die Königinn Mutter unwohl sey, und kein Gedanke an den Ball bey ihr Statt finden könne.

Sophie hatte die Nacht sehr unruhig zugebracht. Sie hatte wenig geschlafen, und böse Träume hatten noch diese kurzen Stunden der Ruhe vergiftet. Sie sah ihren Victor bald tödtlich krank, bald höchst erzürnt gegen sie. Dann hatte eine stürmische Begegnung zwischen ihm und dem Finanzminister statt gehabt; sie hatten sich gefordert, geschlagen, Victor lag in seinem Blute, und Sophie erwachte mit einem Schrey und in Thränen gebadet. Es brauchte eine Weile, bis sie sich gesammelt und begriffen hatte, daß diese schrecklichen Bilder keine Wirklichkeit hatten. Sie stand auf, flog an den Schreibtisch, schickte den Bedienten mit dem Billet zu ihrem Verlobten, und harrte voll Angst auf die Antwort. Nach dem Frühstück brachte die Zofe den höchst geschmackvollen Anzug, der heute Abend ihre schöne Gestalt noch reizender erscheinen machen sollte,

und an den sie gestern spät noch die letzte Hand angelegt hatte, und breitete Kleid, Kopfputz und kleine Zubehör recht selbstgefällig auf einigen Stühlen aus. Ein schmerzlicher Stich ging durch Sophiens Herz. Ach, wenn Victor so krank war, wie sie ihn im Traume gesehen, so war Alles dieß vergebens! — und sie vermochte nicht, ihren Thränen zu gebiethen. Erstaunt betrachtete sie die Zofe, da öffnete sich die Thüre leise, und Fräulein d'Avernas, eine von Sophiens Gefährtinnen, steckte das niedliche Köpfchen herein, sah Sophien weinen und sagte wundernd, indem sie näher kam: Wie, Sophie! du weinst? Also weißt du schon? —

Ach Gott! rief diese erschrocken: So ist es wahr, er ist recht krank? Und mir verläugnet er es!

„Von wem sprichst du? Wer verläugnet etwas?“

Sophie sah, daß hier ein Mißverstand walte, und fragte: Weißt du nicht, wie es Damville geht?

„Kein Wort. Ich glaube auch, daß er sich wohl befindet, denn sonst hätte man etwas gehört. Uns aber geht es schlecht.“

Wie so? fragte Sophie erstaunt, aber etwas beruhigter.

„Wir kommen Alle um den Ball.“

Nicht möglich! Warum sollte er nicht Statt haben?

„Er soll wohl Statt haben, wir kriegen aber nichts davon zu sehen. Unsere Königinn hat heute Nacht plötzlich wieder Schmerzen an der Brust bekommen. Sie geht nicht, und so dürfen wir, ihre Ehrendamen, auch nicht gehen.“

Sophie war während dieser Rede ganz starr geworden, und hatte sie mit keinem Laute zu unterbrechen vermocht. Es hatte sich Alles gegen diesen Ball verschworen, von dem sie sich so viele Freude versprochen.

„Du sagst nichts? Bist du denn ganz gefühllos?“

Ich bin halbtodt vor Schrecken und Verdruß. Ich hatte mich so sehr auf dieß Fest gefreut! Fouquet selbst hatte mir so vieles Schöne davon erzählt, wie glänzend, wie überraschend Alles werden sollte!

„Ja, ja, Fouquet! Er macht dir sichtlich den Hof. Ein schöner Mann, trotz seiner Jahre!“

Man sollte es ihm nicht ansehen, daß er schon Großvater ist.

„Ein hübscher, aber eben nicht sehr ehrwürdiger Großpapa. Nun, was d e r sagen wird,

wenn er hört, daß der Hof nicht kommt! Ich bin überzeugt, er versucht Alles, um es durchzusetzen, er bewegt Himmel und Erde.“

Meinst du? — Vielleicht gelingt es ihm doch! rief Sophie, und ein Strahl von Hoffnung senkte sich in ihr bekümmertes Herz.

„Wenn es Einem Menschen auf Erden gelingt, so ist er es. Was hat er nicht schon möglich gemacht! Wie schnell ist er aus einem Commis im Bureau des Cardinals bis zu dieser Höhe gestiegen! — Er weiß Jeden zu nehmen, wie er ist, zu schmeicheln und zu imponiren. — Doch was sage ich das dir! Du mußt am besten wissen, wie gefährlich er ist.“

Pfuy doch! antwortete Sophie: Welche Bemerkungen erlaubst du dir, und vergissest, daß du mit der Braut eines Andern sprichst!

„Ach! Deswegen! — Wer weiß denn, ob der Herzog die Heirath erlebt.“

Du Lieblose! Wie kannst du mir etwas so Schmerzliches so kalt sagen?

„Ich sage nichts, als was du selbst oft gegen mich geäußert hast, wenn du in früherer Zeit voll Angst um deinen Bräutigam warst. Und laß uns unpartheyisch seyn! Damville ist ein hübscher, artiger Mann, er ist Gardecapitain

und hat Vermögen. Aber was ist das Alles im Vergleich mit dem Minister! Mit ihm, der jetzt schon so mächtig ist, und noch mächtiger, ja gewiß allmächtig werden wird, wie alle Leute sagen, und der jetzt schon so reich ist, daß seine Gemahlinn, in diesen beyden Hinsichten, nach den Königinnen die erste Frau in ganz Frankreich seyn wird!

Sie verbreitete sich nun sehr lebhaft über das Glück, welches eines Mädchens harren würde, das er zur Frau wählte, schilderte alle seine äußerlichen Vorzüge, und der arme Damville kam dabey sehr in Schatten zu stehn.

Während dieses Gesprächs kam der Bediente mit des Herzogs Antwort zurück. Sophie war ergriffen, wie sie das Billet in die Hand nahm. Was konnte es enthalten! Ihr Gefühl war aus inniger Besorgniß um seine Gesundheit und aus Angst um den Ball gemischt.

„Damville ist krank, sagst du?“

Seit vorgestern Abends. Das Gewitter hat ihn überfallen.

„Ich habe gestern mit meinem Cousin, der einer seiner Kameraden ist, gesprochen. Er wußte nichts davon. Damville war zwar zu Hause, aber vollkommen wohl. Und wenn er dir heute

etwas Schlimmeres schreibt, ist es wohl nur eine Finte, weil er nicht auf den Ball gehen mag.

Sophie hatte, indeß die Freundinn schwatzte, das Billet erbrochen und durchflogen. Damville schrieb ihr sehr zärtlich; er versicherte sie, daß er beynahe ganz wohl sey, und daß der Gedanke, sie zwey, vielleicht mehrere Tage nicht zu sehen, weil ihm der Arzt nach der Ermüdung von vorgestern gerathen habe, sich ruhig zu halten, — sein größtes Übel ausmache. Des Balles und seiner Bitte war nicht erwähnt.

Sie ließ die Hand mit dem Zettel sinken, und verfiel in tiefes Nachsinnen. Was sollte sie denken? Er war beynahe gesund, und er ging nicht aus, weil es ihm der Arzt gerathen, nicht befohlen hatte — er, der sonst eben nicht so gewissenhaft war, sich den ärztlichen Vorschriften zu unterwerfen! Und er gehorchte ihnen gerade heute so willig, wo, wie er bis jetzt hatte denken müssen, so viel von seinem Erscheinen auf dem Balle abhing. Das verdroß sie.

Ach! sagte sie endlich seufzend und laut, nach einer kleinen Pause: Ob er mitgeht oder nicht! Ich darf ja selbst nicht gehen.

Wer denn? fragte Fräulein d'Avernas. Sophie erzählte. Die Freundinn fand Victors For=

derung unausstehlich: Dürften wir nur sonst gehen, ich würde dir so lange keine Ruhe geben, bis du mir versprächest, diesem grämlichen Eifersüchtigen zum Trotz, dich auch ohne ihn gut zu unterhalten.

In Sophiens Seele war ein doppelter Stachel zurückgeblieben, als die Freundinn sie endlich verließ. Mißtrauen gegen Damville, der gestern ganz wohl gewesen war und heute nicht ausgehen mochte, und Schmerz über die vereitelte Hoffnung auf das Fest, das ihr, je mehr es ihr bestritten ward, je reizender vorkam.

Ungefähr eine Stunde nach dieser Unterredung rollte ein Wagen in den Schloßhof. Mehr mechanisch als aus Neugierde schaute Sophie zum Fenster hinaus. Es war des Finanzministers Equipage, eine der glänzendsten am Hofe. Sie sah ihn herausspringen, und, von seinem Gefolge, Bedienten, Jäger, Läufer, Mohren begleitet, die große Treppe hinaufeilen. Ihr Herz wurde unruhig. Warum kam er, zu so ungewöhnlicher Stunde? — Gewiß des Balles wegen! Er hatte von der Krankheit der Königinn gehört, und kam, um wo möglich diesen gefürchteten Streich abzuwenden.

Sophie hatte nicht geirrt. Es war dem Mi=

nister zu viel an dem Erscheinen des Hofes bey seinem Feste gelegen. Er fürchtete eine Kabale seiner Feinde, und daß die Krankheit der Königinn nur ein Vorwand sey. Er wollte sich selbst überzeugen, selbst sein Todesurtheil hören, wie er sagte, und er wußte die Damen im Vorzimmer der Königinn so durch seine Verzweiflung zu rühren, daß Frau von Motteville es übernahm, die Königinn zu vermögen, daß sie ihn vorlasse.

Diese lag im Bette; es war aber etwas sehr gewöhnliches bey ihr, daß sie, gesund oder krank, Besuche, und zwar auch von Männern, im Bette empfing. So wurde denn auch Fouquet vorgelassen, und es gereichte ihm zu großer Beruhigung, daß er sich überzeugt fand, die Monarchinn sey wirklich unwohl, und ihr Wegbleiben von seinem Balle keine Folge der Einflüsterungen seiner Feinde. Mehr hatte er nicht verlangt, und der Schmerz, den er zeigte, die Klagen, in welche er ausbrach, schmeichelten Annen von Österreich so sehr, daß sie sich geneigt fand, den Verlust, den er durch sie erleiden mußte, auf andere Weise zu mildern. Als er daher nach einer sehr langen Unterredung wieder im Vorzimmer erschien, fanden die Damen seine Miene um vieles heiterer.

Sophie hatte seit einer Stunde öfters aus dem Fenster geblickt, das die Aussicht auf die Haupttreppe gewährte. Jetzt sah sie den Minister und sein Gefolge wieder unter dem Portal erscheinen, in den Wagen springen, diesen umlenken und gerade vor der Treppe halten, die zu ihren Zimmern führte. Eine seltsame, aber nicht unangenehme Verwirrung bemächtigte sich ihrer. Sie sann nach, ob der Besuch ihr gelten, was er bedeuten sollte? Da meldete man den Minister. Verlegen, verwundert empfing sie ihn. Er kam im Auftrage der Königinn Mutter. Sie durfte zwar seinen Ball nicht durch ihre Gegenwart verherrlichen, ein Verlust, den Fouquet nie verschmerzen konnte; aber sie wollte ihm und der Welt zeigen, daß keine Ungnade, keine feindliche Bewegursache ihrem Weigern zum Grunde liege, und um dieß zu bethätigen, habe sie ihren Hoffräulein erlaubt, in Begleitung ihrer Aufseherinn, der Herzoginn von Navailles, auf seinem Balle zu erscheinen.

So sollte Sophie doch auf den Ball kommen, — diese himmlische Seligkeit genießen! Aber Damville's Unwohlseyn? Ihr Versprechen? — Der Sturm, welchen diese streitenden Vorstellungen in ihr aufregten, sprach sich in ihren Mienen aus.

Fouquet, der auf eine ganz andere Aufnahme seiner Bothschaft gezählt hatte, betrachtete sie erstaunt.

„Sie sagen gar nichts, mein Fräulein? Sollte mein Eifer, dem Feste seine lieblichste Zierde zu sichern, und mein Entzücken über das Gelingen dieses Wunsches, Ihnen mißfallen?“

Es ist nicht das, Herr von Fouquet. Es gibt Verhältnisse — Hindernisse —

„O lassen Sie mich nur dieß Wort nicht aus Ihrem schönen Munde hören! Es darf, es kann kein Hinderniß geben, das mich um mein Glück bringen könnte, welches mir der Wille meiner gnädigen Monarchinn so eben zugesichert hat.“ Und nun verbreitete er sich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken über die Freude, Sie, und gerade Sie auf seinem Balle zu sehen; er ließ sie in versteckten Ausdrücken ahnen, als wäre diese Freude der eigentliche Zweck seines Festes gewesen, und er wußte das niedliche Köpfchen in eine solche Wolke von Weihrauch, sinnreicher Schmeicheley und zarter Huldigung zu hüllen, daß Damville, ihr Versprechen, sein Unwille — Alles, Alles aus dem geblendeten Sinne verschwand, und Fouquet sich endlich mit dem stolzen Bewußtseyn

entfernte, den Zweck seines Besuches am Ho- fe vollkommen erreicht zu haben.

Sophie war siebzehn Jahre alt, sehr hübsch, sehr lebensfroh, sehr neu in der Welt, und hatte an einem üppigen verderbten Hofe außer ihrem Verlobten Niemand, der ihr freundschaftlich ra- thend zur Seite gestanden hätte. Das darf nicht vergessen werden, wenn sie billig beurtheilt wer- den soll.

Kaum war er fort, und Sophie auf's ange- nehmste beschäftigt, ihren Ballstaat noch einmahl mit freudigem Gefühle durchzumüstern, als die Herzoginn von Navailles ins Zimmer trat, und mit sauersüßem Gesichte den Befehl oder vielmehr die Erlaubniß der Königinn Mutter, heute, un- ter der Obhuth der Herzoginn, mit ihren Ge- fährtinnen bey Fouquet's Fest erscheinen zu dür- fen, brachte, zugleich aber hinzusetzte: „Für Sie, Fräulein, kommt diese Erlaubniß freylich vergebens."

Und warum das? fragte Sophie rasch.

„Weil Herr von Damville unwohl ist, wie ich von der d'Avernas gehört habe, nicht auf den Ball gehen wird, und es folglich nicht schicklich, ja nicht möglich ist, daß Sie gehen."

Nicht schicklich? Nicht möglich? wiederhohlte

Sophie, schon gereizt durch den scharfen Ton, womit die Herzoginn diese Worte gesprochen. Das sehe ich wahrlich nicht ein.

„So will ich Ihrem schwachen Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Vorgestern haben Sie, hier an diesem Platze, dem Herzoge versprochen, ohne ihn nicht zu gehen, und also —“

Sophie war blutroth geworden. Beschämung und Trotz kämpften in ihr, der letzte erhielt die Oberhand. Daß Damville sich gestern zu Hause hielt, weiß ich, erwiederte sie eifrig, heute ist er besser. Von seinem Wegbleiben hat er mir nichts geschrieben, und die Königinn hat erlaubt, daß ich gehe, folglich gehe ich. Bey diesen Worten wandte sie sich kurz ab, und beschäftigte sich mit ihrem Ballanzuge.

Die Herzoginn blieb noch einen Augenblick stehen, und sah sie streng und unwillig an. Sophie blickte nicht mehr auf. „Sie sind sehr entschlossen,“ nahm die Herzoginn endlich das Wort: — „Thun Sie was Sie wollen — ich wünsche nur, daß Ihr Entschluß Sie nicht nächstens gereue!“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, und machte die Thüre unsanft zu.

Das ewige Hofmeistern! murmelte Sophie halblaut. Aber dieß Hofmeistern hatte doch

einen kleinen Stachel in ihrer Seele zurückgelassen. Sie war nicht mehr so ruhig über ihr Erscheinen auf dem Balle. Wenn Damville wirklich krank wäre? Wenn ihn ihr gebrochenes Versprechen kränkte? — Aber die Königinn schickte ja gleichsam ihre Hofdamen, um den Minister ihrer Gnade zu versichern, und er legte so großen Werth gerade auf ihre Gegenwart, er schien sich so viele Freude davon zu versprechen, sie hatte ihm ihr Wort darauf geben müssen, und so hob ja ein gebrochenes Versprechen das andere auf, da sie beyde nicht zugleich zu erfüllen waren. So sophistisirte sich das Mädchen selbst allerley Gründe vor, warum sie nicht zu Hause bleiben konnte; aber schicken wollte sie noch zu Damville, sich nach seinem Befinden erkundigen und ihm den Fall vortragen. Dann hatte sie aber gewiß ihrer Pflicht ein Genüge geleistet.

Die rege Geschäftigkeit, welche heute ganz Fontainebleau bewegte, machte es Sophien unmöglich, eher als bis spät nach der Tafel einen Bedienten zu finden, der ihren Brief mit jener Anfrage zu Damville tragen konnte. Der Weg war weit, die Zeit zur Toilette für den Ball

rückte heran, ihre Gefährtinnen fingen bereits an sich zu putzen. Sie konnte nicht warten, bis Victors Antwort kam, sie schellte der Zofe und begann ihren Anzug. Mit großem Vergnügen, das sich in ihren glänzenden Blicken zeigte, sah sie sich jede Minute schöner werden, wie der wohlgewählte Putz ihre natürlichen Reize hervorhob. Nein! Es wäre eine Grausamkeit, wenn Damville sie hindern wollte, dieß Vergnügen zu genießen! Was sollte sie dem Minister sagen, dem sie den wahren Grund ihrer Weigerung zu entdecken zu verlegen gewesen war? Und wie würde die saure, strenge Navailles triumphiren! Es war schlechterdings nothwendig, daß sie auf den Ball ging, ihre Ehre war compromittirt, wenn es nicht geschah! —

Nun war sie geputzt. Sie hatte, wie sie meinte, noch nie so vortheilhaft ausgesehen, und sie wünschte nur, daß ihr Victor sie heute sehen möchte, denn sein Beyfall ging ihr über den aller Andern. Sie hoffte es beynahe. Er war ja gestern nicht eigentlich krank, und heute schon besser gewesen, und hatte es gar nicht nöthig gefunden, sie an ihr Versprechen zu erinnern. O er kam wohl selbst auf den Ball. Er wollte sie überraschen, das war allerliebst!

Es wurde immer später; die Wagen rollten vor, sie sollte gleich einsteigen, und Victors Antwort auf ihren letzten Zettel war noch nicht da! Endlich kam der Bediente, und brachte ihr Billet uneröffnet zurück. Er war auf dem Hinwege noch verschiedentlich aufgehalten worden, und als er an des Herrn Capitains Quartier kam, fand er es verschlossen, und trotz alles Pochens und Klingelns öffnete ihm Niemand. Er schloß also daraus, daß Niemand zu Hause seyn mußte, und kam unverrichteter Dinge wieder.

Also war Damville aus? Nun, so war er ja wieder wohl, und sie hegte beynahe keinen Zweifel mehr, daß er auch auf den Ball kommen würde, stieg mit der Herzoginn und ihren Gefährtinnen in den Wagen, und fuhr frohen Muthes dem Ballsaale zu.

Das Fest selbst, der neuerrichtete Saal, die ausnehmende Pracht, so wie der vortreffliche Geschmack, der sich in der Anordnung, Verzierung und Herbeyschaffung alles dessen aussprach, was nur die verwöhntesten Geister eines üppigen Hofes wünschen konnten, übertraf die Erwartung Aller, um wie viel mehr die eines jungen

Mädchens, die dergleichen noch nie gesehen hatte, und die sich wie in eine Zauberwelt versetzt fühlte.

Fouquet war der liebenswürdigste und aufmerksamste Herr vom Hause, und seine Freundinn, Frau von Bellière, welche er gebethen hatte, ihm in diesem Geschäfte beyzustehen, vereinigte ihre Bemühungen so wirksam mit den seinigen, daß jeder der ungemein zahlreichen Gäste sich nicht bloß wohlbewirthet, sondern auch bemerkt und achtungsvoll behandelt fand. Besonders aber fühlte sich Sophie durch den Herrn vom Hause auf eine Art ausgezeichnet, welche so ziemlich mit den Huldigungen übereinstimmte, die er ihr gestern gebracht, und die sehr leicht den Gedanken in ihr und vielleicht in Mehreren erzeugen konnten, als sey eigentlich in Abgang der wahren Königinn des Tages sie von dem Festgeber dazu erkohren.

Es konnte nicht fehlen, daß so zarte und doch so in die Augen fallende Auszeichnungen das jugendliche Gemüth halb verlegen, halb schwindlicht machten, und ihr eine Weile selbst über das Mißvergnügen getäuschter Erwartung hinüberhalf; denn Damville ließ sich noch immer nicht sehen, und es wurde allmählig immer später.

Als es bald Zeit war, sich zum Souper zu begeben, welches in einem zweyten, noch prächtigeren Saale mit ausgesuchter Kunst servirt wurde, und wohin sich die Gesellschaft durch herrlich erleuchtete Gallerien begab, brachte der wechselnde Menschenstrom einen Garde-Officier und Kameraden Damville's in Sophiens Nähe. Der Officier grüßte sie, und sie ergriff hastig die Gelegenheit, sich nach dem Verlobten zu erkundigen, den sie, trotz alles Schimmers, welcher sie umgab, mit Ängstlichkeit vermißte.

„O der Arme!“ war die Antwort: „Der liegt schon seit diesem Morgen früh, und hustet Blut.“

Sophiens Blut zog sich bey diesen erschrecklichen Worten aus allen ihren erst so belebten Zügen zurück, und schien auf einige Augenblicke in ihrem Herzen stille zu stehen. Als sie wieder eines Wortes mächtig war, sagte sie: Mein Gott! Ich wußte nichts davon. Ich mußte ihn, seinem Billet von heute Morgen nach, für besser halten.

„Er hat Sie vermuthlich nicht erschrecken, Ihnen die Freude am Balle nicht verderben wollen. Er ist sehr übel!“

Ich begreife aber nicht? — Ich habe noch kurz vor dem Balle zu ihm geschickt, er war gar nicht

zu Hause. Mein Bedienter konnte meinen Zettel gar nicht abgeben.

„Er war wohl zu Hause und tief im Bette. Aber sein Einer Bursche war, weil gerade wieder ein heftiger Anfall von Bluthusten gekommen war, zum Doctor gelaufen, der Andere hörte wohl schellen und pochen, aber er hielt seinen halbohnmächtigen Herrn in den Armen, und konnte nicht öffnen. Das erfuhr ich von dem Bedienten, als ich kurz darnach kam, um nach Damville zu sehen."

Für Sophien war die Freude am Ball auf die schmerzlichste Weise zerstört, und obwohl sie Fouquets Aufmerksamkeiten während des Soupers mit freundlicher Achtung aufnahm, so zeigte doch die auffallende Veränderung ihrer Stimmung, die sich auch in ihren Mienen kund gab, von einer gewaltsamen Erschütterung, die ihr Inneres erfahren haben mußte. Unter dem Vorwand heftiger Kopfschmerzen, den man ihr glaubte, wenn man ihre erloschenen Blicke, ihr trübes Gesicht sah, erhielt sie von der Herzoginn von Navailles die Erlaubniß, sogleich nach dem Souper nach Hause fahren zu dürfen. Hier ließ sie ihrer Angst und ihren Thränen um Victor freyen Lauf, warf fast zürnend den nun so lästi-

gen Ballstaat von sich, und schärfte die Stacheln des Schmerzes, die ihre Brust durchwühlten, noch mit den Gedanken, wie Victor ihr zürnen, wie er sie für wortbrüchig, für leichtsinnig, vielleicht für noch etwas Schlimmeres halten werde, und wie diese kränkenden Vorstellungen nachtheilig auf seine ohnedieß erschütterte Gesundheit wirken mußten. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, sie zerfloß in Thränen der Reue und besorgten Liebe, und so endete das Fest, von dem sie sich so viele Freude verheißen hatte, mit Schmerz und bitterm Leid für sie.

Aber nicht allein Sophie, auch noch andere Personen hatten die Genugthuung nicht gefunden, welche sie sich von den Anstrengungen des gestrigen Tages erwartet hatten. Fouquet hatte sich während des Festes heiter und zuversichtlich gezeigt, er hatte, wie schon erwähnt worden, den Wirth auf die anmuthigste Weise gemacht; die Gegenwart des Königs und einiger Prinzen, die Huld, womit sich diese fürstlichen Personen gegen ihn und alle Anwesenden benahmen, schien den meisten Zusehern nichts mehr für den Geber des Festes wünschen zu lassen — dennoch wa-

ren seine geheimen Forderungen bey weitem nicht erreicht worden. Der König war nicht lange genug geblieben, er hatte durch keinen Tanz unmittelbaren Antheil an dem Balle genommen; seine Mutter, der zu Ehren alle diese Anstrengungen gemacht worden waren, war gar nicht erschienen, und der Minister hegte noch stets geheime Zweifel, ob ihre Krankheit nicht bloßer Vorwand, und die ganze Vereitelung seiner Absicht ein Werk der verborgenen Kabalen seiner Feinde gewesen. Madame du Plessis Belliere war aus reger Sorge für ihren Freund nur zu geneigt, diese trüben Vorstellungen zu hegen, sie glaubte Manches bemerkt zu haben, was dahin deutete, sie hatte ebenfalls ihre Vertrauten, ihre Zwischenträger, und so konnte die Zufriedenheit, welche während des Balles von der heitern Stirn ihres Freundes gestrahlt hatte, sie nicht ganz beruhigen; denn sie kannte Fouquets Geist, und die Gewalt, welche er über sein Äußeres besaß. Von diesen beyden Hauptpersonen war also keine mit dem Erfolge des Tages zufrieden, und wenn man die Neider, geheimen Feinde, und die Zahl derjenigen berücksichtigt, welche durch den Glanz des gestrigen Festes sich verdunkelt, zurückgesetzt, und daher gekränkt fanden, so

wird sich ergeben, was sich beynahe stets bey solchen mit ungeheuerem Aufwand von Geld, Zeit und Mühe veranstalteten Freuden ergibt: es waren nur Wenige zufrieden und kaum Einer dadurch vergnügt geworden.

Der Tag nach dem Balle verging der Marquise de Belliére in rastloser Thätigkeit. Sie hatte Billete zu schreiben und zu beantworten, Besuche zu machen und zu empfangen, sie wußte, daß Fouquet heute ganz seinen Geschäften gehörte, daß sie ihn nicht sehen würde, und sie wollte also die Zeit, wo sie seiner Gegenwart entbehrte, für seinen Vortheil benützen, indem sie sich von allen den Wirkungen und Folgen, welche der gestrige Ball gehabt, in Kenntniß setzte. Was sie erfuhr, war nicht sehr geeignet, sie zu beruhigen; die Zahl seiner Feinde und Neider hatte sich vermehrt, von Colbert und le Tellier, die ihm offenbar entgegenwirkten, und von denen der Erste ihm seine Stelle, der Zweyte seinen Einfluß auf den König beneidete, war Vieles zu besorgen. Man machte ihm schwere, und Frau von Belliére wußte das recht wohl — nicht ganz ungegründete Vorwürfe über seine Verwaltung der Finanzen. Man tadelte lauter als je seine grenzenlose Verschwendung, und fand in

dem Aufwande des gestrigen Festes die auffallendsten Belege zu diesen Klagen. Man sprach von geheimen Planen, von staatsgefährlichen Verbindungen, und bedauerte den König, der so jung, und eben an das Ruder des Staates gelangt, in solche Hände gefallen, und über den wahren Werth seines Ministers so verblendet sey.

Die treue Freundinn war durch alle diese Nachrichten sehr beunruhigt, sie vermochte es nicht, die Last ihrer Sorgen allein zu tragen, und schrieb an Fouquet, damit er kommen und hören sollte, was sie ihm zu eröffnen hatte. Er kam erst spät gegen Abend, und seine Miene drückte nichts als Ruhe und Heiterkeit aus. Mit großer Heftigkeit und unverhohlenem Kummer strömte sie nun ihre Sorgen und Klagen vor ihm aus, und sah mit Erstaunen, wie wenig ihn das Alles erschreckte, wie wohlbekannt er damit schien, und wie wohlbereitet, Allem zu begegnen.

Sorgen Sie nicht, meine theure, meine treue Freundinn! sagte er endlich im Verlaufe seiner Widerlegung: Sie sollen mich nicht überwinden, nicht um die Gunst meines Königs bringen. Hier stehe ich fest. Ich kenne Ludwigs Gemüth genau, ich weiß, wie darauf zu wirken ist. — Ich kenne auch die Plane meiner Feinde,

und ihre Absichten liegen wie aufgeschlagene Karten vor mir. Sind sie thätig? — Gut! ich will ihnen keinen Augenblick Ruhe gönnen. Sind sie schlau? — Wohl! Sie sollen sich von mir überlistet finden, ehe sie's denken. — Sie sind es bereits, und ahnen es nicht.

„Sie scheinen so zuversichtlich! Ach, daß ich Ihre Sicherheit theilen könnte! Denken Sie an Mazarin! Wie fest glaubte er sich in der Gunst seiner Königinn! Dennoch gelang es seinen Feinden, sie selbst wider ihren Willen zu seiner Entlassung zu nöthigen; und der allmächtige Günstling mußte sogar auf einige Zeit das Reich meiden.“

Das weiß ich Alles. Mit Mazarin konnten sie es versuchen. Der Grund, auf dem seine Macht beruhte, war nicht schwer zu erschüttern, er hieß — nehmen Sie mir es nicht übel — Frauengunst. Unterbrechen Sie mich nicht, ich sehe Vorwürfe auf Ihren Lippen schweben, und muß Sie bitten, mich nicht mißzuverstehn. Daß eine Frau treu seyn, und in Stürmen einen festen Sinn bewahren kann, weiß ich, denn ich kenne Sie; aber ich kenne auch Anna von Österreich. Sie hat viele große und schätzbare Eigenschaften; Festigkeit aber und rasches Ein=

greifen ist nicht darunter. Ganz anders war es unter Richelieu's Ministerium.

„Ja, Richelieu's! So was kommt — soll ich sagen zum Glück oder Unglück Frankreichs? — nicht sobald wieder.“

Und warum nicht? Unter Richelieu wurde Mazarin gebildet, unter Mazarin ich. Und so wie oft, fuhr er lächelnd fort, die Enkel den Großältern eher gleichen als ihren Vätern, so nähre ich die Hoffnung, jenem großen Vorbilde ähnlicher zu werden, als ihm mein Vorgänger war. Ludwig der Vierzehnte soll seinen Richelieu haben, und er soll dem ersten weder an Geist, noch an Festigkeit und Klugheit weichen.

„Ach, mein Freund, wenn ich Sie so reden höre, erweitert sich mein gepreßtes Herz, und schöne Hoffnungen ziehen in dasselbe ein. Aber wenn ich in der Einsamkeit über das Alles nachdenke, wenn ich höre, was die Welt — “

Kümmern Sie sich doch nicht um das, was die Welt sagt! Meine Entwürfe und meine Maßregeln sind nicht von gestern und heute. Seit langem, viele Zeit vor Mazarins Tode, sind sie mit reifer Überlegung berechnet, mit kräftigem Sinne gehandhabt worden. Nichts ist vergessen, nichts dem Zufalle überlassen. Ich kenne jeden

Menschen am Hofe und im Parlamente. Ich weiß, wie Jedem beyzukommen, wozu Jeder zu gebrauchen ist, und das sicherste aller Mittel, das Geld, liegt in meiner Hand, und wird nicht gespart, wo es nöthig ist.

„Das ist es eben, darüber klagt man Sie am meisten an.“

Ich kenne das. — Es ist die gewöhnliche Klage, der häufigste Tadel der gemeinen Seelen, die sich zu keiner Höhe der Übersicht erheben können, und bey denen das Geld also ewig Zweck, nicht Mittel ist. Ich sehe das anders, aber das können sie nicht fassen. Glauben Sie mir aber, meine theure Freundinn, daß ich das Alles berechnet habe, und daß diese Vorwürfe, so wie der üble Wille, der Neid, die Kräfte meiner Feinde mir wohlbekannt, und in dem Überschlage meiner Maßregeln nicht vergessen sind.

„Ich weiß es wohl, Sie denken an Vieles, an Alles, möchte ich beynahe sagen; dennoch kann ich meinem ängstlichen Gefühle nicht gebiethen, das mich Ihr Beginnen als ein gewagtes Spiel fürchten läßt! Sie wandeln auf schwindelnder Höhe, und Ein falscher Tritt kann Ihren unaufhaltbaren Sturz nach sich ziehen.“

Das sehe ich nicht ein. Was thue ich denn so halsbrechendes?

„Verzeihen Sie der besorgten Freundschaft; aber z. B. warum war es Ihnen nicht genug, jene Kenntniß der verschiedenen Personen bey Hofe und in den Parlamenten, so wie die Verbindungen, in denen sie mit Ihnen stehen, und die Art und Weise, wie Sie sie zu verwenden gedenken, Ihrem Geiste klar vorzuhalten? Warum mußten Sie das zu Papier bringen? Ich weiß, Sie haben es genau aufgesetzt."

Das war unumgänglich nothwendig. Unmöglich kann ich mir jeden Augenblick alle diese verschiedenen und vielen Personen und Verhältnisse gleich deutlich vorstellen. Nun aber übersehe ich sie Alle auf dem Blatte mit Einem Blick, wie ein Schachbrett mit seinen Figuren. Ich erkenne, wo jede steht, was ich bisher mit ihr gemacht, was noch ferners daraus zu machen ist. Seyn Sie aber dieser Blätter wegen außer Sorgen. Sie liegen sehr wohl an einem Ort verwahrt, wo man sie nicht sucht.

„Es ist schon Manches entdeckt und verrathen worden, was man wohl verwahrt glaubte."

Das kann hier der Fall nicht seyn. Auf meinem Schlosse zu St. Mandé — er sprang bey

diesen Worten auf, öffnete die einzige Thüre, welche in dieß Kabinett führte, wo er mit Frau von Belliére saß, und blickte umher. Es kann uns doch Niemand behorchen? — fragte er dann.

„Niemand! Herr von Belliére ist verreiset, meine Leute wohnen weit von diesen Zimmern, und ringsum ist keine lebende Seele.“

Also in St. Mandé, in dem chinesischen Kabinett, das Sie kennen, ist eine unbemerkte Tapetenthüre zu einem Wandschrank, dessen Schlüsselloch ein darüber gehängter Spiegel verdeckt. In diesem Schranke liegt die Schrift, und aus diesem Kabinett führt überdieß ein Ausgang, der nur mir und einem alten Zimmerwärter, einem Erbstück der Familie und ganz verläßlichem Manne, bekannt ist, durch eine in der Mauer angebrachte Treppe in einen unterirdischen Gang —

„Mein Gott! das klingt ja wie ein alter Roman. Und dieser Gang —“

Endet am äußern Gartenthor in der Wohnung meines Justitiärs, der nicht einmahl Etwas von diesem Schlupfwinkel ahnet, zu dem nur ich den Schlüssel habe. Sie sehen also, liebste Freundinn, daß ich nicht so unbesonnen und allzu zuversichtlich handle, wie Ihre besorgte Freundschaft fürchtet. In einem äußersten Falle

würde ich mich nach St. Mandé begeben, und dort kann ich, wie Sie nun wissen, jeder Gewalt entfliehen.

„Ach, es ist doch schon traurig, wenn man an solche letzte Mittel auch nur denken muß! Man ist gar so aufgebracht gegen Sie. Man macht Ihnen so Vieles zum Vorwurf; z. B. daß Sie das feste Schloß Belleisle gekauft und in wehrhaften Stand gesetzt haben. Man spricht von großen Kriegs- und Mundvorräthen, die dort aufgehäuft liegen.“

Und wenn es so wäre, wer dürfte es mir verdenken? Wie lange her ist es denn, seit der Herzog von Longueville sich in Amiens gegen die Truppen des Königs vertheidigte, und der große Condé aus Paris selbst auf sie feuern ließ? Soll nur mir nicht erlaubt seyn, für möglich anzunehmen, was jene wirklich ausführten? Ein besonnener Mann muß sich auf Alles gefaßt halten. Hätte Mazarin dieß bedacht, hätte er sich einen Rückhalt gesichert, so hätte er nicht bedurft der Macht seiner Feinde zu weichen, und aus einem Lande zu fliehen, wo früher Alles vor ihm gezittert hatte. Ihm half die Gunst der Königinn damahls nicht, und daher muß man zwar Alles

thun, um sich dieser zu versichern, aber allein auf sie bauen muß man nicht.

„Gehört es wohl auch zu dieser Sicherstellung, daß Sie der kleinen Maineville so ganz entschieden den Hof machen?“ fragte die Marquise auf einmahl abspringend und mit etwas spöttischem Tone.

Allerdings, meine Gnädige! und ich erstaune, daß Sie das nicht längst so angesehen haben, und mich noch fragen können.

„Das unbedeutende Geschöpf, ohne Verbindung, ohne Vermögen?“

Aber der Liebling Anna's von Österreich, deren Gunst zu erhalten und mich in ihr zu befestigen, ich auf jede Art bedacht seyn muß.

„Zu was soll es aber führen? die Kleine ist Braut.“

Dieß Band löset vielleicht der Tod eher als man denkt — und trauen Sie mir, fuhr er lächelnd fort, nicht so viel zu, allenfalls einen schwindsüchtigen Liebhaber bey seinem Mädchen aus dem Sattel zu heben?

Die Marquise starrte ihn an. „Wie? Es wäre Ihr Ernst?“ fragte sie gereizt; „Sie könnten einer thörichten Leidenschaft — “

Sie werden doch nicht glauben, daß ich in das Kind verliebt bin? versetzte er lachend.

„Das Kind ist so kindisch nicht mehr, und hübsch dazu, und die Männer sind alle erbärmlich schwach.“

Wirklich? Nun, und was würden Sie sagen, fuhr er lauernd fort, wenn ich Ihnen vertraute, daß es allerdings möglich wäre —

„Da haben wir's!“ rief die Marquise entrüstet, die sich durch den Gedanken an eine zweyte Heirath ihres Freundes unangenehm verletzt fühlte: „Er ist verliebt, bethört, und er wird einen tollen Streich machen!“

Nicht doch, meine Freundinn! versetzte der Minister: Sie zürnen mir, Sie mißverstehen mich, und das thut mir leid. Er ergriff ihre Hand bey diesen Worten, zog sie, ihres Widerstrebens ungeachtet, an die Lippen, und drückte einen recht langen, innigen Kuß darauf. Ach! ich hatte gehofft, fuhr er mit einem Seufzer fort, besser von Ihnen gekannt zu seyn, von Ihnen, vor der meine Seele seit Jahren kein Geheimniß mehr hat. Er blickte sie zärtlich an; sie wendete ihr Auge auf ihn, sie fing an zu lächeln, der Mißmuth schwand aus ihren Zügen — endlich drückte sie seine Hand, die noch die ihrige hielt,

und er fuhr fort: Es kann Verhältnisse und Lagen geben, wo der vernünftige Mann auch das Opfer seiner häuslichen Ruhe und Freyheit nicht achten, und irgend einen Schritt thun, aus höhern Rücksichten irgend einem weiblichen Wesen das Recht ertheilen muß, seinen Nahmen zu tragen, und in einer anständigen Ehe mit ihm zu leben. Daß das Herz, daß nicht einmahl der Geschmack bey einer solchen Verbindung zu Rathe gezogen wird, begreift sich leicht. Alles, was man dann berücksichtigen kann, ist der Anstand; das heißt: gegen die Familie, gegen das sittliche Betragen der also Gewählten muß die Welt keinen Vorwurf erheben dürfen —

„Und das, glauben Sie, wäre jetzt Ihr Fall mit Fräulein Maineville — oder wollen wenigstens, daß ich es glaube?“ fiel ihm die Marquise mit ironischem Lächeln ins Wort.

Können, oder wollen Sie mir nicht glauben — versetzte er achselzuckend und sehr ernst — so muß ich es ertragen, von meiner treusten und theuersten Freundinn verkannt zu werden, und ich werde diesen Kummer zu manchem andern legen, den mir mein Geschick schon zumaß. Aber ich kann weder meine Überzeugung noch meine Handlungsweise ändern. Je mehr Bänder ich

zwischen der Königinn Mutter, welche einen unbeschränkten Einfluß auf ihren Sohn übt, und mir anknüpfen kann, um zu bewirken, daß sie mich als einen der Ihrigen betrachte, daß sie an meinem Wohl und Weh ernstlichen Antheil nehme, je fester steht mein Ansehen. Ist es nun ein Schritt zu diesem Ziele, wenn ich der kleinen Maineville meine Hand und meinen Nahmen anbiethen lasse, wenn ich vielleicht die Königinn selbst zu meiner Freywerberinn machen, und sie mit zarten Interessen in die Sache verflechten kann — je nu! so werde dieser Schritt gethan! Mein Herz wird keine Veränderung davon empfinden, und stets werden die Empfindungen, die es jetzt erfüllen, die Richtschnur seines Lebens bleiben.

Die Marquise antwortete nicht. Sie war gereizt, verletzt, und was auch Fouquet sagen mochte, um ihren Verstand zu überzeugen, ihrem Herzen widerte jeder Gedanke an diese Heirath. Noch öfters ward dieser Gegenstand unter ihnen besprochen. Die Marquise gab endlich nach, nicht weil sie einstimmte oder durch seine Gründe überzeugt war, sondern weil sie sich längst gewöhnt hatte, ihre Wünsche ohne

Klage dem Freunde und seinen Planen zum Opfer zu bringen.

Es gehörte wohl zum Theil in diese Plane, zum Theil war es aber, mehr als der Minister seiner Freundinn zugab, mehr vielleicht, als er es sich selbst eingestand, auch Sache des eigenen Gefühls und Geschmacks, daß er sich immer sichtlicher um Sophiens Gunst bewarb, die in ihrer beunruhigten Stimmung nicht viel auf ihn achtete. Nicht allein die Krankheit ihres Verlobten, die schon an und für sich geeignet war, die lebhaftesten Besorgnisse einzuflößen, auch das Betragen desselben gegen sie seit jenem unseligen Balltage, den sie in ihrem Herzen jetzt so oft verwünschte, als sie ihn früher herbeygeseufzt hatte, erfüllte sie mit Kummer und Angst. Seit jenem Billet am Morgen des Festes, welches ziemlich beruhigend und recht zärtlich lautete, hatte sie kein Zeichen der Liebe, ja nicht einmahl einen Gruß von dem Verlobten, oder eine Antwort auf mehrere Briefe erhalten, die sie ihm geschrieben. Sie wußte, daß er noch immer gefährlich krank war, daß sein Vater eilends nach Fontainebleau gekommen war, um nach seinem

Sohne zu sehen und für ihn zu sorgen. Das Alles aber mußte sie, die erklärte Braut, nur durch den Mund der Domestiken oder des Arztes erfahren, den sie in ihrer Angst zu sich hatte bitten lassen, und der ihr meldete, daß der alte Herzog entschlossen sey, sobald sein Sohn, der sich bereits auf dem Wege der Besserung befinde, die Reise werde vertragen können, mit ihm auf seine Besitzungen an der Loire zu gehn.

Victor war also besser. — Eine Centnerlast fiel dadurch von ihrem Herzen. Aber er zürnte ihr, das war jetzt sicher; und auch der Vater, welcher bereits mehr als zwey Tage an demselben Ort mit der Braut seines Sohnes lebte, schien ihr Daseyn nicht zu ahnen.

Das war zu viel. So harte und unversöhnliche Strafe hatte ihr Betragen nicht verdient. Es waren unselige Mißverständnisse und ein fatales Zusammentreffen von noch unseligern Umständen gewesen, was sie bestimmt hatte, ihrem gegebenen Wort nicht untreu zu werden (das würde sie nie gethan haben) aber es für aufgehoben anzusehen, da sie alle Ursache hatte zu glauben, Victor sey wohl, und würde gewiß auf dem Ball erscheinen. So stand ihre Sache gegen ihn, und wenn auch der Schein wider sie war, so mußte

der Geliebte, der sie von Kindheit an kannte, vor dem ihr ganzes Herz stets offen gestanden hatte, sie nicht nach diesem Schein beurtheilen, er mußte ihr wenigstens Zeit und Gelegenheit geben, um sich zu rechtfertigen. Das konnte sie fordern, und es erbitterte sie immer mehr, da die Nachrichten von seinem Befinden täglich beruhigender lauteten, und gar kein Zeichen seiner Liebe, seiner Versöhnung, ja nicht einmahl eines des Unwillens oder des Vorwurfs erschien, das ihr doch gezeigt hätte, er denke ihrer noch, und das sie gern ergriffen haben würde, um sich vollständig und leicht vor ihm zu rechtfertigen. Es war zu viel, und das Unrecht, welches ihr geschah, unerhört.

Eben in diesen Tagen ihrer heftigsten Aufreizung wurde sie zu einer ungewöhnlichen Stunde zu ihrer Gebietherinn gerufen. Der Minister hatte es seinen Absichten gemäß gefunden, die Angelegenheit seines Herzens in den unterwürfigsten Ausdrücken und mit allen Zeichen der vertrauensvollsten Ergebenheit in die Hände seiner erhabenen Gönnerinn zu legen. Diese hatte wohl schon seit

einiger Zeit den Vorzug bemerkt, den der Mann, auf den so viele Augen mit Achtung und Neid blickten, dem ihr Sohn in den wichtigsten Geschäften vertraute, und dem sie selbst sehr wohlwollte, ihrem jugendlichen Liebling bewies. Es schmeichelte ihr, und nur der Gedanke an die frühere Verbindung mit Damville stand hier ihren geheimen Wünschen im Wege. Da aber der letzte Krankheitsanfall des Herzogs diese Verbindung durch einen baldigen Tod zu lösen drohte, glaubte die Königinn in der Bewerbung Fouquets um Sophien einen Fingerzeig der Vorsehung zu erkennen, die in dem Augenblicke, wo jenes theure Band zerrissen werden sollte, ihrem Liebling einen so vollgültigen Ersatz durch die Hand eines der vorzüglichsten Männer in Frankreich both. In diesem Sinne nahm sie die Eröffnung des Ministers äußerst gnädig auf, versprach ihm, mit ihrem Hoffräulein zu reden, und seines Vortheils aufs beste in Acht zu nehmen.

Dieß war denn die Ursache, warum Sophie jetzt zur Königinn gerufen wurde, die damit anfing, sich um Damville's Gesundheit zu erkundigen, und sie auf die Wahrscheinlichkeit zu bereiten, daß dem Herzog kein langes Lebensziel gesteckt seyn werde, worauf sie ihr zuletzt in den

Gesinnungen des Ministers für sie Trost und Ersatz für ihren Verlust sehen lassen wollte. Das war der Gang des Gesprächs, wie ihn die Königinn entworfen hatte, aber sie kam nicht dahin, ihn auszuführen. Sophien war zwar in der ersten Zeit nach jenem Sturz aus dem Wagen der Gedanke nicht fremd gewesen, ihren Freund durch den Tod zu verlieren, und er hatte sie tief gebeugt. Als aber später Damville's Jugendkraft das Übel überwunden zu haben schien, und sogar die frohe Aussicht auf ihre Vereinigung sich vor ihnen öffnete, da vergaßen die jungen Seelen bald der möglichen Gefahren, und überließen sich ohne Rückhalt ihren Hoffnungen.

Der letzte Zufall hatte zwar die früheren Besorgnisse zum Theil erweckt, aber die Umstände, welche diese Krankheit begleiteten, Damville's ungerechte Härte hatte sie so schmerzlich ergriffen, daß sie jene Besorgnisse gleichsam in Schatten gestellt hatte. Die Worte der Königinn, der feyerliche Ernst, womit sie ihre Einleitung begann, weckten auf einmahl jene schreckliche Vorstellung mit aller Lebhaftigkeit in Sophiens Seele. Ihre Thränen drangen, ihres Widerstrebens ungeachtet, heftig hervor, sie brach in laute Klagen aus, und war nicht im Stande, sich

zu fassen, noch die Ermahnungen ihrer Gebietherinn anzuhören. Die Königinn sah ein, daß hier vor der Hand nichts zu thun sey, sie suchte das trostlose Mädchen einigermaßen zu beruhigen und entließ sie dann, um ihrem Schmerz nicht länger Gewalt anzuthun.

Es brauchte lange, bis ihr aufgereiztes Gemüth sich wieder fassen konnte. — Die Hoffnung, die uns nie ganz verläßt, und in ihrer Farbe des Frühlings dem Frühling des Lebens am nächsten steht, kam der Trostlosen zu Hülfe. Damville war ja kräftig, seine unverdorbene Natur hatte schon einmahl dem Übel widerstanden, und er war auch jetzt wieder auf dem Wege der Besserung. — O sie durfte hoffen, daß er erhalten werden würde; aber würde er es auch für sie seyn? Diese Frage, die sich ihr seit den letzten Tagen so oft und so schmerzlich aufgedrungen hatte, trat nun wieder hell hervor, und sie fühlte mit verdoppeltem Weh das Mißliche ihrer Lage und die Härte in Damville's Betragen gegen sie.

Am andern Tage, genau um dieselbe Zeit, wurde sie abermahls zur Königinn beschieden. Anna von Österreich erkundigte sich liebreich um Sophiens und ihres Verlobten Befinden. Ein schmerzlicher Stachel fuhr durch des Mädchens

Seele. Was konnte sie ihrer Gebietherinn über diesen Punct, so nahe er sie anging, antworten? Was wußte sie denn von Damville? Und wie beschämend war es ihr, zu gestehen, daß sie nichts wisse! Sie erröthete vor Verlegenheit und stammelte etwas, das im Allgemeinen eine Antwort seyn sollte; die Königinn sah sie mit ernstem aber mildem Blicke an, und sagte: Du weißt nicht, wie es Damville geht. — Ich errathe es aus der Art, wie du meine Frage beantwortest, und ich durchschaue nun deutlich Alles, was bisher vorgegangen ist, und was wahrscheinlich noch geschehen kann. Aber es wird nur auf dich ankommen, mein Kind, aus einer Stellung, welche für dich eben so kränkend als beschämend ist, auf eine Art herauszutreten, die deine Ehre und deinen gerechten Stolz vor den Augen der ganzen Welt aufs glänzendste herstellen wird.

Sophie sah ihre Gebietherinn mit stummen Erstaunen an, und die Königinn fuhr nun fort, indem sie sich sehr wohl von Allem, was vorgefallen war, unterrichtet zeigte. Zuerst tadelte sie wohl Sophiens Übereilung, trotz ihres gegebenen Versprechens, auf den Ball zu gehen, und ihre gar zu große Freude an weltlicher Lust; aber sie mißbilligte viel strenger des Herzogs zu weit

getriebene Eifersucht, und bedauerte Sophien wegen der unbilligen Härte, mit der man gegen sie verfuhr. Sie ließ ihr das Leben an der Seite eines kränkelnden, unbilligen und eifersüchtigen Gemahls, in einer stolzen Familie, in welche man sie ungern aufgenommen hatte, in abschreckendem Lichte sehn. Sie gab ihr zu verstehen, daß das Benehmen des Herzogs und seines Vaters, bey der Öffentlichkeit ihres Verhältnisses zu dem Sohne, ihrer Ehre zu nahe trete, und daß sie gleichsam verpflichtet sey, hier einen entscheidenden Schritt zu thun.

Sophiens Herz war zum Zerspringen voll. Was die Königinn offen aussprach, war das, was sie geheim sehr oft gedacht, gefürchtet, empfunden hatte, und es war ihr unaussprechlich schmerzhaft. Beleidigte Ehre, gekränkte Eitelkeit, mißhandelte Liebe erhoben sich ungestüm in ihrer Brust, und der Sturm, den sie in der Einsamkeit so manchesmahl durch die Erinnerung an Damville's Vorzüge und durch die Hoffnung, diese Mißverhältnisse bald gelöst zu sehen, beschwichtigt hatte, erhob sich nun durch die Rede der Königinn und ihre Mitwissenschaft in seiner ganzen Gewalt, und betäubte jede Stimme der Geduld, der Nachsicht und der Liebe. Ja! rief

sie heftig aus: Ja! es ist wahr! Man hat ein unwürdiges Spiel mit mir getrieben, man hat mich vor dem ganzen Hofe preis gegeben. Ich habe es längst gefühlt, und bitter, aber im Stillen, beweint, weil ich hoffte, daß meine Schmach nur mir bekannt wäre. Eurer Majestät Worte haben den Schleyer von meinen Augen genommen. Jetzt sehe ich Alles klar. Ich finde mich unverzeihlicher Weise aufgeopfert, und ich sehe keine Hülfe, keine Rettung aus dieser erniedrigenden Lage. Sie brach in Thränen aus, aber es waren nicht, wie gestern, Thränen der beängstigten Liebe; der Zorn, die Angst machten sie fließen. Die Königinn ließ sie eine Weile gewähren, gab ihr Recht in Rücksicht der beschämenden Stellung, in welcher sie sich gegen den Herzog befand, und deutete dann auf eine Möglichkeit hin, die, wie sie sagte, in Sophiens eigener Hand läge, um allen diesen kränkenden Mißverhältnissen durch einen einzigen entschloßnen Schritt zu entgehn.

Zum zweytenmahl blickte Sophie bey diesen Worten die Königinn erstaunt an, und diese kam nun, mit den gehörigen Vorbereitungen, auf den eigentlichen Zweck dieser Unterredung, des Ministers deutlich ausgesprochene Neigung

für sie, seine Wünsche, seine Anerbiethungen, und die glänzenden Folgen, welche die Bekanntmachung derselben, gerade in diesem Augenblicke, wo Sophiens Stellung so mißlich war, für sie jetzt und in der Zukunft haben würde.

Diese war nicht im Stande, die Rede der Königinn auch nur mit einem Worte zu unterbrechen. Zu viele, zu entgegengesetzte und zu schmerzliche Vorstellungen bestürmten sie. Je länger ihre erhabene Gönnerinn sprach, je glänzender sie das Glück eines armen Mädchens schilderte, die Augen eines solchen Mannes auf sich gezogen zu haben, je beneidenswerther sie ihr ihr künftiges Loos an seiner Seite, und die vollständige Genugthuung schilderte, welche die Bekanntmachung dieser Bewerbung Sophien in den Augen der Welt geben würde — je mehr verlor das ganze Project an seinem Werth für sie. Damville und Fouquet! Der jugendliche, inniggeliebte, unglückliche Gespiele ihrer Kindheit; und der alternde, ihrem Herzen völlig fremde Minister! Dieses Herz zog sich immer mehr in sich selbst zusammen. Victors Bild trat immer deutlicher in ihrer Seele hervor, sie sah ihn seine rührenden Blicke mit zärtlichem Vorwurf auf sie richten; sie hörte den

Ton seiner Stimme, mit dem er ihr sagte: Und könntest du mich denn verlassen? — Nein! Nein! hallte es in ihrer Seele wieder. Sie empfand, daß, sich von Damville loszureißen, eben so viel sagen wolle, als sich von dem Leben loszureißen. Ihre Thränen strömten, aber sie erkannte doch mitten in dieser Überwallung, daß hier weder der Ort noch die Gelegenheit sey, um diese Gefühle zu äußern, und daß sie der erhabenen Frau, welche sich um ihr Geschick bemühen wollte, keinen so offenen Widerspruch entgegensetzen dürfe. Sie suchte sich zu sammeln, während die Königinn noch sprach und sich bemühte, die vielen Vorzüge des Ministers und Sophiens Glück zu schildern. Dann dankte sie in Ausdrücken unterwürfiger Erkenntlichkeit ihrer Herrinn für die Sorgfalt, die sie ihr angedeihen lassen wollte, bath aber in diesem Augenblick um die Vergünstigung, sich zurückzuziehen, und in der Einsamkeit die Fülle von Empfindungen und Vorstellungen, die sich ihr durch dieß Gespräch aufgedrungen, ordnen und beherrschen zu können, um dann nächstens mit Überlegung und Folgsamkeit sich dem gnädigen Willen ihrer Monarchinn zu fügen.

Anna von Österreich war zufrieden mit dem Erfolge ihrer Unterhandlung; sie entließ So-

phien freundlich, und diese eilte in ihr Zimmer. Hier riß sie Victors Bild, das sie als seine Braut bereits öffentlich getragen hatte, aus dem Schmuckkästchen, drückte es an ihre Lippen, überströmte es mit heißen Thränen, warf sich dann mit demselben vor dem Crucifixe ihres Bethschemels nieder, und schwur mit lauter Stimme, daß sie Damville, so lange er sie nicht selbst verstieße, gewiß und unverbrüchlich treu bleiben werde.

Dieses Gelübde gab ihrem aufgeregten Gemüthe zuerst wieder einige Ruhe. Sie fing an, ihre wirren Gedanken zu ordnen. Den Minister heirathen zu sollen, schien ihr Thorheit, Raserey, Unmöglichkeit. Er konnte ja bequem ihr Vater seyn, sie hatte nie daran gedacht, daß man ihn lieben könnte, sie begriff es auch jetzt nicht. Sie war fest entschlossen, den Antrag auszuschlagen, und die einzige Schwierigkeit, welche ihr noch erschien, war die, wie sie es anfangen solle, dieß der Königinn zu gestehen. In dem Augenblicke trat ein Hofbedienter ein, und meldete ihr den alten Herzog von Damville, welcher sich eine Unterredung von dem Fräulein von Maineville erbitten ließ, indem er ihr etwas Wichtiges zu eröffnen habe.

Ihr erstes Gefühl, als man ihr diesen Nah=

men nannte, war ein freudiges Erschrecken. Victors Vater kam — er kam von ihm, er brachte ihr Nachricht von seiner völligen Herstellung, Versöhnung, Anerkennung ihrer Unschuld — o es konnte, es mußte noch Alles gut werden! Sie fertigte den Bedienten rasch mit einem: herzlich Willkommen! ab, und harrte nun, unter lauten Herzensschlägen, dem Eintritte des Mannes entgegen, der ihr zwar in früherer Zeit nicht wohl gewollt, der aber dann doch den Wünschen seines Sohnes nachgegeben hatte, und auch jetzt gewiß kam, um so manchen schmerzlichen Irrungen ein fröhliches Ende zu machen.

In dieser hoffnungsreichen Stimmung fühlte sie sich durch den ersten Blick auf das ernste und trübe Gesicht des alten Herrn, der jetzt mit einer feyerlich tiefen Verbeugung ins Zimmer trat, schon unangenehm betroffen. Mein Gott! Victor ist übler, und der Vater kommt, mir's anzukündigen — dieser Gedanke machte Sophiens Blut erstarren und hemmte ihre Sprache. Auch der Herzog schien verlegen um Worte. Stumm begrüßten sich Beyde, stumm nahm der Herzog, auf Sophiens höfliche aber wortlose Andeutung, ihr gegenüber Platz. Endlich, nachdem er sich sichtlich zusammengenommen hatte, begann er

damit, daß eine höchstwichtige Angelegenheit, nähmlich die einzige ihm von den Ärzten eröffnete Möglichkeit, das Leben seines Sohnes zu retten, ihn hierhergeführt habe.

Sophiens Herz zitterte, sie erblaßte, und richtete einen ängstlichen Blick auf den Herzog.

Dieser hatte vielleicht erwartet, daß sie etwas sagen würde. Daß sie es nicht that, vermehrte seine Verlegenheit. Er räusperte sich, nahm Tabak — endlich hatte er den Eingang zu seiner Eröffnung gefunden, und in einer sehr wohlgesetzten, und nur selten von einzelnen Lauten des erstaunten aber tiefgekränkten Mädchens unterbrochenen Rede theilte er ihr nun mit, daß die Ärzte einstimmig erklärt hätten, sein Sohn dürfe, wenn er das Leben zu erhalten oder mindestens noch einige Jahre zu genießen wünsche, nicht daran denken, sich zu vermählen; daß man nicht zweifle, das Fräulein von Maineville werde die Billigkeit und Unwiderruflichkeit dieser Maßregel erkennen, und nicht anstehn, ihre Ansprüche auf die Hand und den Besitz eines Mannes aufzugeben, welche sie nur auf Kosten seines längern Lebens geltend machen, und einen unglücklichen Vater dadurch seines einzigen Kindes berauben würde.

Sophie hatte den alten Herrn vollenden lassen. Schmerz, Erbitterung, beleidigter Stolz schlossen ihr den Mund. Nur selten hatte ein einzelner Laut des Erstaunens oder Unwillens den Fluß der wohlgesetzten Rede unterbrochen, ohne ihn zu hemmen. Als der Herzog geendet hatte, erhob er sich, um fortzugehen. Sein mühsames Geschäft war verrichtet — was es für eine Wirkung auf Sophien haben werde, kümmerte ihn wenig. An ihrer Einwilligung hegte er keinen Zweifel, das zeigte sein ganzes Benehmen.

Er sollte sich auch nicht geirrt haben! Konnte Victors Vater sie so kalt, so hart behandeln, konnte Victor selbst jede Rücksicht auf ihr Gefühl so ganz vergessen — wohl! auch sie konnte kalt und hart seyn, oder wenigstens scheinen. Sie stand ebenfalls auf, faßte ihr Herz gewaltsam, geboth dem Beben ihrer Lippen, der Erschütterung, die sie durchzitterte, und sagte: Ich sehe sehr deutlich die Gründe, welche Sie handeln machen, Herr Herzog, deutlicher vielleicht, als Sie glauben; und ich bin weit entfernt, mich ihnen widersetzen zu wollen. Ich gebe somit Ihrem Herrn Sohne seine Freyheit völlig zurück, und das Recht, mit seiner Hand nach seinem Belieben zu schalten. Jetzt aber, setzte sie mit fast

versagender Stimme hinzu — denn sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe — jetzt muß ich Sie bitten, mich zu verlassen.

Damville sah sie wundernd, zweifelhaft an. Ihre heftige Bewegung, die zunehmende Blässe ihres Gesichts, war ihm nicht entgangen. Aber er konnte oder mochte keine Rücksicht darauf nehmen. Darum empfahl er sich ohne weitere Gegenrede, und hatte kaum die Thüre hinter sich zugezogen, als Sophie mit ihrer letzten Kraft an der Klingelschnur riß, und zugleich halb bewußtlos aufs Sopha zurücksank.

Die Kammerfrau stürzte herein. Sie fand ihre Gebietherinn todtenbleich, heftig zitternd, und unfähig, anders als durch Zeichen die Hülfe zu begehren, deren sie dringend bedurfte. Man kleidete sie schnell aus, brachte sie zu Bette, und gab ihr einige Mittel. Der Arzt wurde gerufen, die Kranke war nicht im Stande, sich über die Ursache, welche sie in diesen Zustand versetzt hatte, zu erklären. Als ihr endlich eine Ader geschlagen worden war, stürzte ein Thränenstrom aus ihren Augen, und mit diesem lösete sich die ängstliche Spannung, welche ihr ganzes Wesen gefangen gehalten hatte.

Sie erhohlte sich indessen körperlich bald und

ganz; aber der Eindruck, den jene Scene auf ihr Gemüth gemacht, hatte eine vollkommene Umwandlung in demselben hervorgebracht. Der Schmerz verrathener Treue, gekränkter Liebe schien niedergekämpft, Kälte und Stolz an seine Stelle getreten zu seyn. So erschien sie nach einigen Tagen vor der Königinn, die sie mit sichtlicher Liebe und Freude bewillkommte, und so empfing sie den Besuch des Ministers, der während ihres Unwohlseyns täglich ein- bis zweymahl selbst in ihrem Vorzimmer gewesen war, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und der nun, sobald er durfte, zu ihr eilte, um ihr seine Freude an ihrer Herstellung, seine Angst um ihr Wohl zu betheuern.

Fouquet war ein Mann von gesetzten Jahren, er war Großvater, er war Weltmann, Minister, Günstling des Königs; dennoch hatte er ein Herz bewahrt, das für Schönheit und Liebreiz nur zu empfindlich war, und trotz aller Versicherungen, welche er seiner Freundinn la Belliére gegeben, und die er sich vielleicht selbst vorsagte, war sein Plan auf Sophiens Hand durchaus nicht das Werk bloßer Überlegung, und das, was er für sie empfand, während er für sie fürch-

ten zu müssen glaubte, hatte ihm erst gezeigt, wie theuer sie ihm war.

Sein Betragen bey ihrem ersten Wiedersehen trug deutlich das Gepräge dieser Gesinnung. Sophie konnte es nicht verkennen. Hier war mehr als Rücksicht oder Galanterie, es war warme Zuneigung und inniger Antheil. Und von wem? und in welchem Augenblick? Der Mann, auf welchen die Blicke des ganzen Hofes, des ganzen Landes mit Hoffnung oder Furcht gerichtet waren, um dessen Gunst Alles buhlte, durch dessen Wohlwollen sich Jeder beglückt fühlte, dessen Wink Millionen Hände in Bewegung zu setzen im Stande war, dieser Mann bewies ihr unverstellte Achtung, Theilnahme, vielleicht noch ein süßeres Gefühl, ihr — die ein treuloser Verlobter eben jetzt ohne Schonung preisgegeben, und ein selbstsüchtiger Schwiegervater mit der empörendsten Härte behandelt hatte!

Es konnte nicht fehlen, daß solche Betrachtungen dem Minister in Sophiens Herzen mächtig das Wort reden mußten. Nicht bloß ihr Ehrgefühl war befriedigt, und ihr Stolz geschmeichelt, auch ihre bessern Empfindungen waren wohlthätig angesprochen. Wie ein Schutzgott erschien ihr, der Verlassenen an diesem Hofe, wo

nun Niemand mehr Freundschaft oder Anhänglichkeit für sie fühlte, dieser mächtige und von Allen verehrte Mann. Eine Art kindlichen Zutrauens beschlich ihr schmerzhaft zusammengezogenes Herz, und öffnete es milderen Empfindungen. Fouquet bemerkte bald mit Vergnügen das Aufmunternde in dem Betragen des lieblichen Mädchens, und wußte bey seinen immer fleißigern Besuchen so viel herzlichen Antheil, so viel schöne Wärme in sein Benehmen gegen sie zu legen, daß Sophie durch kein zu rasches Vordringen verschüchtert, wohl aber durch sanfte Freundschaft und Zutrauen sich mehr und mehr angezogen fühlte.

Theils Klatschereyen, die nirgends, am wenigsten an Höfen fehlen, theils Fouquets Berichte, dem sein Einfluß überall thätige Hülfsleistungen sicherte, und der längst Alles erfahren hatte, was er von Sophiens Verhältniß zu Damville zu wissen gewünscht hatte, hatten auch die Königinn genau von dem Stande der Dinge unterrichtet. Ihre Liebe zu Sophien machte sie die Kränkung, die man ihr angethan, mit Erbitterung fühlen. Sie zürnte den Damville's, deren Beyder Betragen ihr höchst tadelnswürdig vorkam, sie bemitleidete herzlich das arme Mädchen, aber sie baute desto

festere Hoffnungen für das Gelingen ihres Planes darauf, und fügte sich gern in des verliebten aber klugen Freyers Ansicht, daß man nichts übereilen, Sophien durch kein Zudringen verschüchtern, und warten solle, bis ihr Herz selbst den Weg finde, um die Schmach des beleidigten Stolzes und den Schmerz verrathener Liebe in einer ehrenvollen Verbindung, welche sie vor den Augen aller Welt rechtfertigte, untergehen zu lassen. Dieser Ansicht gemäß suchte Fouquet vor allem als treuer theilnehmender Freund vor ihr zu erscheinen; die Königinn ließ sie, ohne der ärgerlichen Geschichte zu erwähnen, errathen, daß sie nichts desto weniger wohl darum wisse, und zu gleicher Zeit wurde nicht versäumt, das Mädchen hier und dort mit spöttischen und nachtheiligen Bemerkungen bekannt zu machen, welche die Welt sich über sie erlaubt haben, und die dazu dienen sollten, sie geschwinder zu einem Entschluß zu treiben, der sie plötzlich weit über alle diese Spötter und Feinde erheben konnte.

Sophiens Herz war zerrissen, ihr Geist umnachtet, der künstliche Plan, mit dem man sie umsponnen, fand keinen Widerstand. Sie sah sich als die Zielscheibe des allgemeinen Gespöttes

an, sie hielt sich für verachtet, verloren in den Augen der Welt. Ihr Verstand und ihr Stolz drängten sie, des Ministers achtungsvolle und zarte Bewerbungen zu erhören, und jenem Ungerechten so wie der Welt zu zeigen, welchen Freyer sie noch im Stande war zu erobern. Ihr Gefühl aber widersprach aus allen seinen Tiefen; sie liebte den alternden Mann nicht, sie konnte ihn nicht lieben, ihr Herz bewahrte zu treu das Bild des Falschen, der sie so grenzenlos unglücklich gemacht hatte, und nun, ohne ihr ein Lebenszeichen zu geben, als wäre keine Person mehr auf der Welt, die heilige Ansprüche an seine Treue hätte, mit seinem Vater Fontainebleau verließ.

Ohne es sich selbst zu gestehen, hatte die Arme bis auf diesen Zeitpunct noch immer eine geheime Hoffnung genährt, und so lange ihr Victor sich mit ihr an demselben Orte befand, an eine mögliche Wendung der Dinge geglaubt. Seine Abreise zeigte ihr ihre gänzliche Verlassenheit, alle Wunden ihres Herzens brachen wieder auf, und in dieser an Verzweiflung grenzenden Stimmung gelang es dem freundlichen Zureden der Königinn, und der liebevollen Theilnahme, welche Fouquet ihrem Schmerze bewies, ohne je die bittere Ursache desselben zu berühren, ihr

eine halbe Einwilligung in seine Bitten abzuschmeicheln.

Nun sah sich der Minister auf dem Gipfel seiner Wünsche. Seine Bestrebungen in seinen politischen Verhältnissen hatten ihn bereits so weit geführt, daß er hoffen durfte, des Königs Vertrauen unbedingt zu besitzen; sein Einfluß erstreckte sich nicht auf den Hof allein, sondern auf das ganze Reich. Überall hatte er klug und geheim Fäden angeknüpft, die in seiner Hand zusammenliefen, und womit er das Ganze sicher leiten konnte. Überall standen ihm die Dienste und Kräfte von Creaturen zu Gebothe, die durch starke Bande oder Geldverpflichtungen an ihn und sein Wohl gebunden waren. Selbst der mögliche Fall eines Sturzes und eines offenen Widerstandes war, wie wir wissen, mit in die Berechnung gezogen worden, und Belleisle both seinem Besitzer einen festen Zufluchtsort, und Verbindungen zur See mit England an. Nun blühte ihm noch ein schönes Glück in seinen häuslichen Verhältnissen. Ein holdes, liebenswürdiges Kind sollte seine Lebensgefährtinn werden, und die Mutter seines Monarchen selbst war seine Freywerberinn, die Beschützerinn dieses Bündnisses gewesen!

Vergebens bereute Sophie, gleich nachdem

sie sich jenes Ja hatte entreißen lassen, ihre Übereilung. Die Königinn hielt sie fest beym Worte, und Fouquet war beflissen, seinen Triumph der Welt zu verkünden, indem er mit außerordentlichem Prunke Anstalten traf, sein Hotel sowohl in Fontainebleau als in Paris neu und aufs prächtigste zum Empfang einer Frau einzurichten, welche bestimmt war, nach den Prinzessinnen des königlichen Hauses, den ersten Rang am Hof und im Lande einzunehmen. Ganz Paris sprach nur von der nahen Heirath des allmächtigen Ministers, von den Beweggründen seiner Wahl, von den Summen, die er verschwendete. Das arme Fräulein von Maineville, das nach der Meinung der Welt, und besonders der Damen, gar kein Verdienst besaß, das ihr dieses ungeheure Glück hätte erwerben können, kam nicht zum Besten bey diesen Gesprächen weg, und man begriff durchaus den schlechten Geschmack des Ministers nicht, der noch dazu die Unzartheit beging, eine Verlassene, von ihrem frühern Geliebten Mißhandelte, zu einem Platze zu erheben, den so viele Andere mit weit mehr Recht und Fug hätten behaupten können.

Indeß wurden die Anstalten zur Vermählung mit Eifer und großem Aufwand betrieben. Der

König nahm, von seiner Mutter dazu angeregt, lebhaften Antheil daran, er überschüttete den Günstling mit immer neuen Beweisen seiner Huld. Der Hof durfte hinter diesem Beyspiele nicht zurückbleiben; Alles beeiferte sich, dem Freudeberauschten seine Ergebenheit, seine Anhänglichkeit zu beweisen, und mit heimlicher Wuth und äußerlicher Freude mußten selbst Fouquets Feinde seinen Triumph vergrößern helfen.

Es herrscht eine stille Macht in dem innern Zusammenhange der menschlichen Schicksale, eine Macht, hingestellt von der Vorsicht, um den sorglosen Sterblichen zu warnen, und den Übermüthigen vom Mißbrauch seines Glückes abzuhalten. Man könnte sie dem Gewissen vergleichen, das uns im Innersten heimlich zuruft, wenn wir von dem Pfade des Rechten abweichen. Die Alten kannten sie schon, und erhoben sie zu einer Gottheit, und wohl dem Menschen, der ihre leise Stimme nicht überhört, und in seinem schwindelnden Laufe anhält, ehe es zu spät ist.

In solchem schwindelndem Laufe eilte jetzt der Minister vorwärts, und war im Begriffe, die Zügel vollkommener Allgewalt im Reiche zu

erfassen, und seinem stolzen Vorbilde Richelieu ganz gleich zu werden, als die Mine, welche längst von seinen Feinden unter seinen Füßen gegraben war, sich auch auf dem Puncte der Vollendung, und Alles zur Sprengung derselben bereit befand.

In den kühnen und weitgreifenden Berechnungen, die er angestellt hatte, und von denen er sich den gewissesten Erfolg versprach, hatte der umsichtige Staatsmann Eines in den Calcul zu ziehen vergessen, und das war des Königs Persönlichkeit, die von der seines Vaters Ludwig des Dreyzehnten himmelweit verschieden war. Ludwig der Vierzehnte war längst, so wie sein Vater damahls vor Richelieu, vor den ehrsüchtigen Ränken seines Ministers gewarnt worden, aber er verachtete damahls diese Einflüsterungen. Fouquet's Feinde hatten seitdem mit großem Aufwand an Zeit und Mitteln alle Daten gesammelt, welche Verdacht auf ihn werfen konnten. De Laigues war hier besonders thätig gewesen, die beleidigte Eitelkeit seiner Freundinn diente ihm zum Sporn so wie zur Ausführung seiner Plane. Als Alles beysammen war, was, in gehöriges Licht gestellt, den Minister als einen ehrsüchtigen, um sich greifenden, höchst gefährlichen Menschen

schildern konnte, als einen Menschen, der längst in Geheim widerrechtliche Verbindungen mit England unterhielt, der die Schätze des Staats für seine Zwecke vergeudete, und dahin strebte, dem König eine bloße Schattengewalt zu lassen, indessen alle wirkliche Macht in seinen Händen lag — da trug le Tellier alles in das Kabinett des Königs, und legte es ihm vor.

Eben in diesen Tagen hatte die Königinn Mutter, welche der Herzoginn von Chevreuse längst versprochen hatte, ein Paar Tage bey ihr in Dampierre zuzubringen, diese kleine Lustreise, auf das wiederholte Bitten der Herzoginn, gemacht. Dort, umgeben von des Ministers geschwornen Feinden, wurde auch sie, zu ihrem Schrecken, mit den staatsgefährlichen Planen desselben bekannt gemacht, und ihr jeder seiner Schritte, selbst die eifrigen Bemühungen um ihre Gunst, nur als listige Maßregeln gezeigt, die ihn sicherer an sein Ziel bringen sollten. Lange wollte Anna von Österreich sich diesen Ansichten nicht ergeben. Eifrig vertheidigte sie den Mann, der ihr bisher treu gedient, den sie für einen eben so treuen Diener ihres Sohnes, und überdieß für einen seiner wichtigen Stelle ganz gewachsenen Mann hielt. Man legte ihr ähnliche Papiere und

Belege vor, wie man sie dem König gezeigt hatte. Die Königinn wußte solchen Beweisen nichts entgegen zu setzen, als ihre Erfahrung und ihren Glauben an des Ministers redlichen Willen, und so verließ sie, beunruhigt, doch nicht überzeugt, Dampierre nach drey Tagen, wo sie wahrlich auf eine angenehmere Zerstreuung für ihren Geist gerechnet hatte. In Paris angekommen, war es eine ihrer ersten Angelegenheiten, ihren Sohn von dem zu benachrichtigen, was sie erfahren hatte. Sie fand ihn zu ihrem Erstaunen viel besser unterrichtet, als sie gedacht, und was er ihr sagte, was auf sein Geheiß le Tellier ihr vorlegte, drang ihrem Geiste, selbst wider ihren Willen, die Überzeugung auf, daß hier Alles zu fürchten sey, und nur ein eben so kühner als vorsichtiger Streich die Gefahr vom Staate und dem Könige abwenden könne.

So ward Fouquet's Untergang beschlossen. Aber der König fühlte sich Muth und Kraft genug, die nöthigen Schritte, auch die auffallendsten und gewaltsamsten, offenbar zu thun, und nicht, wie sein Vater, seine Zuflucht zu einer angezettelten Verschwörung gegen den gefürchteten Mächtigen zu nehmen, um diese dann aus eben dieser Furcht aufzugeben, und die getäusch-

ten Mitverschwornen der Rache des Beleidigten zu überlassen.

Er sprach mit le Tellier, mit Colbert, mit Andern seiner Vertrautesten darüber, hier aber fand sein muthiger Entschluß entschiedenen Widerstand. Ja nicht öffentlich, ja nicht in Paris sey dieser Mann anzugreifen, dessen Anhang in der Hauptstadt ungemein stark, und von hier aus in alle Theile des Reiches verbreitet sey, so daß ein Schlag, der ihn träfe, in kurzer Zeit bis in die entlegensten Provinzen widerhallen und Unruhen herbeyführen würde! Man wußte dieß dem König so wahrscheinlich, so einleuchtend vorzustellen, daß dieser sich endlich entschloß, seinen ersten Vorsatz aufzugeben, und die Rolle des arglos Vertrauenden gegen Fouquet noch so lange fortzuspielen, bis Zeit und Ort es erlauben würden, Hand an ihn zu legen.

Der König kündigte an, daß er beschlossen habe, eine Reise nach Nantes zu machen, und auf dem Wege dahin den Minister auf seinem Schlosse Vaux zu besuchen. Diese Auszeichnung, diese königliche Huld vollendete Fouquet's Glückseligkeit, aber auch seine Verblendung. Er dachte an keine Gefahr mehr, er sah alle Hindernisse besiegt, alle Feinde gedemüthigt, und sich auf

eine Höhe der Macht gehoben, von der aus er ihre ohnmächtigen Bestrebungen verachten, oder, wenn sie etwas gegen ihn wagten, sie gefahrlos zertreten könne.

So machte sich denn der Hof auf diese Reise, deren Vorwand die Besichtigung von Nantes, deren wahrer Zweck der Sturz des Ministers war, indem der König sich selbst auf dieser Reise von der Lage und Befestigung des wohlversehenen Belleisle, und von der Richtung überzeugen wollte, welche alle Anstalten dieses Mannes hatten. Auch die Königinn Mutter mußte ihren Sohn begleiten, und Fräulein von Maineville auf des Königs ausdrückliches Verlangen im Gefolge ihrer Gebietherinn seyn, um, wie man sich verbindlich ausdrückte, die Liebenden nicht zu trennen, eigentlich aber, um den Gefürchteten ganz sicher zu machen, und ihm jede Ahnung des Schwertes zu entziehen, das an einem Haare über seinem Haupte hing.

Als Sophien diese Neuigkeit angekündigt wurde, ging eine heftige Erschütterung durch ihr ganzes Wesen. Dort in jenen Gegenden, wohin man sie führen wollte, lebte Victor — an den Ufern der Loire, auf den Gütern seines Vaters. Seine

Gesundheit sollte sich, wie sie erfahren hatte, in der milden Luft sehr gebessert haben. — Es war daher wahrscheinlich, daß sie ihm irgendwo, vielleicht auf dem Wege, vielleicht in Nantes, wo der Adel der Bretagne nicht versäumen würde, dem Könige aufzuwarten, begegnen konnte — sie, die Braut eines Andern! Sie war außer sich bey diesem Gedanken, und dennoch mischte sich ein leises Gefühl von Hoffnung und Freude, wenn sie den Geliebten auch nur von fern erblicken könnte, in ihren Schmerz. Dieß Gefühl war es auch, was sie bestimmte, den Entschluß, den sie im ersten Augenblick gefaßt, unter irgend einem Vorwand zurückzubleiben, wieder aufzugeben. Ach, ihren Victor wieder zu sehen, gleichviel unter welchen Verhältnissen, war eine Seligkeit, die sie zu groß dünkte, um nicht, selbst mit bittern Schmerzen, erkauft zu werden.

Der Leser wird sich aus ähnlichen Beschreibungen die Vorfälle auf dieser königlichen Reise, die Feyerlichkeiten, Begrüßungen, Beschießungen u. s. w., so wie die Pracht der Feste, der ganzen Bewirthung im Schlosse zu Vaux leicht selbst erzählen können. Diese Bewirthung hatte

der Minister, im Taumel seines Vergnügens und Stolzes, der ihn für jede Mäßigung und Rücksicht blind machte, mit einem solchen grenzenlosen Aufwand und unverhältnißmäßigen Prunke veranstaltet, daß er hierdurch, ohne es zu ahnen, seinen Feinden die wirksamsten Waffen gegen ihn in die Hände gab. Der König selbst mußte dieß bemerken, er bemerkte es auch, und die Betroffenheit, ja die Entrüstung darüber, wurde in seinen Zügen sichtbar. So sehr er sich auch bemühte, sie zu beherrschen, und vergnügt zu scheinen, war diese gähe Veränderung beym ersten Empfang in Vaux dem scharfsichtigen Minister nicht entgangen, und in diesem Gefühle der Besorgniß über die Verstimmung des Monarchen, die er sich nicht klar zu deuten im Stande war, berührte den allzusichern Günstling sein böses Geschick zum erstenmahl warnend.

Eine zweyte solche Stimme, die ihn aus seinem zu seligen Traume hätte wecken können, folgte bald hierauf. Es war das völlig veränderte Betragen seiner Braut. Von Vaux brach der Hof nach wenigen Tagen auf, und Nantes, das Ziel der Reise, war bald erreicht. Seit Sophie sich in diesen Umgebungen in der Nähe von Victors Aufenthalt befand, seit sie erfahren, daß ihre

Vermuthung sie nicht getäuscht habe, und der Herzog von Damville nebst seinem Sohne nächstens in Nantes eintreffen würden, war ihr ganzes Wesen verwandelt. Was sie früher oft dunkel empfunden, daß es ihr unmöglich seyn würde, Fouquets Gemahlinn zu werden, stand jetzt klar ausgesprochen vor ihrem Geiste, und jene Ängstlichkeit, mit der sie oft das drückende ihrer Stellung gefühlt hatte, ohne es zu wagen, ihrem Bräutigam oder der Königinn selbst ihren Entschluß zu erklären, verlor sich mit jedem Tage mehr, so wie dieses Bräutigams Betragen zuversichtlicher gegen sie, und übermüthiger gegen Andere wurde. Jetzt waren auch die Damville's angekommen. Ein Sturm erhob sich in ihrem Innern — sie mußte gewärtig seyn, Victor jeden Augenblick zu begegnen. Sie wußte, daß er für sie verloren war, aber sie wollte wenigstens der Welt und ihm beweisen, daß das Unrecht ganz auf seiner Seite war, sie wollte die nächste Gelegenheit ergreifen, um der Königinn und Fouquet zu erklären, daß sie nun und nimmer die Seinige werden könne, und sich hierauf in ein Kloster begraben.

Damville war in Nantes angekommen, sein Vater hatte ihn dem Könige vorgestellt, und die=

ser ihm viel Verbindliches über die Freude, ihn merklich gebessert zu sehen, gesagt; denn nur eine tiefe Blässe und ein schwermüthiger Ausdruck der Züge zeugten von dem leidenden Zustande des jungen Mannes, und der König kündigte ihm an, daß er hoffe, er werde, wenigstens hier in Nantes, so lange der Hof da verweile, seinen ehemahligen Dienst als Gardecapitän wieder versehen.

Victor war seinem Vater ungern nach Nantes gefolgt. Auch er fürchtete einem Gegenstande zu begegnen, dessen Anblick ihn einst mit Entzücken erfüllt haben würde, und der jetzt ihm nur die peinlichsten Empfindungen erregen konnte. Er hielt Sophien für ungetreu, und nicht allein dafür, sondern für unbeschreiblich gefühllos, leichtsinnig, eitel und glanzsüchtig. Keiner der Briefe, die sie ihm nach jenem unseligen Balle geschrieben hatte, war in seine Hände gekommen; keine der Zeilen, die er unter dem Drucke der Krankheit mit zitternder Hand mühsam gezeichnet, um ihr ihre Wortbrüchigkeit vorzuhalten und Erklärungen von ihr zu fordern, hatte sie erhalten. Der Vater benutzte dieß Mißverständniß und den hilflosen Zustand seines Sohnes klug und eifrig, um eine Verbindung zu trennen, die er nur gezwungen zugegeben hatte. Er wußte

den Sohn in vollkommener Täuschung über die Gesinnung und das Betragen seiner Braut zu erhalten, er wußte ihn mit einem Gewebe von ganz- und halberdichteten Gerüchten zu umspinnen, in welches die wenigen wahren Übereilungen, deren sich Sophie schuldig gemacht, künstlich genug eingeflochten waren. Von seinem Besuche bey ihr, von seiner Forderung und ihrer Entsagung erfuhr Victor nichts; nur das wurde ihm schnell kund gemacht, daß die Königinn selbst Fouquet's Werbung unterstützt, und Sophie diesem ihr Jawort gegeben habe. So verließ er körperlich halb hergestellt, aber mit zerrissenem Herzen und in Verzweiflung Fontainebleau mit seinem Vater, um an den Ufern der Loire eine Gesundheit und eine Sicherheit für sein ferneres Leben zu suchen, die ihm in seiner Lage nur verhaßt seyn konnte.

Nach und nach, wie seine Kräfte sich erholten, wich jene dumpfe Verzweiflung aus seiner Seele, aber ein tiefer, düsterer Schmerz blieb zurück; und so war noch seine Stimmung, als das Gerücht von der Ankunft des Hofes in Nantes, die ganze Provinz in Bewegung setzte. Bald auch erfuhr man, was für Personen das Gefolge desselben ausmachten. Gern hätte er unter dem

Vorwand seiner noch nicht vollendeten Herstellung es vermieden, in Nantes zu erscheinen; aber sein Vater geboth, (damahls galt das Ansehen der Väter auch über erwachsene Söhne) und der König selbst hatte gefordert ihn wieder zu sehen. Es blieb Victorn daher kein Ausweg übrig. Er mußte nach Nantes, nach Hof, und dort jeden Augenblick vor einem höchstgefürchteten Zusammentreffen bangen.

Nicht ohne Absicht hatte ihn Ludwig der Vierzehnte berufen lassen. Er kannte die Treue, die Entschlossenheit, die Zuverlässigkeit dieses Officiers. Ihm konnte er einen Auftrag anvertrauen, zu dem nur Wenige, seiner Schwierigkeit wegen, taugten; er endlich, der Fouquet (so schloß der König) hassen mußte, würde aus persönlicher Abneigung vor jeder Schwäche aus Freundschaft, oder aus minder edlen Rücksichten sicher seyn.

Nachdem ihn also der König das erstemahl gesprochen, ließ er ihn am folgenden Tage zu einer Stunde, wo sonst Niemand vorgelassen wurde, rufen, und eröffnete ihm, daß Staatsrücksichten es nothwendig machten, sich der Person des Ministers zu versichern; daß dieß in Paris nicht möglich gewesen, und daher die ganze Rei-

se nach Nantes in der Absicht unternommen worden sey, um diesen Schlag hier gefahrlos fallen zu lassen; daß der König dieß wichtige Geschäft hiermit in seine Hände lege, weil er von seiner Treue, Verschwiegenheit und Entschlossenheit überzeugt sey; daß Damville wohl bedenken solle, welche Verantwortung er auf sich nehme, welche Behuthsamkeit hier anzuwenden sey, aber auch welche Ehre und welches Verdienst er sich dadurch um den König und den Staat erwerben könne.

Bestürzt — unfähig, sogleich den ganzen Umfang des Auftrages zu fassen, den der König hiermit auf seine Schultern legte, war Damville's erste Regung und sein erster Gedanke, sich auf eine schickliche Art diesem Befehle zu entziehen, der ihn verwirrte und erschreckte. Aber der König, der vielleicht diese Weigerung in des Jünglings bestürzten Mienen las, kam jeder Ausflucht mit einem gebietherischen Ausspruch zuvor, und Damville'n blieb nichts übrig, als den König seines unbedingtesten Gehorsams, und seines Diensteifers sowohl als seines Dankes für dieß ehrende Vertrauen, zu versichern.

Erst als er, huldreich entlassen, sich im Vorzimmer allein fand, stellte die überraschende Neuheit der Sache, die Unbegreiflichkeit derselben,

und die furchtbare Wichtigkeit der Rolle, die ihm dabey zugetheilt war, sich ihm in ihrer ganzen Größe dar. Wäre es möglich gewesen, er wäre jetzt noch umgekehrt, und hätte dem Monarchen seine Charge als Gardecapitain, sammt dem traurigen Gebrauche, den er davon machen sollte, zu Füßen gelegt. Aber die Ehre geboth. Zurücksehn war nicht erlaubt, es mußte rasch vorwärts gegangen werden. Sein zweyter Gedanke, nachdem er jene ersten Regungen niedergekämpft, und sich seine Bahn fest vorgezeichnet hatte, war Sophie. Er, er sollte das Werkzeug seyn, um dieß Band, das der Vollziehung nahe war, gewaltsam zu zerreißen, und den Mann, der ihm das höchste Gut auf Erden geraubt, in ein Gefängniß, vielleicht zum Tode zu schleppen!

Und was würde Sophiens Schicksal seyn? Auf jeden Fall ein unglückseliges. Wenn es möglich wäre, es ihr zu ersparen? Und sollte denn Fouquet, der vielleicht bloß durch Eitelkeit und Verschwendung gefehlt hatte, so schreckliche Strafe verdienen? Er hatte viele Feinde, aber auch treue Freunde. Wenn er Zeit gewänne, wenn er erhalten werden könnte, wenn Sophie das Entsetzliche nicht zu erleben brauchte? Aber Ehre — und Pflicht — und der Befehl des Monarchen!

Solche Gedanken stürmten in der Seele des jungen Mannes mit heftiger Gewalt auf und ab, und machten ihn unfähig, in den ersten Stunden irgend einen Entschluß zu fassen. Heute Abends aber, wenn der Cercle, den der König in seinen Apartements sah, auseinanderging, sollte, so lautete der Befehl, der Minister am Fuße der Treppe, wie er in den Wagen steigen wollte, gefangen genommen, und sogleich in einer bereit gehaltenen Chaise nach Angers gebracht werden.

Derjenige, dem alle diese drohenden Vorkehrungen galten, ahnete indessen nicht das Geringste davon; und alle kleinen Ereignisse, die ihm hier und da störend entgegentraten, konnten die stolze Zuversicht nicht erschüttern, mit der er sein glänzendes Ziel bereits erfaßt zu haben wähnte. Jene Miene des Erstaunens und Unwillens, die der überprächtige Empfang in Vaux dem Könige abgedrungen hatte, war mehr als halbvergessen, und Sophiens abstossendes Betragen schien ihm nichts weiter als kindische Laune oder mädchenhafte Ziererey. Er zweifelte keinen Augenblick, sie leicht zu besiegen, und da sie ihm

gestern den ganzen Tag ausgewichen war, um sich in der Einsamkeit mit Ernst auf die Erklärung vorzubereiten, die sie Willens war, ihm bey nächster Gelegenheit zu geben, und sich völlig von ihm loszumachen, so suchte er sie heute desto angelegentlicher auf. In einem Bosquet des Schloßgartens fand er sie endlich in Thränen. Sie hatte erfahren, daß der junge Damville zum Könige war gerufen worden — Sie hatte dem heißen Verlangen, ihn, wenn auch nur von weitem und auf einen Augenblick zu sehen, nicht widerstehen können, sie hatte sich hinter ein Spalier im Garten versteckt, wo er vorbey mußte. Sie hatte ihn auch wirklich gesehen; aber die gänzliche Verstörung, welche seine Züge, seine Bewegungen ausdrückten, die Heftigkeit, mit der er vor ihr vorbey eilte, die tiefe Blässe seines Gesichts, alles das ergriff sie gewaltsam, und ihre Thränen brachen hervor. Der Ton hätte sie verrathen können. Aber Victor hörte und sah nichts. Sie hatte Zeit, sich ungestört zurückzuziehn, und allen ihren Schmerzen in einer dunkeln Laube des Gartens, wohin sie eilte, freyen Lauf zu lassen.

Hier fand sie der Minister, und hätte wohl keinen ungünstigern Augenblick wählen können, um sich mit ihr über ihr verändertes Betragen zu

besprechen. Was sie gestern noch schonend und mit Umwegen ihm langsam hatte vortragen wollen, entriß ihr heute die Gewalt des Schmerzens, der hoffnungslosen Liebe, die Victors Anblick mächtig entflammt hatte. Ohne eine Ursache anzugeben, erklärte sie ihm bestimmt, mit Heftigkeit, und unter stets strömenden Thränen, daß sie nun und nimmer die Seinige werden könne, daß sie ihn bey allem, was ihm heilig sey, beschwöre, sie ihres übereilten Jawortes zu entbinden, welches nur ein schrecklicher Augenblick ihr entrissen habe; daß sie weder ihm noch sonst Jemand auf dieser Welt angehören könne oder wolle, und nichts verlange als die Freyheit, ihr trauriges Daseyn in einem Kloster zu beschließen.

Fouquet war aus den Wolken gefallen. Erstaunen und Unwillen kämpften in seiner Seele, der Gedanke an eine Geistesverwirrung stieg plötzlich in ihm auf. Anders wußte er sich eine so plötzliche Umwandlung, einen so unbegreiflichen Entschluß nicht zu erklären. Eine Art Mitleid beschwichtigte im ersten Momente seinen aufflammenden Unmuth. Aber das Mädchen sprach im Übrigen so zusammenhängend und vernünftig, daß jene Vermuthung nicht wohl angenommen werden konnte, und so gewannen Verdruß und

Betroffenheit wieder die Oberhand. Er redete ihr zu, er bath sie, sich zu besinnen, zu überlegen, welches Schicksal sie sich bereite, was die Welt, was die Königinn Mutter, was endlich der Monarch selbst zu diesem höchst auffallenden Schritt sagen würden? — Sophie antwortete ihm in der Fülle ihres Schmerzens: das sey ihr Alles gleichgültig, denn wem es so Ernst wäre, die Welt mit allen Herrlichkeiten zu verlassen, wie ihr, für den hätte auch die Gunst der Großen dieser Welt keinen so hohen Werth mehr, und die Freystatt eines Klosters würde man nicht so grausam seyn ihr zu versagen. Bey diesen Worten erhob sie sich, und schritt vorwärts, um den Minister zu verlassen, dessen Gegenwart ihr peinlich war. Er aber folgte ihr. Diese plötzliche Umstimmung, und die Festigkeit, womit sie behauptet wurde, kamen ihm noch immer unbegreiflich, ja unglaublich vor. Es mußte etwas Geheimes zum Grunde liegen, und das wollte er erforschen. So gingen sie ein Paar Schritte, Sophie weinend voraus, Fouquet etwas hinter ihr (denn das Mädchen eilte in ihrer Heftigkeit rascher fort, als der Großpapa folgen konnte) ihr zusprechend, sie beschwichtigend — und wie sie aus der Allee heraustraten, stand Damville, den der Sturm sei-

ner Gedanken achtlos durch die Gänge des Gartens trieb, plötzlich vor ihnen. Ein Donnerstreich, der aus heiterm Himmel zwischen sie geschlagen haben würde, hätte die Liebenden nicht mehr erschrecken können, als dieß unvermuthete Zusammentreffen.

Sie fuhren auseinander. Damville's Auge haftete auf Sophiens verstörten und mit Thränen bedeckten Zügen. Sie war unglücklich, sie war es jetzt schon! Sein Herz wendete sich ihm in der Brust — Sophie aber, alles Vergangene, alles Grolles, und sogar der Gegenwart ihres jetzigen Bräutigams vergessend, breitete die Arme aus und rief mit dem Tone der innigsten Liebe: Victor!

Fouquet stand betroffen, vor Zorn erblassend an ihrer Seite. Damville's Blicke flogen rasch von ihr zu ihm, von ihm wieder zu ihr zurück. So sollte dieß Band auf so fürchterliche Art zerrissen, und das Mädchen, das er noch stets liebte, das in seinem Schmerze so schön war, mit in den Abgrund des Verderbens gestürzt werden, der diesen Mann in wenig Stunden zu verschlingen bereit war? Alle Leidenschaften erhoben sich kämpfend in des Jünglings Brust; Purpur und Todesblässe wechselten schnell auf seinem Gesicht —

Liebe und Mitleiden flehten um Hilfe, Zorn und Ehre gebothen Schweigen. Noch standen die drey, sich wechselweis mit zweifelhaften Blicken betrachtend. Da faßte sich Damville zuerst. Für Sophiens Rettung war ihm kein Preis zu hoch. Herr von Fouquet, sagte er, indem er mit einer anständigen Verbeugung rasch auf diesen zutrat: Wenn Ihnen ein Mensch, den sie, vielleicht ohne Ihre Schuld empfindlich gekränkt haben, der aber jede Rache unter seiner Würde hält, etwas rathen darf, so entfernen Sie sich auf der Stelle aus Nantes, und heute noch aus dem Königreich. Das ist Alles, was ich sagen darf — und von Ihrem Ehrgefühl erwarte ich Verschwiegenheit. So wie er dieß letzte Wort gesprochen, wandte er sich, und eilte die Allee, durch welche er hergekommen, mit der größten Schnelligkeit zurück.

Was war das? sagte Fouquet endlich: Was will der junge Mensch? Mich schrecken? und so doch eine geheime Art von Rache an mir nehmen? —

Victor! mein Victor! rief Sophie, und wollte ihm nacheilen: O bleib, Victor! Aber Victor hörte sie nicht oder wollte sie nicht hören, und ehe sie und Fouquet sich recht besinnen

konnten, war Damville in eine Nebenallee verschwunden.

Dieser Ausruf Sophiens, so wie ihr Benehmen während Damville's Gegenwart, zusammengehalten mit dem, was sie ihm kurz vorher erklärt, beleuchtete auf einmahl grell und unerwartet die wahre Stellung, in der das Brautpaar sich gegen einander befand.

Fouquet fühlte sich aufs unangenehmste davon berührt. Er starrte Sophien an, die in diesem Augenblicke ihn gar nicht zu beachten, und nur mit dem Schmerz über die Entfernung des Geliebten beschäftigt schien. Mein Fräulein! sagte er endlich: Was habe ich jetzt erfahren müssen? Sie lieben diesen Menschen noch, der sich auf die unwürdigste Weise von Ihnen losgerissen, der Sie dem Gespötte der Welt preisgegeben? —

Nein! Nein! rief sie heftig: Er ist unschuldig! Das weiß ich jetzt, so gewiß ich weiß, daß ein Gott lebt, der mich hören und retten wird. Er ist getäuscht so gut als ich — und unser Lebensglück ist gewissenlos geopfert worden!

Fräulein von Maineville! nahm Fouquet höchst entrüstet das Wort: Sollen diese Vorwürfe mir gelten? Wahrlich, mein Ehrgefühl wie mein Gewissen spricht mich hier frey. Nie

würde ich es mit meiner Würde verträglich gefunden haben, einem Andern seine Braut zu entreißen. Sie waren frey, als ich —

Ach ja! Ja! fiel ihm Sophie ins Wort: Ich weiß es, und Sie sind es nicht, den ich anklage. Sie haben rechtlich und gut an mir gehandelt, Herr von Fouquet, und das wird Ihnen mein Herz ewig danken. Sie haben sich meiner in meiner traurigsten Zeit angenommen. Sie haben mich zuerst wieder fühlen lassen, daß ich noch Werth für einen guten Menschen hatte —

Nun also? unterbrach sie der Minister, den diese Antwort völlig ungewiß machte: Was steht denn unserer Verbindung noch weiter im Wege? — Kommen Sie, Sophie, fuhr er fort, indem er ihre Hand mit freundlichen Blicken ergriff: Lassen Sie uns Frieden machen, ich will Ihren kleinen Eigensinn vergessen —

Nimmermehr! — schrie Sophie, indem sie ihre Hand hastig zurückzog: Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, ich kann Ihnen nicht angehören, ich kann keinem Menschen mehr angehören! Aber ehren und schätzen werde ich Sie, so lange ich lebe; wie einen gütigen Vater will ich Sie lieben — setzen Sie mich auf die

Probe, ich will Ihrer pflegen, Sie warten, Sie nicht verlassen, wenn Sie meiner bedürfen. —

Fouquet stand wortlos und tief betroffen neben dem heftig aufgeregten Mädchen. Was hatte er hören müssen? Als ein Vater sollte er betrachtet, gepflegt und gewartet werden? Die Wirklichkeit machte sich durch alle Täuschungen, womit Glück und Eitelkeit ihn bisher umgeben hatten, auf eine schonungslose Weise Platz in seiner Erkenntniß, und es war aus dem Munde des Mädchens, mit der er ein neues, schönes Leben beginnen wollte, daß er diesen Urtheilsspruch hören mußte!

Eine Weile dauerte sein Schweigen. Sophie sah ihn zweifelnd an. Sie hatte geglaubt, ihn mit ihrer Anerkennung seiner Verdienste um sie, mit ihrem kindlichen Gefühle zu erfreuen, und das Herbe, welches in ihrer Weigerung, die Seine zu werden, lag, so aufs Beste zu versüßen. Sie ahnete nicht, wie tief sie ihn eben damit verletzte — und so stand sie, besorgte Blicke auf ihn heftend, ihm gegenüber; da ermannte er sich endlich, übersah schnell, was jetzt zu thun war, und sagte, indem er sich anständig vor ihr verneigte: Mein Fräulein! Unsere Stellung gegeneinander ist ungewöhnlich, und erlaubt eben darum keine

zu rasche Beurtheilung. Gestatten Sie daher, daß ich mich entferne, und von der Zeit und Ihrer bessern Besinnung erwarte, daß Sie eine klarere Ansicht unsers Verhältnisses fassen, und dieser gemäß sich betragen werden.

Er ging. Sophie sah ihm eine Weile nach, dann sagte sie: Was meint er damit? Es wird doch nichts mehr anders zwischen uns. Für mich gibt es nur Eine Zukunft, das Kloster, und mit Gottes Hülfe hoffe ich es zu erreichen. Ach, das Beste wäre wohl der Tod! Dann würde Victor vielleicht einsehen, wie Unrecht er mir gethan!

Sie wandte sich ebenfalls, um auf der entgegengesetzten Seite, wohin Damville sich entfernt hatte, dem Schlosse zuzugehn. Ihre Gedanken waren bey ihm, jetzt, wo sie, allein gelassen, sich ihnen ganz hingeben konnte. Sie rief sich wieder die geliebte Gestalt, den Ton seiner Stimme, den Ausdruck seiner Blicke zurück, als er sie plötzlich vor sich sah. Sie bemühte sich, zu enträthseln, was damahls in ihm vorgegangen seyn müsse, sie wiederhohlte sich jedes Wort, und suchte den Sinn eines jeden zu erforschen; da glaubte sie ihn von weitem am andern Ende der Allee zu erblicken. Er war es, es blieb kein Zweifel, und er kam gegen sie her. Alles Vorgefalle-

nen, ihrer eignen Stellung gegen ihn, des Ministers und der Königinn vergessend, eilte sie auf ihn zu. Er sah das. Er hatte auch nur zu wohl den Ton gehört, mit welchem sie ihm nachgerufen, er hatte den Ausdruck ihrer Züge bemerkt, als sie ihn unvermuthet erblickte, und der so ganz und gar keine Beschämung, wie er erwartete, sondern mehr eine frohe Bestürzung anzuzeigen geschienen hatte. Dieß Alles hatte sich seitdem rastlos auch in seiner Seele bewegt, und ohne recht zu wissen, was er eigentlich wollte, hatte es ihn unwillkührlich des Weges zu ihr zurückgeführt. Er mußte sie noch einmahl sehen, wenn auch nur von weitem. Sie hatte ja geweint, sie hatte unglücklich geschienen, und ein größeres Unglück drohte ihr noch, wenn Fouquet, wie es sehr wahrscheinlich war, seine Warnung unbeachtet ließ. Das mußte er zu verhindern suchen, und darum war es ihm Pflicht, sie aufzusuchen. Nun hatten sie einander erreicht — Sophiens Athem flog, ihre Kniee zitterten, ihre Lippen bebten, wie sie ihn so nahe, so ungestört erblickte. O mein Gott! was würde der Erfolg dieser so sehnlich gewünschten Begegnung seyn?

Dieser Gedanke fiel mit Centnerlast auf ihr Herz, als sie den Freund, dem sie mit frohem

Entzücken entgegen geeilt war, sich fremd und abgemessen vor ihr verneigen sah. Sie erblaßte — das Zittern ihres ganzen Wesens nahm so sehr zu, daß sie es nothwendig fand, sich an einen Baumstamm zu halten, neben dem sie stand.

Mein Fräulein! begann jetzt Damville mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie anzusehen: Verzeihen Sie, daß ich es noch einmahl wage, mich Ihnen zu nähern, nachdem das erstemahl ein Zufall mich zu Ihnen geführt hat.

Herr von Damville kann nur gültige Ursachen zu seinem Verfahren haben, erwiederte sie kaum hörbar.

Es ist etwas Wichtiges, was ich Ihnen mitzutheilen habe, und ich bitte Sie, dieß zur Entschuldigung meiner Zudringlichkeit dienen zu lassen.

Sophie sah ihn an, ohne zu antworten; die Förmlichkeit und Kälte, welche in seinem Benehmen zu herrschen schienen, ergriffen sie aufs schmerzlichste. Ihre Augen schwollen von Thränen, und so richtete sie sie auf ihn, während er, unfähig ihr ins Gesicht zu sehen, die seinigen auf den Boden geheftet hielt.

Ich habe mir die Freyheit genommen, fuhr er nach einer Pause fort, da sie nicht sprach, —

dem Herrn von Fouquet vor Kurzem in Ihrem Beyseyn einen wichtigen Wink zu geben, den er ja nicht vernachlässigen soll, wenn sein und Ihr Wohl, mein Fräulein, ihm theuer sind.

Herr von Damville! brach jetzt Sophie los: Wie komme ich dazu, daß Sie mir von dieser Angelegenheit sprechen? Machen Sie das mit dem Minister selbst aus —

Mein Fräulein! fiel ihr Damville ins Wort, und richtete erstaunt seine Augen auf sie: Sie sind seine Braut — und also —

Ich bin keines Menschen Braut! rief sie heftig, und ihre Thränen brachen hervor.

Mein Gott! erwiederte Damville, indem Verwunderung und die innigste Theilnahme sich in seinen Zügen mahlten: Sollte auch dieß Band gelöset werden?

Es ist gelöset! rief sie heftig: Meine Thorheit, mein Unglück hatten mir ein unseliges Wort entrissen. Ich habe es zurückgenommen. Ich habe meine Freyheit wieder, und diese wenigstens soll mir Niemand mehr nehmen.

Wie soll ich verstehen, was Sie sagen, mein Fräulein? antwortete er beklommen und bestürzt.

Was kann Ihnen daran liegen, den Sinn

der Worte einer Unglücklichen zu errathen, von der Sie sich losgerissen, die Sie ihrem Schicksal preisgegeben haben, erwiederte sie mit steigender Leidenschaftlichkeit und strömenden Thränen.

Sophie! rief Damville mit ausbrechender Gluth, und wollte ihre Hand fassen.

Lassen Sie mich! Sie haben mich verkannt, Sie haben mich verstoßen. Und nicht einmahl durch eine Zeile von Ihnen selbst, nein! durch Ihres Vaters Mund wurde mir dieß Urtheil angekündigt.

Sophie! wiederhohlte Damville: Ich verstehe Sie nicht. Mein Vater? —

Ja! Ihr Vater! rief Sophie, und erzählte nun mit großer Heftigkeit alles, was zwischen ihr und dem alten Herzoge vorgefallen war. Victor hörte ihr bestürzt zu, aber allmählig verbreitete, mit der süßen Überzeugung ihrer Unschuld sich die Vermuthung über sein wundes Herz, daß sie ihn noch liebe, daß ihr sein Argwohn Unrecht gethan, und daß sein Vater hinter seinem Rücken ganz gegen des Sohnes Wunsch gehandelt habe. Diese Vermuthung zauberte Freudigkeit und Lächeln in seine Züge, seine Augen strahlten von immer steigender Gewißheit seines Glückes, je heftiger und schmerzlicher Sophie sich

über die Art beklagte, wie man mit ihr umgegangen war. Endlich überwältigte ihn seine selige Überzeugung — er breitete die Arme aus — Sophie! rief er: Ich habe nicht einen Augenblick aufgehört, dich zu lieben. O komm an mein Herz! Er umschloß sie stürmisch, sie sank, noch immer weinend, an seine Brust, aber der Quell, aus dem diese Thränen strömten, war nicht mehr der bittere, dem sie zuerst entquollen. Allmählig fing auch sie an, ihr Glück zu begreifen. Sie erhob das schöne Gesicht, sie sah dem Geliebten zärtlich in die freudig leuchtenden Augen, sie vernahm die Versicherungen der treuesten unwandelbarsten Liebe aus seinem Munde, und der Friede war zwischen den lange Entzweyten geschlossen.

Arm in Arm verschlungen, nur ihrer Seligkeit sich bewußt, ließen sie sich auf einer nahen Gartenbank nieder, und nun begannen die Erzählungen, die Erklärungen von beyden Seiten. Beyde sahen allmählig ein, daß man sie geflissentlich getäuscht, um sie zu trennen, und Beyde beschlossen und beschworen von Neuem, sich aller feindseligen Einwirkungen ungeachtet, unverbrüchlich treu zu bleiben.

Wie lange sie so gesessen, und die ganze Welt

im Gefühl ihres erneuerten Glückes vergessen hatten, wußte Keines zu beurtheilen; aber es mußte lange, und die Zeit weit vorgerückt seyn, denn eine Kammerfrau der Königinn Mutter kam, das Fräulein von Maineville zu suchen, die Allee herab, und bedeutete dem betroffenen Mädchen, daß die Stunde zur Toilette der Königinn schon längst vorbey sey, daß eine Andere indeß des Fräuleins Stelle habe versehen müssen, und Ihre Majestät nun ausgesandt hätten, um sie überall zu suchen.

Sophie erhob sich erschrocken. Damville nahm hastig Abschied von ihr, nicht ohne ihr mit ein Paar Worten Zeit und Ort eines nochmahligen Zusammentreffens zuzuflüstern. Dann entfernte er sich durch die Allee, und Sophie schritt mit einiger Beklommenheit — denn die Kammerfrau hatte sie Arm in Arm mit Victor gefunden — vor ihr hin dem Schlosse zu.

Auf dem Wege unterrichtete die Redseligkeit dieser Person sie von dem, was während ihres Spazierganges im Garten im Apartement der Königinn Mutter vorgefallen war; daß nähmlich zuerst Se. Majestät der König gekommen sey, und eine sehr lange Unterredung mit seiner Mutter gehabt, nach welcher Ihre Majestät sehr be=

unruhigt geschienen habe. Ja, die Hofdame, welche Dieselbe nach einer Weile gesehen und gesprochen hatte, wollte Spuren von Thränen in Höchstdero Augen bemerket haben. Bald darauf habe sich der Finanzminister im Vorzimmer der Königinn eingefunden, sey sogleich gemeldet, aber nicht angenommen worden. Ein sonderbarer und so seltner Fall, daß er allerdings auf etwas sehr Wichtiges schließen lasse, welches Ihre Majestät in diesem Augenblicke beunruhigen müsse!

Wäre Sophiens Gemüth nicht so gänzlich von dem, was sie mit ihrem Victor gesprochen, eingenommen, und Fouquet, völlig aus ihrem Gedächtniß verschwunden gewesen, so hätte sich ihr vielleicht eine mögliche Beziehung zwischen dem, was bey der Königinn vorgefallen, und dem, was Victor dem Minister und später ihr selbst geheimnißvoll mitgetheilt, darstellen können. Jetzt achtete sie auf das, was die Kammerfrau sagte, nur in so fern es ihr Besorgnisse wegen ihrer eignen Versäumniß im Dienste einflößen konnte, und eilte daher, so sehr sie vermochte, sich an ihrem Platze einzufinden.

Zu ihrer angenehmen aber großen Überraschung empfing die Königinn sie gnädig — ja es

war etwas in ihrem Benehmen gegen Sophien, was wie höhere Theilnahme oder Mitleid aussah. Sophie wußte es sich nicht zu erklären, aber sie war herzlich froh darüber, und dachte, da ihre Seele mit ganz verschiedenen Gedanken und Empfindungen erfüllt war, auch vor der Hand nicht weiter darüber nach.

Nicht so vergnügt, aber eben so arglos, hatte Fouquet eine Stunde früher sich aus den Zimmern seiner Beschützerinn, der Königinn Mutter, entfernt. Er war sehr unmuthig, es hatte sich heute so Vieles ereignet, was ihn verstimmen und um die unbefangene Heiterkeit bringen mußte, die er sonst immer behauptet, und die er heute eben wo er an die Tafel des Königs geladen war, gern gezeigt hätte. Die Scene mit seiner Braut, ihre unbegreifliche Weigerung, Damville's plötzliches Dazwischentreten, das er für nichts weniger als zufällig hielt, hatten ihn schon sehr geärgert, und als er nun zur Königinn eilte, um ihr Sophiens seltsames Betragen zu hinterbringen und sich von ihr Aufschlüsse oder Abhülfe zu erbitten — denn das Mädchen und ihr Besitz

waren ihm sehr theuer geworden — da wurde er — ein bey ihm fast beyspielloser Fall — ohne eine statthafte Ursache abgewiesen, wie jeder Überlästige oder Unbedeutende!

Es mußte ein Mißverstand oder eine Ungeschicklichkeit der dienenden Personen Schuld daran seyn, anders konnte er sich eine solche Ungehörigkeit nicht erklären. Daß etwas Tieferes, Unheilvolleres für ihn zum Grunde liegen könnte, das war ein Gedanke, der in seiner von langem Glücke verwöhnten Seele keinen Raum fand. Jene Warnung Damville's, die diesem seine Sorge für Sophiens Glück gegen seine Überzeugung entrissen hatte, betrachtete er durchaus als keine Wahrheit, sondern als ein Schreckbild, womit des jungen Menschen Witz den Raub der Braut an ihm rächen wollte. Was sie andeuten sollte, eine Gefahr, die über des Allmächtigen Haupte schwebe, war ja ein Unding, etwas ganz und gar Unmögliches. So hatte er sie im ersten Augenblick betrachtet, so erschien sie ihm auch jetzt; aber sie war doch auch eine der mancherley Unannehmlichkeiten, die ihm heute störend in den Weg getreten waren.

Über alle diese kleinen Ereignisse war der Vormittag meist vorbeygegangen, und es war für

den Minister Zeit geworden, sich in seine Staatskleider zu werfen, um an der Tafel des Königs zu erscheinen. Er hatte überall seine ergebenen Personen, die, durch sein Gold oder durch seine Protection gewonnen, ihn von Allem unterrichteten, was er zu wissen wünschte, oder was ihnen für ihn wichtig schien. Auf solchem Wege wurde ihm denn, noch ehe er angezogen war, die Kunde, daß Fräulein von Maineville im Garten eine geheime Unterredung mit Herrn von Damville gehabt, und diese so über alles Maß hinaus gedauert habe, daß das Fräulein darüber ihren Dienst bey Ihrer Majestät versäumt hatte.

Es wurmte den Minister, diesen neuen Beweis von der Untreue seiner Braut zu vernehmen; aber es bestätigte seine Ansicht, daß jene geheimnißvolle Warnung des Nebenbuhlers nichts anders als eine Finte oder ein unwürdiger Racheversuch gewesen war. Mit gewohnter Willenskraft bekämpfte er nun jede unmuthige Regung seines Innern, glättete, so wie die Kunst seines Kammerdieners die kleinen Fältchen, welche die Jahre auf seine Stirn gezogen, auch jene tiefern, welche Ärger und Sorge ihr aufgedrückt, und eilte im glänzendsten und geschmackvollsten Anzuge, ganz berechnet, um Sophien ihre Thorheit

bereuen zu machen, in das Apartement seines Monarchen.

Die Tafel verging ohne irgend einen bedeutenden Vorfall, so wie schon hundert ähnliche geendigt worden waren. Der König hatte heiter und ruhig geschienen, sich allen Anwesenden huldreich gezeigt, und den Finanzminister vor Vielen ausgezeichnet. Jeder Schatten von Besorgniß schwand aus dessen beruhigtem Gemüthe, und wenn es ihn auch dünken wollte, als wäre die Königinn Mutter heute etwas düsterer als sonst, ja als habe er zuweilen einen ernsten Blick voll Theilnahme bemerkt, der auf ihm geruht, und so wie er aufsah, sich schnell abgewendet, so glaubte er sich dieß dadurch erklären zu können, daß die Königinn bereits von seinem Mißverhältniß zu Sophien unterrichtet sey, und nach der Art, wie sie sich stets als Beschützerinn dieser Verbindung gezeigt hatte, zarten Antheil an den Störungen derselben nehme.

So wiegte er sich selbst in gefährliche Sicherheit, und alles, was ihn hätte aufmerksam machen können, diente nur dazu, ihn in seiner Zuversicht zu bestärken. Für diesen Augenblick war sein Verlangen bloß darauf gerichtet, eine Audienz bey der

Königinn Mutter zu erhalten, um sein gestörtes Verhältniß zu Sophien durch ihre Dazwischenkunft wieder zu ordnen. Aber Besuche, die zahllos kamen, um ihm, so wie er die Tafel des Königs verlassen und seine Zimmer erreicht hatte, ihre Unterthänigkeit zu bezeigen, und sich in die Gunst des mächtigen Mannes zu empfehlen, raubten ihm jede freye Viertelstunde. Der Tag sank endlich — die Dämmerung kam und wich der völligen Nacht. Es war Zeit, im Cercle bey dem Könige zu erscheinen, und das konnte unmöglich in demselben Anzuge geschehen, in welchem man sich beym Diner gezeigt hatte. Es war unumgänglich nothwendig, die wenigen Viertelstunden, welche noch erübrigten, dieser wichtigen Angelegenheit zu widmen, und so groß auch das Verlangen war, sich über Sophiens Benehmen Klarheit zu verschaffen, mußte es doch jener Rücksicht weichen. Morgen war auch noch ein Tag, und das Geschäft ließ sich aufschieben!

Die Toilette war gemacht, der Abendanzug wo möglich noch glänzender, noch wohlkleidender als der am Mittag; denn es war wahrscheinlich, daß viele Damen von dem benachbarten und dem Adel von Nantes gegenwärtig seyn würden, es war möglich, daß auch die kleine Eigensinnige im

Gefolge ihrer Gebietherinn erschien. Er machte sich auf den Weg. Zwey Läufer mit Fackeln schritten vor ihm her, um dem Wagen in den Pallast zu leuchten, während mehrere Bedienten ihm folgten; da trat unter dem Portal des Hauses eine Gestalt, in einen dunkeln Mantel eingeschlagen, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, dem Minister plötzlich an die Seite. Einen Augenblick Gehör, ehe du zum Könige gehst! flüsterte der Unbekannte mit dumpfer Stimme. — Fouquet sah empor. La Feuillade! rief er, den Freund erkennend: — Was ist's?

Still! erwiederte der Andere, indem er den Finger auf die Lippen legte: Mein Nahme darf hier nicht genannt werden. Ich bin nichts als eine Stimme in der Wüste. Geh' nicht ins Schloß, Fouquet!

Und warum nicht?

„Dir droht Etwas. Was? weiß ich nicht. Komm hierher!“ Er zog ihn mit sich auf die Seite und flüsterte leise und schnell: „Man hat dem Könige Verdacht gegen dich beygebracht. Er hat heute dein ganzes Schloß zu Belleisle untersuchen lassen.“

Ohne mein Vorwissen? Was soll das bedeuten?

„Gewiß nichts Gutes. Alles ist aufgenom-

men, beschrieben worden. Es war eine Commission von mehreren Personen daselbst."

Du träumst — meine Leute hätten mich sicher benachrichtigt.

„Wenn es ihnen die Herren der Commission nicht unter der Ungnade des Königs verbothen hätten! Glaube mir, dir droht Gefahr. Geh nicht aufs Schloß!"

Aber woher weißt du?

„Dir das zu erzählen, würde zu lange währen. Du brauchst nichts als das Resultat zu wissen; du sollst fliehen, so bald du kannst. Leb wohl! Man darf mich hier nicht sehen." Bey diesen Worten schlug Feuillade den Mantel wieder über's Gesicht, und verschwand unter den Bogengängen vor dem Hause so schnell, wie er unbemerkt hierher gekommen war.

Fouquet stand betroffen. Des jungen Damville's geheimnißvoller Rath von diesem Morgen fiel ihm ein. Wenn hier wirklich ein Zusammenhang wäre? Wenn Etwas gegen ihn im Werke wäre? — Aber nein! Es war unmöglich! — Der König hatte ihn heute gnädiger als sonst behandelt. Die Sache wegen Belleisle war sicher ein Mißverständniß, es stimmte nichts recht zusammen. Wie hätte Feuillade erfahren können, was

selbst sein treuergebener Castellan ihm nicht hatte melden dürfen? Noch kämpften Zweifel und Zuversicht in seiner bestürmten Seele — da schlug die Uhr des nächsten Klosterthurmes die Stunde, wo der Adel sich in den Zimmern des Königs einfinden mußte. Fouquet schüttelte den aufgedrungenen Schauer ab, sprang in den Wagen und fuhr aufs Schloß, wo er schon alle Apartements erleuchtet, und durch einen Theil der versammelten Gesellschaft belebt fand. Der König war noch nicht erschienen.

Die Art, wie Alles in diesen Sälen den allmächtigen Minister bey seinem Eintritte empfing, trug viel dazu bey, sein inneres Schwanken zu endigen, und die Zuversicht auf sein unwandelbares Glück mit Kraft hervorzurufen, und alle Warnungen und alle mißtönenden Erinnerungen des heutigen Tages schwanden allmählig aus seiner Seele. Nun trat der König ein, die Königinn Mutter, einige der Prinzen, aber — es war doch heute ein Tag voll getäuschter Erwartungen und Unannehmlichkeiten! — Sophie Maineville erschien nicht unter den Damen der Königinn. Die königlichen Personen waren huldreich und zuvorkommend mit Allen, Fouquet wurde sehr ausgezeichnet, die Prinzen und der König

waren heiter, nur auf der Königinn Mutter Stirn schien jene trübe Wolke zu weilen, die Fouquet schon bey der Tafel bemerkt hatte, und zuweilen glaubte er eine Art Unruhe an ihr wahrzunehmen, und hier und dort einen sehr ernsten Blick, der auf ihm haftete.

Das Alles aber setzte sein zuversichtlicher Geist auf Rechnung seines Verhältnisses zu Sophien, und brachte deren Nichterscheinen damit in Zusammenhang. Es verstimmte ihn, es rief ihm die verschiedenen sonderbaren und unangenehmen Auftritte des heutigen Tages zurück, es machte ihn nachdenkend, und er beschloß, wenn die Partheien arrangirt würden, für heute kein Spiel anzunehmen, um vielleicht einen günstigen Augenblick zu finden, wo er sich seiner königlichen Beschützerinn nähern, und von ihr die Lösung so manches widrigen Räthsels erfahren könnte.

So verging ein Theil des Abends, als einer der aufwartenden Edelknaben sich dem Minister näherte und ihm meldete, sein Secretär sey draußen im Vorzimmer, und habe ihm eine wichtige Depeche zu übergeben, die so eben eine Staffette gebracht.

Das ergriff ihn. — Unwillkührlich fühlte er sich erblassen. — Sein böses Geschick berührte ihn

ernstlicher als zuvor in diesem Augenblick. Doch faßte er sich schnell, schalt sich selbst einen Thoren, und eilte hinaus.

Der Secretär reichte ihm einen Brief, und bey Erblickung dieser Schriftzüge ging ein erheiterndes Licht in seiner Seele auf. Er war von seiner Freundinn de Bellière. Mit erleichtertem Herzen erbrach er ihn, trat zu einem der angezündeten Candelabres, und las:

„Ich bin auf dem Wege nach St. Mandé. Ihre Feinde haben gesiegt. Sie sind gestürzt; aber nicht bloß gestürzt. — Ach, die besorgte Freundschaft darf das Ärgste nicht verschweigen! Es geht an Ihre Freyheit, vielleicht — Ich vermag es nicht, den Gedanken auszudenken! Was ich für Ihre gute Sache thun kann, geschieht. Das Übrige müssen wir dem Himmel anheimstellen. Retten Sie sich, wenn dieß noch möglich ist!“

P. B.

Jetzt überwältigte Schrecken und Entsetzen den sonst muthigen Mann. Eine tödtliche Blässe überdeckte seine Züge, seine Glieder erstarrten. — So vergingen einige Secunden, während welchen sein Secretär die Augen erschrocken auf ihn

geheftet hielt, und ihn vergebens fragte, ob er Hülfe bedürfe; denn er glaubte an eine Ohnmacht. Da riß sich Fouquet empor, seine Geistesgegenwart kehrte wieder, mit ihr Muth und Entschluß. Lassen Sie meinen Wagen vorfahren! sagte er: Ich muß auf der Stelle nach Hause. —

Der Secretär, der es sehr natürlich fand, daß irgend eine wichtige Depesche den Staatsmann schnell an seinen Schreibtisch rufe, eilte hinaus. Der Minister rief seine verwirrten Gedanken mit Macht zusammen, um den aufwartenden Personen des Hofes, die sich im Hintergrunde des Zimmers befanden, keine Gelegenheit zu Bemerkungen zu geben, beherrschte Mienen, Blick und Gang, und folgte ziemlich gelassen dem vorauseilenden Secretär.

Am obern Ende der Treppe fand er sein Gefolge, und erblickte bereits unten im Portal die Kutsche, deren rasche Pferde ihn mit geflügelter Eile der drohenden Gefahr enttragen sollten. So schnell es seine innere Erschütterung erlaubte, eilte er die Treppe hinab — da trat ihm, den Degen in der Hand, der Herzog von Damville entgegen, dem vier Gardisten, ebenfalls mit entblößten Gewehren, folgten. Er grüßte zuerst den Minister, dann, indem er den Hut auf den

Kopf drückte, sagte er mit einer Stimme, deren Beben die Ergriffenheit seines Innern verrieth: Herr von Fouquet! Ich muß Sie, im Nahmen Sr. Majestät des Königs, für meinen Gefangenen erklären, und um Ihren Degen bitten. —

Fouquet erstarrte und trat bebend einen Schritt zurück. Sein Auge blickte mit dem Ausdruck des Entsetzens den Herzog an, die Stimme versagte ihm, um ein Wort hervorzubringen.

Damville betrachtete ihn mit inniger Theilnahme. Rechnen Sie mir nicht zu, Herr von Fouquet, was ich auf Befehl Sr. Majestät thun muß. Alle Schonung, die von mir abhängt, soll Ihnen werden. Er winkte bey diesen Worten einem Manne, der, in einen Mantel eingeschlagen, hinter dem Portal gewartet zu haben schien, und jetzt hervortrat. — Auf ein Zeichen dieses Mannes mußte der Wagen des Ministers aus dem Portal hinaus, und ein anderer, der schon im Hofe harrte, vorfahren.

Ich muß mit dem König sprechen, rief jetzt Fouquet, der seine zerstörten Gedanken gesammelt und sich gefaßt hatte. Es ist ein Irrthum, ein Mißverständniß. — Unmöglich kann der König befohlen haben —

Herr von Fouquet! versetzte Damville sehr

ernst, indem er die Rechte an sein Degengefäß legte: Ich bin Offizier und Edelmann — und ich sage Ihnen, Seine Majestät haben mir selbst heute früh in ihrem Kabinette den Auftrag ertheilt.

„Der König? Er selbst?“ — versetzte Fouquet, und aller Muth verließ ihn bey diesem Gedanken.

Erinnern Sie sich der Worte, erwiederte Damville, ohne sich in weitere Erörterungen einzulassen, die ich Ihnen diesen Morgen im Garten sagte, und haben Sie die Güte, mir Ihren Degen zu geben.

Ein schwerer Seufzer stieg aus des vernichteten Mannes Lippen empor. Sein Kopf sank auf die Brust. — Mit zitternder Hand versuchte er es, den Degen loszuhaken, er vermochte es nicht. Einer der Gardisten mußte ihm helfen. Damville's Herz war gepreßt, er empfing den Degen mit einer inneren Erschütterung, welche dem Angeklagten nicht entging.

Herr von Damville! Gott ist mein Zeuge! Ich bin unschuldig!

Ich glaube es, erwiederte dieser mit theilnehmendem Tone, und ich bedaure Sie von ganzem Herzen.

„Thun Sie für meine Vertheidigung, edler junger Mann, was in Ihrer Macht steht!“

Bey Gott! ich will es! Nur fürchte ich, mein guter Wille wie meine Kraft wird hier zu schwach seyn.

Gönnen Sie mir nur noch einen Augenblick Zeit, und erlauben Sie mir, Ihnen zwey Worte zu sagen, drang Fouquet in den Erweichten und Erschütterten, indem er ihn bey Seite ziehen wollte —

Ich darf nicht! erwiederte Damville, schnell ermannt: Meine Ordre ist streng und gemessen. Herr von Artagnan! fuhr er, zu jenem Verhüllten gewendet, fort: Ich übergebe Ihnen hier Ihren Gefangenen. Handeln Sie Ihr Amt. Nach Angers — Sie wissen —

Nach Angers! rief Fouquet: — So soll ich von Nantes fort, ohne den König sprechen zu dürfen? Großer Gott! das ist sehr hart!

Damville zuckte die Achseln — d'Artagnan verbeugte sich, trat vor, und wies auf die offene Wagenthüre, bey der ein Gardist mit gezogenem Degen stand: Ist's gefällig?

Nun erkannte der Unglückliche, daß Alles verloren sey. Seine Kraft brach zusammen, seine Kniee sanken ein, Todesbläße und Todesschauer bemächtigten sich seiner. — Damville und d'Artagnan mußten ihn unterstützen, um ihn in den Wa-

gen zu bringen, dort setzte sich d'Artagnan an seine Seite, der Gardist mit der blanken Waffe folgte ihnen, und nahm den Rücksitz ein. Aber über Fouquets Wesen hatten Entsetzen, Angst und Verzweiflung ihre vernichtenden Schleyer gebreitet. Er lag in halber Ohnmacht, fast bewußtlos in seiner Ecke und gewahrte kaum das Commando von fünfzig Reitern, das, wie der Wagen aus dem Schloßthore gefahren war, sich rechts und links und von allen Seiten dicht an denselben schloß, und so unter lautem Gerassel und Getrab der Rosse durch die Straßen der Stadt und hinaus ins Freye eilte.

Damville stand noch eine Weile, tief ergriffen und betäubt von dem Vorgang, dessen Zeuge, ja dessen Werkzeug er hatte seyn müssen, — und hielt Fouquet's Degen mechanisch in der Hand. Endlich faßte er sich so weit, um zu wissen, was ihm jetzt zu thun oblag, aber ohne klar in der Gegenwart und Zukunft einer Begebenheit zu sehen, die, das konnte er allein mit Bestimmtheit vermuthen, große Bewegungen zur Folge haben mußte. Dann stieg er langsam die Treppen empor, suchte den Weg zum Kabinette des Königs, wo der diensthuende Kammerherr sei-

ner bereits harrte, und meldete diesem: des Kö-
nigs Befehl sey vollzogen.

Der Kammerherr hieß den Gardecapitän war-
ten, und eilte, wie ihm der König aufgetragen,
alsobald hinüber in den Saal, wo Ludwig mit
seiner Mutter und dem Englischen Bothschafter
bey einer Spielparthie saß, und bereits, wie Jene
wohl bemerkten, öfters im Spiel zerstreut nach
der Thüre geblickt hatte. Jetzt trat der Kammer-
herr ein, Ludwig wendete sich rasch, und blickte
ihn erwartungsvoll an; jener verbeugte sich stumm
mit bejahender Geberde — so war es ihm gehei-
ßen — und entfernte sich eben so schnell und wort-
los, wie er gekommen war.

Eine Erschütterung, die er vergebens ganz zu
bemeistern strebte, durchzuckte den Alleinherrscher,
als ihm die Gewißheit wurde, der Streich, den
er verhängt hatte, sey gefallen, sein Befehl aus-
geführt, und der staatsgefährliche Mann, der
noch gestern nach ihm oder mit ihm der Mächtig-
ste im Reiche gewesen war, sey nun von seiner
Höhe herabgestürzt, in diesem Augenblicke nichts
mehr als ein ohnmächtiger Gefangener, mit wel-
chem nach seinem Belieben oder nach der Strenge
der Gesetze zu verfahren in des Königs unbe-
schränkter Macht lag.

Anna von Österreich, zum Theil mit ihres Sohnes Planen bekannt, zum Theil aus seinen Zügen das Übrige ahnend, errieth auf der Stelle, was geschehen war, und der Gedanke an die entsetzliche Lage, in der sich derjenige befinden mußte, dessen Schicksal sie seit einiger Zeit mit so lebhaftem Antheil geleitet hatte, an das Loos, das seiner wahrscheinlich harrte, an das Mädchen, dessen Glück sie durch seine Hand zu gründen gedacht hatte — Alles das drängte sich ihr plötzlich und gewaltsam auf, ihre Fassung verließ sie. Der Bothschafter warf einen, aber auch nur Einen Blick auf seine beyden fürstlichen Mitspieler — dann setzte er eben so unbefangen, als hätte er nichts bemerkt, sein Spiel fort, beflissen, durch seine Ruhe und scheinbare Achtlosigkeit jene Beyden auch ihre Unbefangenheit wieder finden zu lassen. Aber Anna's Finger zitterten, indem sie die Karten hielt, in ihr Auge drängte sich eine Thräne, und der König, dessen gespannte Neugier ihm keine Ruhe mehr ließ, legte sein Spiel nieder, stand auf und sagte, die Andern möchten nur sitzen bleiben, er werde sogleich wieder hier seyn. Mit diesen Worten verließ er den Saal, indem er der übrigen Gesellschaft, die

schnell bey seinem Erheben von ihren Stühlen auffuhr, mit freundlichem Händewinken bedeutete, daß sich Niemand stören lassen möchte — ein Befehl, den seine Mutter gleich hierauf wiederhohlte, und mit aller Fassung, deren sie mächtig werden konnte, ein gleichgültiges Gespräch mit dem Englischen Bothschafter anknüpfte, während dessen ihr Gemüth von schmerzlichen Empfindungen bewegt war, und ihre Blicke die Thüre hütheten, um, wenn der König wiederkehrte, in seinen Mienen einen Theil dessen zu lesen, was ihr zu erfahren jetzt so wichtig war.

Der Kammerherr war indeß in das Kabinett des Königs zurückgekehrt, wo Damville stumm, in sich versunken, mit den Zeichen der heftigsten innern Erschütterung, den Degen des Unglücklichen in der Hand, an einem Schranke lehnte, und kaum den Eintritt des Kammerherrn bemerkte. Betroffen gewahrte dieser die Zerstörung, welche die Züge des Gardecapitäns ausdrückten, und konnte nicht begreifen, wie ein Mensch, den sein Monarch erst mit einem so wichtigen als ehrenvollen Auftrag beglückt hatte, nicht von Vergnügen strahlen könne?

Bald darauf trat dieser selbst ins Zimmer. Damville raffte sich empor, ging ehrfurchtsvoll

dem Monarchen entgegen, und überreichte ihm mit tiefer Verbeugung die fremde Waffe, indem er hinzusetzte: Eure Majestät Befehl ist vollzogen, der Gefangene auf dem Wege nach Angers, und ich habe die Ehre, Ihnen hier seinen Degen zu Füßen zu legen.

„Erzählen Sie, Damville, erzählen Sie! Wie ging es denn? Wie nahm er sich? Aber mein Gott, Capitän! Wie sehen Sie aus? Wahrhaftig, man sollte Sie für den Verurtheilten halten.“

Ich gestehe, erwiederte Damville, daß der Auftrag, womit Ew. Majestät mich beehrt, so leicht er an sich selbst zu vollziehen war, doch seiner Natur und seinen Folgen nach, einen tiefen Eindruck auf mich machen mußte.

„Wie so?“

Dieser Sturz, dieser plötzliche Glückswechsel, die Verzweiflung des Unglücklichen, seine mitleidswerthe Lage—

„Schon gut! schon gut! Ich will nur wissen, wie die Sache geschah. Ihre Betrachtungen gehören nicht hierher.“

Damville verbeugte sich ehrerbiethig — dann faßte er sich mit Macht, und berichtete nun dem Könige mit kurzen Worten den Hergang der Be=

gebenheit. Aber Ludwig wollte mehr wissen. Er fragte um jede Bewegung, jedes Wort, ja wo möglich jeden Blick des Unglücklichen, und es schien, als gäben ihm die Zeichen der Verzweiflung, der vollkommenen Entmuthigung desselben eine Art von Sicherheit und größerer Ruhe.

Endlich war nichts mehr zu fragen, und nichts mehr zu berichten. Der König entließ Damville, sehr zufrieden mit der Art, wie er sich benommen, so wie mit dem ganzen Erfolg der Sache, und versicherte ihn seiner königlichen Gnade.

Damville's Ehrgeitz fühlte sich wohl geschmeichelt durch diese Anerkennung seines Monarchen, und durch die Aussichten, die sich in seine Zukunft öffneten; dennoch hörten die mannigfachen freudigen und furchtbaren Erschütterungen nicht auf in ihm nachzubeben, die diesen Tag bezeichnet hatten. Fiebernd legte er sich zu Bette, und einige Zeilen, die er an seine Sophie schrieb, um sie im Allgemeinen über das, was mit ihm vorgegangen war, zu beruhigen, und darauf vorzubereiten, daß er sie morgen schwerlich am verabredeten Platze im Garten werde treffen können, waren Alles, was seine Kräfte vermochten.

Die Nacht des Herbstes hatte sich nun, Stille und Ruhe gebiethend, über die Erde gebreitet;

aber unter ihrem Schatten fing erst leise und zweifelhaft, dann immer lauter und zuversichtlicher sich das Gerücht von der höchst wichtigen und sonderbaren Begebenheit zu verbreiten an, die diesen Abend im Schlosse vorgefallen war. Man flüsterte geheimnißvoll; man wollte zweifeln, widersprechende Gerüchte kamen in Umlauf; man sandte nach der Wohnung Fouquet's, seine Equipage, aber er nicht darin, war zurückgekehrt. Man fragte im Schlosse nach, er hatte es verlassen. So verging die Nacht in unruhigem Treiben, bis der Morgen die Neuigkeit mit Gewißheit kund gab, daß der allmächtige Minister gestürzt sey. Ob gefangen, ob ermordet? das wußte Niemand. Aber es war ein Donnerschlag für Unzählige, die auf irgend eine Weise ihr Schicksal an das seine geknüpft wußten, ein Schlag, der einen großen Theil Frankreichs erschütterte und bis an seine Grenzen widerhallte. Den Mann, der des Tages zuvor, von Jedermann beneidet, gefürchtet oder bewundert, mit seinem Monarchen zu Tische gesessen, sich Abends, wie es schien, noch seiner vollen Gunst erfreut hatte, diesen Mann hatte sein Verhängniß plötzlich ereilt, und er war, wenn er noch lebte, nichts weiter als ein Gegenstand des Mitleids für den

ärmsten aber freyen Schuldlosen. Alles am Hofe war voll Bestürzung, die Königinn Mutter schloß sich in ihre Gemächer ein, und ließ Niemand vor, und Sophie wußte nicht recht, ob sie den Unglücklichen mehr bedauern, oder sich mehr ihrer unvermutheten Befreyung freuen sollte.

Der König, oder vielmehr Jene, welche ihm zu diesem Schritte gerathen hatten, hielten sich überzeugt, daß diese Maßregeln entweder vollständig oder gar nicht genommen werden mußten. In dieser Ansicht hatte man auch sogleich an das Schloß zu St. Mandé gedacht, dessen Geheimniß nicht so verborgen geblieben war, als es Fouquet in seiner täuschenden Zuversicht sich geschmeichelt hatte.

Mit schrecklicher Angst im Herzen und in der größten Schnelligkeit, wie nur die Treue der Freundschaft und das mit vollen Händen hinausgeworfene Geld sie erwirken konnte, war Frau von Bellière von Paris nach St. Mandé mehr geflogen als gefahren. Schon erblickte sie das Schloß von ferne, jetzt unterschied sie bereits die Fenster, jede architectonische Verzierung, die Bäume und Terrassen des Gartens, und nun,

wie der Weg sich wendete, zeigte sich unfern der weitläufigen Gartenmauer ein kleines aber niedliches Haus, von einem zierlichen Blumengarten umgeben. Dort wohnte Fouquet's Justiziär, und dort war auch der Ausgang des unterirdischen Weges, der in dem gefährlichen Kabinett begann. Ihr Herz schlug bang und heftig; jener Nachmittag — ach, es waren noch nicht zwey Monate seitdem verflossen! — stand lebhaft vor ihr, wo sie dem bedrohten Freund ihre Besorgnisse mitgetheilt, und wohl Keines von ihnen an die Möglichkeit geglaubt hatte, daß in so kurzer Zeit schon Gebrauch von dieser Eröffnung gemacht werden sollte.

Großer Gott! Was erblickte sie jetzt? Zwey königliche Dragoner hielten am Eingange zu der Avenüe des Schlosses, — und durch die Allee von breitblätterigen Rüstern, die gerade an das Thor führte, sah sie auch dieß von mehreren Dragonern besetzt. Es war geschehen, was abzuwenden sie mit äußerster Anstrengung gestrebt hatte — das Schloß war in der Gewalt des Königs, und — vielleicht auch das Geheimniß, das jenes Kabinett verbarg! Vielleicht auch nicht! Vielleicht ließ der erzürnte Monarch, den Fouquet's zahllose Feinde gegen ihn erbittert hatten, sich nur aller Besitzun-

gen des gestürzten Günstlings versichern, und Niemand ahnete, was St. Mandé in sich enthielt! Dieser Hoffnungsstrahl warf ein schwaches Dämmerlicht in die Nacht, welche sich seit dem Anblick jener Soldaten in dem Geiste der Frau von Bellière verbreitet hatte. Sie hatte bereits Befehl geben wollen, umzukehren. Jene Hoffnung hielt sie. Vielleicht war das Geheimniß noch zu retten. — Sie hieß den Kutscher auf das kleine Haus des Justiziärs zufahren. Aber in dem Augenblicke hatten die Dragoner am Eingange der Allee den Wagen erblickt. Sogleich kam Einer derselben herangesprengt und geboth dem Kutscher, der eben umlenken wollte, Halt zu machen. Der Andere ritt pfeilschnell die Allee hinauf, und kam eben so schnell, indeß die Marquise noch im Wortwechsel mit dem Reiter war, dessen Recht, Jemand auf der Straße anzuhalten, sie durchaus nicht anerkennen wollte, mit dem Officier zurück. Dieser erklärte ihr, daß er den strengsten Befehl habe, alle Personen, die im Schlosse wären oder sich demselben näherten, im Nahmen des Königs anzuhalten, und vor der Hand nicht zu entlassen, bis eine höhere Instanz über die Zuläßigkeit ihrer Freygebung entschieden haben würde.

Die Marquise erstarrte. Sie wurde todtenbleich, und ließ sich dann — unvermögend zu antworten, ja kaum vermögend einen klaren Gedanken zu fassen, dorthin führen, wohin es der unentfliehbaren Macht, der sie anheim gefallen war, belieben würde.

Im Schlosse angekommen, das sie so zu betreten nicht gedacht hatte, ward ihr bald der Umfang des ganzen Unglücks klar. Fouquet war in Nantes auf Befehl des Königs, beym Herausgehen aus dem Schlosse, arretirt, und als Staatsgefangener unter starker Escorte indessen nach Angers gebracht worden, bis ihm, sogleich nach der Rückkehr des Königs nach Paris, der Prozeß gemacht werden, und sehr wahrscheinlich sein Kopf, zur Sühnung aller seiner gegen den Monarchen und den Staat theils begangenen, theils entworfenen Verbrechen, fallen werde.

Über diese letztern sollte das Schloß zu St. Mandé Aufschlüsse enthalten, und um sich derselben zu versichern, war das Commando hierhergeschickt worden. Alles war nur zu gut ausgekundschaftet. Jener Spiegel konnte sein Geheimniß nicht mehr decken, der unterirdische Gang es nicht retten, die Papiere waren gefunden,

und aus ihnen ließen sich staatsgefährliche Plane nur zu leicht herausdeuten.

Die Marquise wußte zu wohl, welchen verderblichen Schein dieß Alles auf ihren Freund werfen mußte; es blieb kein Zweifel übrig, seine Feinde waren unermüdet thätig gewesen, und der glücklichste Erfolg, unterstützt durch die eigene zu stolze Sicherheit des unglücklichen Opfers, hatte diese Bemühungen gekrönt. Was sollte nun das Schicksal des Verrathenen seyn? Dieser Gedanke fiel mit Centnerlast auf ihr Herz, und bemächtigte sich ihres Geistes so ausschließend, daß kein anderer mehr Raum in ihr fand.

Ohne Einwendung, ohne den geringsten Versuch, für sich selbst etwas zu bewirken, ließ sie sich von dem Offizier, der mit seinen Leuten noch denselben Abend nach Paris aufbrach, als eine Gefangene mitführen. Aus Schonung wurde ihr ihr eigenes Haus als Gefängniß angewiesen, wo sie in leidlicher Haft verblieb, bis Fouquets Prozeß eingeleitet war, und auch ihre Aussagen öfters gefordert wurden. Dieser Prozeß war eine Angelegenheit, welche ganz Frankreich beschäftigte, sowohl durch die Wichtigkeit desselben, und die wohlwollenden oder gehässigen Leidenschaften, die er aufregte, als auch dadurch, daß eine un=

geheure Anzahl von Personen aus allen Ständen, Geschlechtern und Provinzen sich darein verwickelt fanden. In jenen unseligen Papieren, welche das Kabinett in St. Mandé verborgen hatte, war eine Menge von Individuen aufgezeichnet, und mit Bemerkungen begleitet, welche vielleicht vom Schreiber selbst so schlimm nicht gemeint waren, die aber in dem Zusammenhange, in welchen sie gestellt waren, ein sehr zweydeutiges, gefährliches Licht auf die Genannten warfen. So war fast keine angesehene Familie, welche nicht durch eines ihrer Glieder auf nähere oder fernere Art sich durch diesen Prozeß gekränkt fühlte.

Mitten in dieser allgemeinen Bestürzung hätte vielleicht ein schuldloses Paar, das auf seltsame Weise und gegen seinen Willen in jene großen Ereignisse mit eingeflochten worden war, Sophie und ihr Victor, ihr früheres Glück wieder finden können. Ihre Herzen hatten sich von Neuem erkannt, versöhnt, alle Mißverständnisse waren beseitigt, und selbst des Vaters Abneigung durch die Bedeutenheit entwaffnet, welche die große Gunst der Königinn Mutter Sophien ertheilte. Aber als ob Alles, was mit dem gestürzten Mächtigen in irgend einer Verbindung, von welcher

Art diese auch seyn mochte, gestanden hatte, von dem Gifthauch seines bösen Schicksals berührt werden müßte, so konnte auch das Glück der Liebenden nicht mehr aufblühen. Die leidenschaftlichen Erschütterungen jenes Tages, wo er am Morgen die Geliebte treu wieder fand, und Abends das Werkzeug seyn mußte, den Nebenbuhler wahrscheinlich dem Tode zu überliefern, hatten Victors altes Übel wieder hervorgerufen, und er wurde bedenklich krank. Zwar wich es auch dießmahl der Kunst der Ärzte, und der zärtlichen Pflege, die ihm von seiner Braut wurde; aber es kam wieder, und abermahl wieder, bis die Jugendkraft vollends erschöpft war, und alles Glück und aller Trost der Liebenden darin bestand, daß, mit des Vaters und des Königs Genehmigung, ein Priester Sophiens Hand in die ihres sterbenden Geliebten legte, der wenig Tage darauf in ihren Armen verschied. Sie aber eilte, den längst gefaßten Entschluß auszuführen, und ihren Schmerz in den Mauern eines Klosters zu begraben.

Frau von Bellière und noch viele andere Personen wurden theils härter, theils gelinder gestraft, und eine große Zahl vom Hofe verwiesen. Über Fouquet selbst schwebte lange Zeit das

Schwert des Henkers, denn seine Feinde und Neider dürsteten nicht bloß nach seinem Platze und seinem Einfluß, sondern auch nach seinem Blute. Wohl lagen auch in der Art, wie er die Finanzen verwaltet hatte, und in seinen kühnen Entwürfen schwere Anklagepuncte gegen ihn, die denn von seinen Widersachern eifrig und boshaft benutzt wurden. Aber er besaß auch warme und treue Freunde, und diesen gelang es endlich, beym König und im Parlamente einen günstigern Spruch zu bewirken, und das drohende Todesurtheil abzuwenden. Er wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft verdammt, und unter so zahlreicher Bedeckung nach der Festung Pignerol gebracht, daß auch hieraus die Furcht zu erkennen war, die dieser Mann dem König und seinen Richtern eingeflößt hatte.

Seine Haft bis an seinen erst nach fünfzehn Jahren erfolgten Tod war enge und streng, aber unter der Aufsicht des redlichen St. Marc so anständig, ja würdevoll, daß Viele später aus der Art, wie ihm begegnet worden war, sich veranlaßt fanden, ihn für den räthselhaften Mann mit der eisernen Maske zu halten.

II.

Das Turnier zu Worms.

Ein milder Sommerabend hatte die Natur erquickt, die Sonne war hinter den westlichen Bergen hinabgesunken, und mit der kommenden Dämmerung verbreitete sich Stille und Kühlung über die weite Gegend. Da saßen auf dem Steinsitz am hohen Fenster des Bergschlosses die verwitwete Freyinn von Bogen und die Ehefrau des Ritters von Jungingen, der in der Reichsstadt Worms das Bürgermeisteramt verwaltete. Er hatte auf einer Geschäftsreise, die er nach Inspruck zum Kaiser Maximilian hatte machen müssen, die Gattinn gern mit einem kleinen Umwege nach jener Gegend gebracht, wo die Jugendfreundinn derselben jetzt als Witwe des reichen und mächtigen Freyherrn von Bogen lebte, und zu der Claren von Jungingen seit mehreren Jahren eine stille Sehnsucht zog. Isabelle und Clare waren beyde in Burgund geboren. In dem reichen Brüssel, wo Karl der Kühne Hof

hielt, hatten ihre beyderseitigen Ältern, wohlhabende Adelige, nahestehende Häuser bewohnt. Isabelle von Foucigny und Clara von Horn sahen sich regelmäßig jeden Morgen bey der Messe in der Frauenkirche, und wenn Abends die Aufgabe des Tages geendigt war, durften sie hoffen, sich, von ihren Wärterinnen begleitet, vor den Thüren der älterlichen Häuser zu finden, oder auf dem großen Spielplatze der Kinder, am Brunnen auf dem Markte. Allmählig wuchsen die Mädchen heran, und mit ihnen wuchs ihre Freundschaft, aber auch ihre Wohlgestalt und Liebenswürdigkeit. Da starb Clarens Mutter, und der Vater, ein Mann von finsterer Gemüthsart, dem das junge hübsche Mädchen zu hüthen eher eine Last als eine Freude schien, schickte sie zu seiner Schwester, die in Worms verheirathet war. Schmerzlich war die Trennung der beyden Freundinnen, besonders da in jener Zeit keine jetzt gewöhnliche Fertigkeit im Schreiben den Entfernten den Trost eines fleissigen Briefwechsels gewähren konnte. Sie waren nicht nur durch weite Strecken geschieden, sondern es blieb ihnen auch keine Hoffnung, Eine von der Andern Kunde zu erhalten, als wenn etwa ein Reisender aus jener Gegend, wo die Freundinn lebte, kam,

und zufällig oder mit Auftrag Nachricht von ihr ertheilen konnte.

So waren mehrere Jahre vergangen. Beyde Mädchen waren zu Jungfrauen herangereift, Beyde waren angenehm, sittlich, verständig; doch fand Clara von Horn viel eher den Mann, der ihrem Herzen zusagte, und der Ritter von Jungingen, einer der angesehensten Männer in Worms, fühlte sich bald von den Reizen der hübschen Flamänderinn umstrickt. Er warb bey ihrer Tante um ihre Hand, diese meldete es dem Vater nach Brüssel. Der Alte war sehr erfreut, kam selbst nach Worms, und legte vergnügt seiner Tochter Hand in die ihres Freyers.

Clara war bereits Mutter zweyer Kinder, als sie erst die Nachricht erhielt, daß Isabelle, nach manchem langen Bedenken und Wählen sich endlich entschlossen habe, dem Herrn von Bogen, einem Manne, der in Bayern an der Donau reich begütert, und Schirmvogt des Bisthums zu Regensburg war, ihre Hand zu reichen. Clara ließ sich von dem kaiserlichen Schreiber, der Geschäfte halber nach Worms gekommen war, von Herrn Marx Treitzsauerwein, Vieles von dem Gemahl der Freundinn, den Jener wohl kannte, erzählen. Er war ein sehr rechtlicher, verständi-

ger Herr, ein wackerer Degen dazu, und des Kaisers Majestät schätzte ihn sehr; aber er war bereits weit über die Jugendjahre hinaus, nicht eben häßlich, aber auch nicht empfehlend von Person, übrigens reich, angesehen und höchst verliebt in sein liebliches blühendes Gemahl, die, wenn man es nicht besser wußte, füglich für seine Tochter gelten konnte.

Clara hörte das Alles mit großer Verwunderung. Sie hatte Isabellens Sinn ganz anders gekannt. Sie wußte, daß ein nicht gewöhnlicher Schwung des Geistes sie früher beseelt, und öfters angetrieben hatte, das Gewöhnliche zu verschmähen, und sich an Besonderm, auf irgend eine Art Ausgezeichnetem, zu ergötzen. Sie wußte ferner, daß ihr junges Herz sogar nicht ganz frey mehr von einer stillen Neigung gewesen war, die sie sich freylich selbst nicht recht gestand, und noch viel weniger der Freundinn zu bekennen entschließen konnte — und sie schloß aus dem, was sie wußte, und dem, was sie nun vernahm, daß verschiedene und nicht ganz gewöhnliche Ereignisse hier gewirkt haben müßten, um Isabellen zu einer Heirath zu bestimmen, die nur eine ganz alltägliche Überlegung oder eine eigennützige Absichtlichkeit hätte schließen können. Und wie konnte sie

jene kühle Besonnenheit, oder diese niedrige Berechnung von einem Mädchen vermuthen, das hochsinnig genug geschienen hatte, um bey einem liebenswürdigen und geliebten Gegenstand über Vermögen und Rang hinweg zu sehen, und sich bloß für Edelmuth, Tapferkeit und Ruhm zu begeistern?

Indessen, Isabelle war Frau von Bogen geworden, sie war ihrem Manne auf seine Schlösser gefolgt, sie hatte ihm dort zwey kräftige schöne Knaben geboren, und er war nach wenigen Jahren einer zufriedenen Ehe in ihren Armen gestorben, nachdem er ihr ein reiches Witthum gesichert, und auch sonst noch Geld und Gut zu freyer Bestimmung überlassen hatte. Die hübsche, reiche Witwe ward bald das Augenmerk des benachbarten Adels. Viele Ritter erschienen auf ihrer Burg, und warben offenbar oder mit bescheidener Zurückhaltung um ihre Gunst, sie aber betrachtete Alle mit Gleichgültigkeit, suchte Einen um den Andern zu entfernen, und schien entschlossen, ihr Leben im Witwenschleyer zuzubringen. Zu dieser Zeit war es, daß Frau von Jungingen sie zu besuchen kam. Die Freude Isabellen's war ungemein groß, als sie nach so manchen Jahren die theure Jugendgespielinn wieder

sah, und kaum reichten die drey ersten Tage des Wiedersehens hin, um sich gegenseitig mit allem bekannt zu machen, was in dem langen Zwischenraume der Trennung in Brüssel, Worms und auf Schloß Bogen vorgefallen war, wie jede von ihnen gelebt, was mit ihren übrigen Freundinnen geschehen war, und wie denn alle die Gegenstände angelegener Fragen heißen, welche sich zwey Freundinnen, die sich sonst jeden Gedanken mitzutheilen pflegten, nach langen Jahren der Trennung nachzuhohlen haben.

So saßen sie denn am Abende des dritten Tages am Fenster, in angelegentliche Gespräche vertieft. Immer stiller, immer dunkler wurde es unten auf der Fläche. Im scheidenden Lichte des Tages glänzten die Fluthen der Donau herüber, deren fernes dumpfes Geräusch in der Stille hörbarer wurde. Am Himmel gegenüber entbrannte der Abendstern, und aus den Strohdächern des Dorfes, das zwischen Erlen und Espen am Stromesufer lag, erschien hier und dort ein Licht, das die fleißige Bäuerinn ansteckte, um dabey zu spinnen.

„Du bist doch schön bewohnt,“ nahm Frau von Jungingen das Wort, nachdem sie eine Weile in die abendliche Landschaft hinausgeschaut

hatte; „deine Burg hat eine angenehme Lage, und das Land scheint fruchtbar und wohlgebaut. Aber im Winter wird es dir doch zu einsam hier werden.“

Warum das? antwortete Isabelle: Ich bin gern hier, und sehne mich keineswegs nach städtischer Unterhaltung.

„Freylich, du kannst Gesellschaft hier auf dem Schlosse haben, so viel du willst; die Herren aus der Nachbarschaft belagern dich ja förmlich. Ich habe das mit Verwunderung gesehen, seit ich hier bin.“

Auch sie verlange ich nicht. Es ist Keiner unter ihnen, der mir gefällt, ja, den ich nur um irgend einer Eigenschaft willen dem Andern vorziehen möchte. — Sie sind mir Alle gleichgültig.

„So ist der Rechte noch nicht gekommen,“ versetzte Clara scherzend.

Er wird nie kommen, erwiederte Isabelle ernst — und käme er auch — setzte sie mit einem Seufzer hinzu, was könnte es ihm und mir frommen!

„Wie so? Ich dächte, das ließe sich bald beantworten; du würdest dem, der dir gefiele, die Hand reichen, du würdest endlich das Glück einer aus Liebe geschlossenen Ehe —“

O höre auf, Clara, mir dieß Bild so deutlich auszumahlen! Es bleibt doch bey dem, was ich sagte, es würde mir und dem Manne nichts helfen. Sieh, Clara, ich habe dir gestern von der Liebe und Achtung gesprochen, mit der mein seliger Eheherr mich stets behandelt.

„Das hast du, und es hat mich um seinet- und deinetwillen gefreut.“

Mein Seliger war ein trefflicher Mann, der wohl nur Einen Fehler hatte, und selbst dieser ließ sich, wenn man den Unterschied unserer Jahre bedachte, entschuldigen. Und dieser Fehler war eine große Anlage zur Eifersucht. Das war der einzige Schatten, der zuweilen unsere heitern Tage trübte, aber dieser Schatten folgte dem Seligen auch noch in die Ewigkeit hinein— Sein Testament —

„Ich habe von meinem Manne gehört, wie großmüthig er dich bedacht, wie viel er dir Freyeignes ausgesetzt.“

Das erkenne ich dankbar, aber er hat eine Klausel beygefügt, die das Alles gleichsam aufhebt, oder wenigstens mit engen Schranken umstellt. Du wirst auch gehört haben, daß er seinen Neffen, Georg von Flamegg, einen sehr

rechtlichen Mann, zum Vormund seiner Kinder und mich zur Mitvormünderinn ernannt hat?

„Das beweist abermahl die Achtung, die er für dich hatte.“

Wohl! Er sagt auch viel Rühmliches von mir in seinem Testamente, und zuletzt: er sehe ein, daß er nicht verlangen könne, ich solle mein junges Leben und alle die Jahre, welche ich wahrscheinlich noch zu leben hätte, im Witwenstande vertrauern. Darum lasse er ein bedeutendes Vermögen zu meiner freyen Bestimmung, und es stünde nur bey mir, einem andern Manne meine Hand zu reichen. Da ihm aber nächst mir nichts so sehr am Herzen liege, als das Wohl seiner Kinder, so müßte der Mann, den ich wählen würde, auch die Achtung und den Beyfall meines Mitvormunds, seines Neffen, erwerben, und dieser sollte entscheiden, ob mir die Kinder ferner im zweyten Ehebunde überlassen werden könnten oder nicht. Wäre dieß nicht, fände Herr Georg von Flamegg mit Recht etwas an dem Character oder Benehmen dieses zweyten Mannes auszusetzen, so stünde es mir zwar frey, meinem Willen zu folgen, aber auf die Kinder müßte ich verzichten, die dann bey seinem Neffen bleiben würden.

„Eine seltsame Klausel!“

Fühlst du das heimliche Gift, das in derselben liegt? Ich bin durch diese wenigen Worte so gut wie des Testaments und Flamegg's ewige Sclavinn. Bey ihm steht es, an jeder Wahl, die ich treffen könnte, zu tadeln und zu mäckeln; bey ihm steht es, mir die Kinder zu entziehn oder zu lassen, und du begreifst wohl, daß ich eher das Leben als meine Söhne lassen würde. Sieh, so bin ich frey — und im Stande, nach meinem Gefallen zu wählen!

„Das ist ein schlimmer Umstand! Aber dieser Neffe ist ein rechtlicher Mann, wie du sagst? Es läßt sich also hoffen, daß er ohne Noth keine Anstände machen, dich nicht geflissentlich necken wird.“

Das würde er nicht, so wie ich ihn sonst kenne, und ich glaube, ich könnte in jedem Falle auf Flamegg's Billigkeit rechnen.

„Nun also? —“

Das Schlimmste kommt zuletzt. Dieser Neffe, der erst seit des Oheims Tode als Vollstrecker seines letzten Willens hierher auf Schloß Bogen kam, hat den Einfall bekommen, selbst Gefallen an mir zu finden — und läßt es mir auf jede Weise merken.

„Warum bist du so hübsch und so reich!“

Das ist es nicht, wie ich den Vetter kenne, was Eindruck auf ihn gemacht hat. Auch hätte er meines Vermögens nicht vonnöthen, denn er ist selbst reich genug, und Schönere hat er viele gesehen. Aber er kam hierher, als ich noch ganz in Schmerz um meinen Mann versunken war. Dieser ungeheuchelte Beweis meiner Anhänglichkeit an einen Gegenstand, den nur seine Verdienste, kein äußerer Schein mir so werth gemacht haben konnten, und seine Beflissenheit mich aufzurichten, zu erheitern, zogen ihn an mich. Nun ist es geschehen, ich kann es nicht ändern; aber ich fühle, welche enge Ketten es um mich schlingt.

„Und gefiele dir denn der Neffe nicht? Was ist es für ein Mensch?“

Kein übler; er ist jung, wohlgebildet, eine treue ehrliche Seele, mit ziemlichem Verstand und großer Gutmüthigkeit.

„Und reich, hast du gesagt?“

Sehr reich. Seine Besitzungen erstrecken sich von hier bis Straubingen.

„So nimm ihn — dann hast du Alles beysammen, den Vormund und die Kinder, und kein Mensch kann dir Einstreuungen machen.“

Du hast Recht. Aber — Clara — soll ich mich denn das zweytemahl in ein Band fügen, das nur die Überlegung knüpfen würde? Soll das Herz gar nie seine Ansprüche geltend machen dürfen? Ich bin erst fünf und zwanzig Jahre; ein langes Leben liegt wahrscheinlich noch vor mir. Soll es durchaus arm an jeder bessern Freude bleiben, wie sein fahler Anfang? Soll ich nur jung, wohlgebildet, vermöglich seyn, um das Alles abermahls einem gleichgültigen Gegenstande zu opfern? Sieh! du schweigst, und blickst seufzend vor dir nieder. Was soll erst ich fühlen, wenn ich mir meine mißliche Lage recht vergegenwärtige. Dieser Flamegg ist ein so alltäglicher Mensch, so ohne allen Schwung des Geistes, so entfernt davon, auch nur zu ahnen, daß man anders seyn könne, anders seyn müsse, als er, um liebenswürdig zu seyn. —

„So wie du ihn schilderst, wären doch Tausende froh, ihn zu bekommen.“

Das lasse ich unbestritten. Aber mir genügt er nun einmahl nicht. Mir schwebt ein Bild vor dem Auge der Seele, wie ein Ritter seyn müßte, der mir gefallen, der mir das Glück gewähren sollte, nach dem mein Herz sich vergeblich seit Jahren sehnt.

„Laß hören!“

Über die Gestalt gehe ich hinaus, abergemein oder widrig dürfte sie nicht seyn. Doch das erste wäre schon nicht möglich, weil sicher der edlere Geist sich auch in edlern Zügen und Bewegungen ausspricht. Ein Ruf, der nicht bloß unbescholten, sondern rühmlich und weit verbreitet seyn sollte, müßte ihm vorausgehn. Tapferkeit, feine Sitte, strenge Rechtlichkeit, und vor Allem ein würdiger Anstand müßte ihn auszeichnen.— Daß er fromm und ein guter Christ seyn muß, versteht sich von selbst, und so hättest du nun die Hauptzüge meines GemählDes.

„Noch sehe ich es nicht deutlich. Ist er jung oder alt — blond oder braun?“

Einem Jünglinge könnte ich doch kaum meine Hand reichen. Ich wünschte ihn im blühenden Mannesalter. Blond ist der bewußte Vetter, vielleicht ist es des Widerspiels wegen, aber ich wünschte meinen Ritter braun, von dunkelm Haar und Augen, doch diese dürften allenfalls auch blau seyn, und aus ihnen wie aus allen Zügen des feingebildeten Gesichts sollte Adel des Geistes und Herzens blicken, und in der ganzen Gestalt wie in jeder Geberde, Rede und Handlung sich eine feinere Natur aussprechen. Doch

bin ich nicht thöricht? Da lasse ich mich von dir verleiten, zu schwatzen und zu träumen, und nichtige Plane zu entwerfen, als säßen wir noch als kleine Mädchen am Springbrunnen zu Brüssel beysammen, und erzählten uns Mährchen aus der Welt unserer Puppen.

„Es war eine schöne Zeit, von der du sprichst, und Manches, was wir später Andere treiben sahen, oder selbst trieben, nicht viel klüger als jene Discurse von unsern Puppen. Aber weißt du, was mir eingefallen ist? Wie du den Gedanken-Ritter geschildert, und mit allen seinen, wahrhaft gar nicht übeln Eigenschaften ausstaffirt hast, hast du ein altes, halbvergessenes Bild in mir geweckt, das mit jedem Zuge, den du dazu fügtest, heller und deutlicher in mir wurde.“

Ein altes Bild? Wie so? fragte Isabelle etwas betroffen.

„Erinnerst du dich nicht mehr jenes Ritters, der oft bey Euch erschien, der deinem Vater so werth war, der uns so viel von seinen Reisen erzählte, und uns italienische Lieder lehrte? — Wenn ich nicht irre, so hieß er Vaudreuil? Doch was sehe ich? Du wirst ja ganz glühend roth?“

Der Abendschein — stotterte Isabelle verlegen und wandte sich ab.

„Der Abendschein? wo die Sonne schon längst untergegangen ist? Kind! Kind!“ sagte Clara, scherzhaft drohend: „Was ists mit dir und diesem Ritter von Vaudreuil?“

Nichts ist es, — durchaus nichts, entgegnete Isabelle, indem sie sich ruhig und gefaßt zur Freundinn wandte: Ich weiß ja nicht, wo er hingekommen ist, ich weiß nicht, ob er noch lebt —

„Du weißt es nicht?“ fragte Clara verwundert.

Nein, liebe Freundinn, gewiß nicht. Aber höre mich an, und ich will dir Alles vertrauen. Du wirst dich erinnern, daß Vaudreuil ein gewöhnlicher aber sehr geschätzter Gast im Hause meiner Ältern war. Sie hatten ihn auf einer Reise kennen gelernt, wo sein Muth und seine Geistesgegenwart sie aus einer großen Angst rettete, und er wurde freundlich von ihnen eingeladen, sie in Brüssel zu besuchen, wohin er ohnedieß bald von Gent, welches sein Wohnort war, zu gehen dachte. Ich war eben den Kinderjahren entwachsen, und fing an die Welt und mich selbst mit mehr Bewußtseyn zu betrachten, als dieser Ritter, welchen die Dankbarkeit meiner Ältern mir schon früher als einen sehr vorzüglichen Menschen angekündigt hatte, in unser Haus trat. Seine Gestalt, sein Anstand, seine Blicke, seine

Art sich auszudrücken, alles erschien mir liebenswürdig, obwohl ich nicht sagen könnte, du weißt es selbst, daß er eigentlich schön war. Vor allem aber zog mich der Ruf seiner Tapferkeit, seines kalten besonnenen Muthes an, von welchem mein Vater und auch Andere, die ihn kannten, mir erzählt hatten, ehe ich ihn noch gesehen hatte. Von nun an kam er oft nach Brüssel. Meine Ältern liebten und ehrten ihn, er war ein Mann, dessen Rechtlichkeit sie unbedingt vertrauen, in dessen Umgang sie Unterhaltung, von dessen Klugheit und Erfahrung sie Rath erwarten durften. Viele Abende brachte er bey uns zu; er hatte große Reisen gemacht, und war den Fahnen des Kaisers, den er, als Mariens von Burgund Gemahl, als seinen rechtmäßigen Herrn betrachtete, lange Zeit in den Niederlanden, in Italien und bis ins ferne Ungerland gefolgt. Seine Erzählungen von diesen Feldzügen, seine lebhaften Beschreibungen von Ländern, Sitten, berühmten Personen waren meines Vaters liebste Unterhaltung, auch ich horchte ihm mit stiller Lust. Nun, du weißt es ja auch, wie manchen Abend wir mit unserer Arbeit bey meinem Vater saßen, wenn der Ritter erzählte. Aber es dünkte mich zuweilen, als finde auch er ein besonderes Ver=

gnügen an meiner Aufmerksamkeit, und eine leise Stimme, die sich in dem fünfzehnjährigen Mädchen schon zu regen anfing, lehrte mich seine Blicke, die er auf mich richtete, den Ton der Stimme, mit dem er zu mir sprach, von der Art gar wohl unterscheiden, wie er alles dieß gegen Andere that.

„Ey! ey!“ rief Clara scherzend, „und von allen dem sagtest du mir damahls nichts.“

Wußte ich es doch selbst kaum, wagte ich doch nicht, es mir zu gestehen! Ach Clara, das war eine recht schöne Zeit! Leider dauerte sie nicht lange — deine Abreise unterbrach schmerzlich den stillen Lebenslauf, den ich bisher geführt; es war das erste Unglück, das die junge Seele traf.

„Meine theure Isabelle!“ rief Clara, und schloß die Freundinn bey diesen Worten gerührt an ihr Herz: — Ach, auch ich fühlte mich ganz vernichtet, als ich aus deinen Armen scheiden sollte!“

Vaudreuil sah meinen Schmerz, und der ernste Mann war gütig genug, ihn mit dem halbkindischen Mädchen zu theilen. — Er schenkte mir von dieser Zeit an mehr Aufmerksamkeit, er unterhielt sich oft mit mir, suchte mich zu zerstreuen, zu erheitern. Er hatte uns, wie du weißt, italienische Lieder gelehrt, die wir wie Papageyen

nachsangen; jetzt bemühte er sich, mich diese schöne Sprache auch verstehen zu lehren, er brachte mir die Gesänge des berühmten Petrarca, er las sie mir vor. Ach, welchen unendlichen Zauber übten hier die zarten und sinnigen Gedanken des Dichters, in die Laute der melodischen Sprache eingekleidet und von Vaudreuils wohlklingender Stimme mit tiefem Gefühle gesprochen! Zuweilen dünkte es mich, er spreche manche Stelle nicht ohne Bezug auf die Schülerinn, die ihm hingerissen, mit hochschlagendem Herzen und oft mit nassen Augen zuhörte. Es war wohl nur Täuschung, wie die Folge lehrte, aber sie schmeichelte meinem Gefühle, sie erhob mich, sie reifte meinen Geist, und ich kann wohl sagen, wenn etwas mehr als alltäglich Tüchtiges, wenn etwas Besseres in mir ist, so danke ich es jener Zeit und ihm, der so viele Macht über mich übte.

Über ein Jahr verging auf diese Art. Vaudreuil bekleidete eigentlich ein kleines Amt in Gent, und besaß in der Nähe dieser Stadt ein Gütchen, das ihm sein Vater hinterlassen; dieß und jene Anstellung machten seinen ganzen Reichthum aus. Er hatte dessen kein Hehl, und in meinen Augen schadete es ihm auch nicht. Aber es war vielleicht die Hauptursache der großen Zu-

rückhaltung, die er plötzlich gegen mich annahm; wenigstens scheint es mir die einzige Art, sein nachfolgendes Betragen mit dem Edelmuth und der strengen Rechtlichkeit zu vereinigen, die wir sonst in allen seinen Handlungen ehren mußten.

„Nun, was geschah denn?“ fragte Clara begierig.

Es geschah wohl nichts, antwortete die Witwe, aber Vaudreuil wurde sichtlich immer düsterer, er kam seltner nach Brüssel, er hielt sich kürzere Zeit auf, er schien mir auszuweichen, und die italienischen Lectionen hörten unter allerley Vorwänden ganz auf. Ich fühlte die Änderung in dem Betragen des so sehr von mir verehrten Mannes sogleich, und tief, und schmerzlich. Da er aber durch nichts mir ein Recht gegeben hatte, ihn zur Rede zu stellen, so blieb mir nichts übrig, als geduldig zu warten, was geschehen würde. Da trat er eines Tages, nachdem er wieder sehr lange abwesend gewesen, plötzlich bey uns ein. Ich war eben im Vorzimmer, als er kam, ich eilte ihm freudig entgegen; es blitzte ein lebhafteres Feuer als sonst aus seinen Augen, und sein Gruß war wärmer, inniger als seit langem. Überhaupt kam mir sein ganzes Wesen verändert vor. Ach ich hegte schon frohe

Hoffnungen, daß eine Verstimmung, deren Ursache ich nicht kannte, vorübergegangen sey, daß er wieder so werden würde, wie er vor einem Jahre gewesen. O Clara, was sind die Hoffnungen des Menschen! —

„Nun?“ fragte Clara dringend.

Er war gekommen, um Abschied zu nehmen, Abschied für lange — für immer vielleicht!

„Abschied für immer?“ wiederhohlte Clara bestürzt.

Ich weiß noch nicht, wie es kam, daß ich nicht zusammensank und vor seinen Augen verging, als der Vater, zu dem er ins Zimmer gegangen war, mich rufen ließ, und mir in Vaudreuil's Beyseyn diese Kunde mittheilte. Reden konnte ich nicht, das weiß ich — was der Vater sagte, verstand ich großen Theils nicht, es schallte nur wie ein fernes Brausen mir ins Ohr. Als ich endlich mir wieder recht bewußt wurde, sah ich, daß Vaudreuil's Blicke mit einem schmerzlichen, aber — ja, ich darf es sagen — auch mit einem unendlich zärtlichen Ausdruck auf mir ruhten. Was er sagte, was ich antwortete, weiß ich nicht. Von der ganzen Scene ist mir kein anderer klarer Eindruck als der seiner Augen geblieben; die sah ich aber damahls überall, wo ich ging und

stand — die seh ich noch, wenn ich mir jenen Auftritt zurückrufe. Bald darauf beurlaubte er sich — er hoffe unter glücklichern Sternen zurückzukehren — er hoffe mich wieder zu sehen, um dann nicht mehr auf so lange zu scheiden. Das waren seine Worte. Ich verstand sie nur halb — er hatte meine Hand gefaßt, ich glaube, er drückte sie sogar, seine Augen ruhten mit eben jenem Ausdruck wie das vorigemahl auf mir — dann ging er, und ich brach in einen Strom von Thränen aus, so wie er meinen Augen entzogen war. Mein Vater lobte meine Anhänglichkeit an den treuen Freund unsers Hauses. Ach mein Gott, ich dachte ganz an etwas anders!

„Das glaube ich wohl! Nun, und wohin ging er denn?“

Ja, das wußte mein Vater eigentlich nicht, denn Vaudreuil hatte sich nicht bestimmt darüber erklärt. Alles was mein Vater aus seinen Worten schließen konnte, war, daß er nach einem größern Glück, nach höhern Aussichten strebte, als die waren, welche seine jetzige Laufbahn ihm bothen. Mein Vater billigte das im Allgemeinen; indessen meinte er, mit acht und zwanzig, neun und zwanzig Jahren — so viel mochte Vaudreuil damahls zählen — wäre das ein Bischen spät angefan-

gen. Genug, er war fort. In meinem Kopfe spuckten allerley Gedanken. Ich strebte, sein seltsames Betragen mit seinen letzten Äußerungen in Einklang zu bringen, ich dachte mir, ob er nicht vielleicht mich doch heimlich geliebt habe, und jetzt hingegangen sey, sich in Kriegsdiensten ein glänzendes Loos zu erwerben, wie das denn oft zu geschehen pflegt, und mir selbst mehrere Beyspiele davon bekannt sind. Dann würde er wiederkommen, dachte ich, und mit Glanz vor meinen Ältern auftreten und um meine Hand werben, und — o Clara, was waren das für schmerzliche, für schöne und für so thörichte Einbildungen!

„Thöricht scheinen sie mir nicht. Vaudreuils Betragen scheint mir dich vollkommen dazu berechtigt zu haben; denn nur auf diese Art ließ es sich erklären, sonst bleibt es auf jeden Fall seltsam, um nicht zu sagen tadelhaft.“

Ich dachte wie du, aber die Folge zeigte doch, daß ich *thöricht* gedacht hatte. Ein — zwey Jahre vergingen, wir hörten nichts von Vaudreuil. Unterdessen hatte meine Gestalt sich vollkommen entwickelt, und meines Vaters Ansehen und Vermögen Freyer in unser Haus gelockt. Das war mir sehr zuwider, es bedrängte mich, denn ich hoffte noch immer auf die Erfül-

lung meiner Träume, auf Vaudreuils Wiederkehr, oder auf Nachricht von ihm, und so schlug ich, zu meiner Ältern großem Verdrusse, alle Anträge aus, wie vortheilhaft auch manche waren.

„Ich hörte davon in Worms, als mein Vater mich besuchte, man wunderte sich über deine Sprödigkeit, und Manche glaubten, du hättest Lust den Schleyer zu nehmen."

Vielleicht hätte ich besser daran gethan! Doch es ist nun wie es ist, und um meiner Söhne willen kann ich es nicht anders wünschen. Doch ich eile zum Schlusse meiner Erzählung. Meine öftern Weigerungen erbitterten endlich meinen Vater, die Zeit meiner ersten Blüthe war beynahe dahin, der Vater fing an zu kränkeln, er ertrug schwerer jeden Widerspruch. Vaudreuil schien und blieb verschwunden. Zwar schwebte mir sein Bild als das Muster eines vollkommenen Mannes oder wenigstens als desjenigen, der allen meinen Forderungen entsprach, noch immer vor, aber ich sah ein, daß es thöricht wäre, auf solche Hoffnungen zu zählen, oder sich von einem Ideal, dem keine Wirklichkeit entsprach, in der Wahl eines Lebensgefährten leiten zu lassen. So bekämpfte ich denn aus Gehorsam und Überlegung meinen Widerwillen, und als mein nach-

heriger Gemahl um mich warb, glaubte ich wenigstens in dem allgemeinen Ruf seiner Tapferkeit, in seinem gesetzten Wesen, in seinem durch Erfahrung gebildeten Verstande, und seiner männlich ernsten und doch innigen Liebe zu mir, eine Annäherung an das zu finden, was ich von dem Manne forderte, mit dem ich den Lebensweg zufrieden gehen sollte. So ward ich Frau von Bogen.

„Und hast du nie wieder etwas von Baudreuil gehört?“

Er soll kaiserliche Dienste genommen, und sich sehr ausgezeichnet haben; das war Alles, was ich vernahm, ehe ich hierherzog. Später wollte man ihn wieder in Frankreich, unter den Fahnen Carl des Achten in hohen Würden gesehen haben. Genug — er hat mich vergessen. Seine Erscheinung in unserm Hause, die Hoffnungen und Gefühle, die er in meinem Herzen geweckt, muß ich als einen Traum meiner Jugend betrachten, und wenn ich gleich zu vollem Bewußtseyn seiner Nichtigkeit erwacht bin, so kann ich doch nicht umhin, noch oft zu denken: Es war doch ein schöner Traum!

Bey diesen Worten wurden die Frauen durch ein lautes Geräusch unterbrochen, mit welchem

die Thüre des Gemachs aufgerissen wurde. Ein hübscher junger Mann, von kräftigem Wuchs und blonden Haaren, trat ein, und stand etwas betreten, als er die fremde Dame an Isabellens Seite erblickte. Verzeiht, Frau Muhme, sagte er, indem er sich verneigte, ich glaubte Euch allein —

Frau von Jungingen aus Worms, erwiederte diese: die Gemahlinn des Bürgermeisters, meine Jugendfreundinn —

Ah! jenes Fräulein von Horn! Es freut mich sehr, Eure persönliche Bekanntschaft zu machen. Erzählt hat mir meine liebe Muhme oft von Euch.

Ich stelle dir hier den Neffen meines seligen Gemahls, Ritter Georg von Flamegg vor, sagte Isabelle, zu Clara gewendet.

Herr von Flamegg ist auch mir nicht fremd, entgegnete Clara verbindlich; meine Freundinn hat mir rühmlich von Euch gesprochen.

Hat sie das? rief Georg und erröthete vor Vergnügen: Nun, das freut mich, das freut mich! Aber wißt Ihr, Muhme, warum ich eigentlich hier bin? Ih, das ist doch närrisch, daß gerade die Frau Bürgermeisterinn von Worms da seyn muß! setzte er lachend hinzu.

Was ist denn Närrisches an meiner Gegen=

wart? fragte die Frau von Jungingen etwas befremdet.

Nun, ich kanns wohl sagen. — Es ist ja Jedermann bekannt, und was ich vorhabe, ist auch kein Schelmstück.

Isabelle und Clara sahen sich an und schwiegen.

Ihr, gnädige Frau, könntet uns da am besten reinen Wein einschenken, sagte Georg: Ihr müßt ja ämtlich wissen, ob es wahr ist, daß der Kaiser einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben hat, und daß dieser noch den nächsten Herbst beginnen soll?

Das ist so, erwiederte die Bürgermeisterinn, und mein Mann deshalb jetzt in Inspruck, um mit kaiserlicher Majestät alles Nöthige zu verabreden.

So, so! antwortete Flamegg: Nun, das ist schön! Das freut mich, da will ich auch hin. Ich will auch den Reichstag sehen — da wirds wohl glänzend und lustig zugehn?

Es wird ein großer Zulauf seyn, entgegnete Clara; denn schon die Art der Geschäfte, wie mein Mann sagt, die dort verhandelt werden sollen, macht es nothwendig, daß ein großer Theil des deutschen Adels, und vorzüglich die mächtigern unter den Fürsten, sich dort einfinden müssen.

Es soll um des Landfriedens willen seyn? antwortete Georg.

So kommt es endlich zu Stande, fiel Isabelle ein, was mein Mann so heiß gewünscht, allen diesen Unordnungen und Willkührlichkeiten Einzelner ein festes Ziel gesetzt zu sehen. Warum hat er es nicht erleben können!

Man hofft viel Gutes, entgegnete die Bürgermeisterinn, von des Kaisers ernstem Willen, und seiner aufrichtigen Friedensliebe. Aber er wird einen schweren Stand und viele Widersacher zu bekämpfen haben.

Das wird ihn eben noch mehr reizen, sagte Isabelle. Ein muthiger, ein recht königlicher Herr! Weißt du, wir sahen ihn zu Gent. Ich war noch ein kleines Ding, wie er kam die schöne Braut, unsere Herzoginn, zu empfangen.

Ein prächtiger Herr! fiel Clara ein: Ich sehe ihn noch vor mir. Das blühende Gesicht, die hellen Locken, das blaue, freundliche Auge, und dieser Adel, dieses Feuer in den edlen Zügen, in der ganzen Haltung!

Es ist auch ein Ritter, wie vielleicht keiner außer ihm lebt, fuhr Isabelle lebhaft fort: In jeder Kampfesart, in jeder Waffenübung geschickt, ja Meister; kühn bis zum Abentheuerlichen. Ganz

wie man sich nach den Geschichten die Ritter der Tafelrunde, oder die Paladine Kaiser Carl des Großen vorstellen kann.

Das ist's denn auch, was ihn so bey dir in Gnaden bringt? lächelte Clara.

Ich kann es nicht läugnen, daß mir das der vorzüglichste Schmuck eines Mannes scheint.

Ja, antwortete Flamegg nach einigem Besinnen — das paßt doch nicht zusammen; denn wenn der Kaiser den Landfrieden will und durchsetzt, ist's aus mit der fahrenden Ritterschaft.

Mit der ist's wohl schon lange aus, erwiederte Clara halblächelnd.

Es ist auch gut, daß es so ist; denn man kann ohnedieß seines Gutes und seines Lebens nicht froh werden vor allen den Unruhen, die es jetzt im lieben deutschen Reiche gibt, sagte Flamegg: Wenn nun noch jene Narren und Stänker herumzögen, wie ich mir habe erzählen lassen, die vor Zeiten von einem Lande ins andere ritten, um Abentheuer und lebensgefährliche Händel zu suchen, und sich in Streitigkeiten einzulassen, die sie gar nichts angingen!

Da habt Ihr Recht, erwiederte Clara lachend: Jeder bleibe hübsch zu Hause und fege vor seiner Thüre.

Das ist ein vernünftiger Spruch, gnädige Frau, und gar nichts darüber zu lachen. Glaubt mir, thäte Jeder zu Hause, was seines Amtes ist, und was seine Pflicht von ihm fordert, so hätte der Kaiser ein viel leichteres Regiment, und es brauchte nicht so vieler Reichstage.

Da hat Vetter Georg auch Recht, sagte Isabelle sehr freundlich, und es wäre zu wünschen, daß Viele dächten wie Er. Da das aber nicht so ist, lieber Vetter, und nie seyn wird, so müssen wir froh seyn, wenn es mitunter Männer gibt, die aus lebhafterm Gefühl für das Rechte, und aus Abscheu gegen jeden Mißbrauch sich vor Andere hinstellen, und mit Gewalt zurecht rücken, was Bosheit oder Eigennutz verschoben hat.

Das ist mir zu gelehrt, Muhme, das verstehe ich nicht, antwortete Flamegg, und fuhr nun fort, die Bürgermeisterinn über den Reichstag und Alles, was dort vorgehen würde, auszufragen. Dann rückte er mit seinem Vorhaben heraus, um dessentwillen er heute gekommen war, nicht bloß selbst nach Worms zu gehen, sondern seine schöne Muhme zu vermögen, daß sie auch hingehe, und ihm erlaube, sie zu geleiten. Frau von Bogen schien im Anfang diesem Vorschlage durchaus ungeneigt. Sie hatte tausend Schwierigkeiten ein=

zuwenden, tausend Hindernisse, deren vorzüglichstes die Kinder waren. Die nehmen wir mit! rief Georg lebhaft: Ohne die Buben ging ich selber nicht von der Stelle, sie sind mir ans Herz gewachsen. Die Bürgermeisterinn stimmte Flamegg bey. Alle Einwendungen, die Isabelle theils aus wirklicher Überzeugung von den Schwierigkeiten dieser Reise, theils aus Abneigung vor geräuschvollen Zusammenkünften und lärmenden Freuden dagegen machte, wurden entkräftet. Clarens Liebe fand ihre Rechnung bey dem Gedanken, die theure Freundinn, die sie so lange entbehrt, auf einige Wochen um sich zu haben; denn daß Isabelle nirgends anders wohnen dürfe, als bey ihr, wurde sogleich entschieden, und Flamegg gefiel sich sehr in der Vorstellung, der geliebten Muhme zum Begleiter und Schützer zu dienen. Clarens Beschreibungen von den ritterlichen Spielen und Feyerlichkeiten, die ihr Mann dem Kaiser zu Ehren anordnen zu lassen vorhatte, und viele solche ähnliche Erwartungen erweckten nach und nach in der jungen Witwe ebenfalls einige Funken von Lust und Freude an solchen Dingen. So wurde denn endlich die Wormserreise entschieden, und als nach einigen Tagen der Ritter von Jungingen auf Schloß Bogen erschien,

um seine Frau abzuhohlen, vernahm er mit Vergnügen den in seiner Abwesenheit entworfenen Plan, machte freundschaftlich und dringend seine Einladung bey Isabellen und Georg, und schied sammt seiner Frau mit der sichern Erwartung, die geehrten lieben Freunde in wenigen Wochen bey sich zu sehen.

Um die alte Reichsstadt Worms im schönen Rheingau, und innerhalb ihrer Mauern, war jetzt ein sehr reges Leben, und laute lärmende Bewegung. Viele Fürsten und Grafen, Bischöfe, Prälaten und Ritter waren bereits vor längerer Zeit angekommen, und sahen dem Eintreffen des Kaisers und seines Hofstaates verlangend entgegen. Täglich ritten noch Andere, mitunter auch Fremde aus andern Ländern ein, die Neugier oder Geschäfte hierherlockten, und reiche Handelsherren, aus Burgund sowohl als aus Augsburg und selbst aus der Lombardie, reiseten herzu, um die Gelegenheit zu benutzen, wo ein zahlreich versammelter Adel für ihre köstlichen Waaren Absatz hoffen ließ. Nun war auch der Kaiser bereits seit acht Tagen eingetroffen, sein Gefolge war groß und glänzend, und alle Her-

bergen und Bürgershäuser vollgepfropft mit Gästen des In- und Auslandes, die der merkwürdige Zeitpunct herbeygezogen hatte.

Noch immer aber harrte Frau von Jungingen der ihrigen, die Freyherrinn und ihr Begleiter blieben noch aus, und der Bürgermeister fing schon an etwas bedenklich zu werden; denn er hatte mit der Entschuldigung, daß er ferne Freunde erwarte, denen er Gastfreyheit in seinem Hause angebothen, die besten Gemächer frey gehalten, als bereits Jedermann in Worms sich auf das Unentbehrlichste und engste in seiner Wohnung eingeschränkt hatte, um den Fremden Platz zu verschaffen. Schon gab es einige Übelwollende, die jene Entschuldigung für eine lügenhafte Ausflucht ansehen wollten, durch welche der Ritter sich vor lästigen Hausbewohnern schützen, und die kostbar verzierten Gemächer schonen wollte. Er sprach endlich darüber mit seiner Frau. Sie selbst wußte nicht, was sie von dieser langen Zögerung denken sollte. Aber noch am Abende desselben Tages erschien ein reitender bestäubter Knecht des Ritters von Flamegg vor dem Hause des Herrn Bürgermeisters, und brachte die Nachricht, daß seine Herrschaft morgen sicher eintreffen würde, und daß nur die Krankheit des einen

jungen Herrlein, die ihn gerade vor der Abreise überfallen, diese um acht bis zehn Tage verspätet habe. Nun sey aber der Kranke wieder ganz wohl, man habe die Reise so schnell als möglich gemacht, und die Freyfrau sey entschlossen, die heutige schöne Mondnacht zu benutzen, um morgen mit dem frühesten hier zu seyn. Diese Nachricht verbreitete großes Vergnügen im Hause des Bürgermeisters, und besonders war Frau Clara von einer unruhigen Freude belebt, die etwas Geheimnißvolles an sich hatte, und ihrem Manne auffiel, ohne daß er, auf seine Fragen an sie, etwas Befriedigendes zu hören bekam.

In einer Schenke unweit den Thoren von Worms waren Landleute aus der Umgegend, die mit Lebensmitteln nach der Stadt auf den Markt zogen, einige Bürger aus Worms, und einige Fremde, die der Reichstag hierher geführt, um die Tische versammelt, als eine schwere und reichverzierte Kutsche, welche mehrere reisige Knechte zu Pferde, und ein stattlicher Ritter an ihrer Spitze begleiteten, vor dem Thore der Schenke hielt. Es war das Reisefuhrwerk der Frau von Bogen, sie saß in demselben mit einigen ihrer Zo-

fen und ihren Knaben, und Georg von Flamegg begleitete sie bewaffnet mit seinen ebenfalls bewaffneten Knechten. Die Ankunft der vornehmen Reisegesellschaft erregte Aufsehen in der Schenke, die Frauen stiegen mit den Kindern ab, um nach der auf der Straße zugebrachten Nacht ein Frühstück einzunehmen. Flamegg war mit freundlicher Dienstfertigkeit besorgt, ihnen zu verschaffen, was die Schenke vermochte. An einem Tische wurde sogleich Raum für die Herrschaft gemacht, und während das Frühstück gebracht und verzehrt wurde, hatte Flamegg nach seiner Art schon Bekanntschaft mit den zunächst Sitzenden gemacht, und sich in Gespräche über den Reichstag, den kaiserlichen Hofstaat, und die anwesenden Fremden eingelassen. Da wurde denn zu seiner Verwunderung von einem französischen Ritter erzählt, einem Grafen Claude de Barre, der gleich zu Anfang mit den ersten Fremden in Worms erschienen sey, sein Wappenschild über dem Thore seiner Herberge habe aufhängen, und durch einen Herold verkündigen lassen, er fordere hiermit jeden der deutschen Ritter einzeln oder auch zu Zweyen zum Kampf heraus, der einen Gang zu Fuß oder Pferde, auf Hieb, Stich oder Stoß, zu Schimpf oder Ernst mit ihm machen wolle.

Denjenigen, der ihm diese Ehre zu erweisen dächte, bäthe er nur, sein Wappenschild neben dem des Grafen aufhängen zu lassen, damit er seinen Gegner kennen möge, welchem dann die Wahl der Waffen und die Art des Kampfes überlassen bleiben solle.

Beym Himmel, das ist eine großsprecherische Aufforderung! rief Georg: Ich hoffe, es wird sich bald Jemand gefunden haben, der dem Prahler das Maul stopfte?

So dachten wir auch, erwiederte der Wormser, der dieß erzählte. Aber es kam ganz anders. Natürlicher Weise fanden sich unter den hier versammelten großen und vornehmen Herren gleich Mehrere, die sich recht eifrig dazu drängten, den verwegenen Fremdling zu züchtigen, aber sie kamen übel an. Er überwand sie Alle.

Alle? fragte Georg erstaunt.

Alle, gnädiger Herr, wie sie nacheinander mit ihm anbanden. Das ist ein Mensch wie der Teufel, in jeder Waffengattung geübt, und so geschickt und gewandt, daß es ihm Keiner gleich thun kann. Wie Viele hat er schon auf den Sand gesetzt! Wie Vielen die Schwerter aus der Hand geschlagen! Im Anfange war die vordere Seite der Herberge, wo er wohnt, ganz bedeckt mit

Wappenschildern von den Rittern, die sich um den Vorzug rissen, den tapfern Fremden zu besiegen, und die Ehre des deutschen Nahmens gegen den Ausländer zu behaupten. Oft mußten mehrere Kämpfe an Einem Tage Statt haben, und de Barre weigerte sich dessen nie, ob man gleich hätte glauben sollen, seine Kräfte würden das nicht aushalten.

Nun, und wie ging es weiter? fragte Flamegg.

Es ging immer gleich fort, der Franzose blieb stets Sieger, die Wappenschilde verloren sich von der Herberge — zuletzt mochte Keiner es mehr mit ihm aufnehmen.

Das ist ja eine Schande für den ganzen deutschen Adel! rief Georg.

Das ist es wohl, Gott sey's geklagt! Aber es muß ein sonderbarer Kauz seyn, dieser de Barre. Als endlich der Kaiser nach Worms kam, und von dem Spectakel hörte, überwallte sein Zorn gegen diesen Prahler und gegen die Ritter, die sich von ihm hatten besiegen lassen, und aller Abmahnungen und Bitten seiner Hofleute ungeachtet, ließ er den Fremden zum Zweykampfe fordern —

Der Kaiser selbst? rief Georg starr vor Erstaunen.

Das sieht dem ritterlichen Fürsten gleich! rief Isabelle mit leuchtenden Augen: Der edle Max! Nun, und was geschah?

Ja, der Fremde ließ sich kaiserlicher Majestät unterthänigst zu Füßen legen und vermelden, daß, wenn dieselbe also geböthe, er, Claude de Barre, sich fügen müsse und fügen werde, auch sichs zur höchsten Ehre rechne, dieser Ausforderung gewürdigt worden zu seyn; daß er aber, da er eigentlich ein Niederländer von Geburt, und somit ein Unterthan der seligen Erzherzoginn Maria von Burgund gewesen sey, seine kaiserliche Majestät inständigst bitten ließe, ihn mit der entsetzlichen Nothwendigkeit zu verschonen, seine Hand gegen seinen rechtmäßigen Fürsten und den geliebten Gemahl seiner Herzoginn zu erheben.

Brav! Das war brav von dem de Barre! sagte Georg.

Ein Niederländer von Geburt, sagt Ihr? nahm jetzt Isabelle nicht ohne innere Bewegung das Wort, und Claude de Barre nanntet Ihr ihn?

Graf Claude de Barre, versetzte der Bürger.

Das wird den Kaiser gerührt haben? sagte Isabelle.

Freylich, erwiederte der Mann; er ließ den Ritter rufen, und hält ihn seitdem sehr werth. Es war vielleicht eine feine List, um den Kampf mit einem Gegner zu vermeiden, der ihm sicher den Meister gezeigt haben würde. O so fein ist leicht ein Franzose!

Da habt Ihr Recht, sagte Georg, es mag wohl so etwas gewesen seyn.

Das glaube ich nicht, erwiederte Isabelle: Wahrlich, wer so vielen Gegnern obsiegt, kann keiner Zaghaftigkeit beschuldigt werden.

Ih, wer weiß! antwortete Georg.

Laßt uns aufbrechen! sagte jetzt Isabelle aufstehend: Die Sonne kommt höher herauf, daß wir die Stadt erreichen, ehe ihre Strahlen zu heiß werden. Wie weit ist es noch?

Kaum eine Stunde, erwiederte der Bürger, und der Weg geht noch eine Strecke durch den Wald, ehe man auf die Straße gelangt.

Isabelle schlug dem Ritter vor, langsam durch den Wald vorauszugehn, Wagen, Pferde und Dienerschaft sollten folgen und sie am Ausgange desselben erwarten. Er war bereit zu Allem, was ihr beliebte, und so gingen sie mit den Knaben, nur von einer der Zofen begleitet, lustwandelnd durch ein liebliches Gehölz. Die Kleinen spran-

gen munter umher, suchten Blumen und haschten Käfer und Schmetterlinge, vom Auge der besonnenen Zofe bewacht, indeß Georg es versuchte, in leisem Flüstern Isabellen von seiner Zärtlichkeit für sie, von seinen Wünschen, seinen Hoffnungen zu unterhalten, und sie, in Gedanken und Bilder versunken, welche jene Erzählung von dem französischen Ritter in ihr geweckt hatte, heute noch etwas zerstreuter und gleichgültiger als sonst, auf diese Ergießungen seines Herzens horchte.

Als sie eine Weile gegangen waren, äußerte Isabelle, daß sie dürste; denn der Tag war warm, und wenig erfrischende Luft in dem nicht dichten Wald. Georg war sehr besorgt, wie er ihr Wasser verschaffen könnte, denn rings umher war kein Quell, keine Wohnung. Endlich, nachdem sie noch eine Strecke gegangen waren, erblickte er zu seiner großen Freude seitwärts vom Wege eine schlechte Hütte, und in einiger Entfernung davon einen Ziehbrunnen. Er both sich sogleich an, Wasser zu hohlen, die schöne Muhme möchte sich nur hier ins Gras setzen und seine Wiederkunft erwarten. Isabelle, im Innersten ein Bischen beschämt von der liebevollen Aufmerksamkeit des Vernachlässigten, dankte freundlich für seine

Güte, und erklärte, daß sie indeß bis zum Brunnen gehn wolle; er möchte nur so gefällig seyn und ihr in der Hütte ein Trinkgeschirr borgen.

Sie trennten sich also, die Knaben sprangen mit dem Vetter fort, Isabelle wandelte, von der Zofe begleitet, gegen den Brunnen zu, und trat betroffen zurück, als ein Mann, ganz gewaffnet, in einfacher blanker Rüstung, der unfern des Brunnens, wo eine mächtige Eiche Schatten gab, in tiefen Gedanken an der Erde gesessen hatte, bey der Annäherung zweyer Frauen aufsprang, und den Helmsturz, den er bisher offen gehalten, über das Gesicht schlug. Auch Isabelle war bey seinem Anblick stehen geblieben, und hatte der Zofe Befehl gegeben, indeß den Eimer heraufzuwinden, bis das Glas käme. Die Dienerinn gehorchte, der Brunnen war tief, der Eimer schwer — da trat der Gewaffnete höflich zu ihr und war bemüht, ihr beym Aufziehen des Wassers zu helfen. Schon war er beynahe herоben, da näherte sich Isabelle, um dem Unbekannten für seine Höflichkeit zu danken. Er wandte sich bey dem Klang ihrer Stimme, starrte sie an und ließ den Eimer fahren, der schnell wieder in die Tiefe hinabrollte. Dieses sichtliche Erschrecken heftete Isabellens Blicke forschend auf ihn —

die Gestalt — die Haltung, selbst die Bewegungen des Fremden weckten Erinnerungen in ihr, die sie, zusammengenommen mit dem, was sie in der Schenke gehört, gewaltsam ergriffen. Indessen hatte er mit Hülfe der Kammerfrau den Eimer wieder aufgewunden, Georg kam in dem Augenblicke mit einem Trinkgeschirr und den Kindern — der Gewaffnete starrte ihn und die Kinder unbeweglich an. Jetzt nahm die Zofe das Gefäß aus Georgs Hand, um ihre Herrinn zu bedienen, aber der Fremde ließ dieß nicht zu. Er selbst füllte den Becher, näherte sich Isabellen, verneigte sich stumm vor ihr, und reichte ihr denselben mit zitternder Hand. Sie blickte ihn an — sie nahm das Geschirr — auch ihre Finger zitterten wie sie die seinen berührten, ein Seufzer hob ihre Brust, ein noch tieferer antwortete ihr aus des Ritters Lippen. Nun hat sie getrunken — sie gibt ihm den Becher wieder — sie bemüht sich, durch das Visir seine Züge zu erkennen, aber er hatte der Zofe den Becher hingereicht, sich stumm verbeugt, und war in den Büschen verschwunden.

Isabelle blieb, von den heftigsten Gefühlen ergriffen, regungslos stehen, und ihre Blicke hafteten an der Stelle, wo der Unbekannte in dem Dickigt verschwunden war.

Wer war denn das? fragte jetzt Georg, und sein Ton verrieth eine Mischung von Neugier und Unmuth.

Die gnädige Frau kennt ihn nicht, sagte die Zofe, da Isabelle in Staunen versunken, keine Antwort gab: Er saß hier beym Brunnen als wir kamen, stand aber sogleich auf, und half mir sehr höflich. Ein artiger Mann muß er seyn, setzte sie hinzu.

Ein curioser Patron! antwortete Georg: Was hat er sich in fremde Geschäfte zu mischen? Was hat er den Becher zu füllen und zu überreichen? Dafür warst du da oder ich. Ich finde sein Betragen sehr zudringlich. Nicht wahr, Ihr seyd meiner Meinung, schöne Muhme?

Was habt Ihr gesagt? erwiederte diese wie aus einem Traume erwachend: Habt Ihr mit mir geredet?

Nun, das gestehe ich! entgegnete Georg verwundert: Ihr müßt in tiefen Gedanken gewesen seyn. Ist daran etwa der vermummte Fremde Schuld?

Isabelle antwortete nicht darauf. Sie wandte sich zu den Knaben, die Wasser begehrten, und untersuchte, ob sie nicht erhitzt wären; sie gab ihnen zu trinken, sie both Georg freundlich

ebenfalls den Becher, er nahm ihn etwas mürrisch aus ihrer Hand, dann trieb sie zum Aufbruch — es drängte sie, Worms zu erreichen, bald waren sie am Ausgang des Waldes, und dann auch in Kurzem in der Stadt.

Der Bürgermeister und seine Frau empfingen die sehnlich erwarteten Gäste mit herzlicher Freude; aber Clara bemerkte sogleich, daß ihre Freundinn in ungewöhnlicher Bewegung war, die sich weder durch die Hitze des Tages, noch durch die Anstrengung der Reise erklären ließ. Sobald es daher möglich war, suchte sie sich ein ungestörtes Gespräch mit ihr zu verschaffen, und nicht sobald sah sich Isabelle mit der Freundinn allein, als sie, den Zwang abschüttelnd, der bisher schwer auf ihrem vollen Herzen gelastet hatte, sich in die Arme der Freundinn warf und ausrief: O sag' mir, ist es möglich? Ist er hier?

Er ist! antwortete die Freundinn zuversichtlich, aber nicht ohne Verwunderung: Ich begreife nur nicht, wie du schon weißt —

O ich habe ihn gesehn! Er war's! Es bleibt kein Zweifel. Vaudreuil lebt, und daß ihn mein Anblick an eine alte Schuld erinnert hat, das

war recht deutlich zu erkennen. Sie erzählte nun die Begegnung am Brunnen — und erfuhr dagegen, daß jener von Allen gefürchtete Ritter, dieser Graf Claude de Barre, Niemand anders war, als Vaudreuil, der, nachdem er sich im Dienste fremder Fürsten Ruhm und Vermögen erworben hatte, nun auch Carl des Achten Feldzüge in Italien mitgemacht, und dem Könige so wichtige Dienste geleistet hatte, daß ihm dieser zur Belohnung den Titel und die Einkünfte eines Grafen de Barre ertheilte.

Und du siehst und sprichst ihn wohl oft? fragte Isabelle.

Durchaus nicht, antwortete Clara: Der Graf de Barre ist ein ganz Anderer geworden, als jener Herr von Vaudreuil war, der in deines Vaters Hause mit uns jungen Mädchen sich freundlich beschäftigte, uns Lieder lehrte, Blumenzwiebeln brachte und Allerley erzählte. Es hat sich getroffen, daß wir uns begegnet sind, nahmentlich in des Kaisers Gemächern, als die angesehensten Frauen der Stadt die Ehre hatten, ihm vorgestellt zu werden. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick.

„Er hat sich nicht verändert? Ich konnte seine Züge nicht erkennen.“

Er ist älter geworden, das ist natürlich; denn manches Jahr ist seitdem verflossen. Indessen sieht er kräftig und blühend aus; nur ein düsterer Zug hat sich zwischen die Augen gebildet, und um die fester geschlossenen Lippen zieht sich etwas, das wie Mißmuth aussieht. Und so ist auch sein Betragen. Mein Mann stellte mir ihn vor, und nannte ihm meinen Familiennahmen. Ich sah, daß eine Erinnerung ihn durchzuckte; doch unterhielt er mich mit seiner gewohnten Artigkeit, vermied aber Alles, was Bezug auf eine frühere Zeit haben konnte, und wich jeder Annäherung von Seite meines Mannes aus, der durch mich unterrichtet, daß Claude de Barre unter meine ältern Bekannten gehörte, und durch des Ritters eignen Werth angezogen, ihm freundlich entgegen kam.

„Ach, er kann wohl denken, daß du von Allem, und so denn auch von seinem Wankelmuth, oder wie ich sein Verschwinden und Niewiedererscheinen nennen soll, unterrichtet bist.“

Doch, Isabelle, sein Zurückziehn sieht nicht aus wie ein übles Bewußtseyn. Dazu ist sein Benehmen zu offen, zu kühn möchte ich sagen. Es ähnelt mehr der Menschenscheue, dem Lebensüberdruß. Er vermeidet nicht bloß unsern,

sondern jeden Umgang, und erscheint nur bey Hofe oder bey meinem Manne, wenn es der Anstand, sein Rang, oder irgend ein Geschäft fordert.

„Was ist es denn mit seinen Ausforderungen und siegreichen Kämpfen? Ich hörte heute auf dem Wege davon."

Das ist sonderbar genug. Ein glühender Haß gegen Alles, was deutsch ist — wovon er nur den Gemahl seiner verehrten Herzoginn, nähmlich das Oberhaupt der Deutschen, ausnimmt — scheint ihn zu beseelen. Er soll sich geäußert haben, er wolle diesen Barbaren zeigen, daß sie auch in dem Einzigen, was sie zu können sich rühmten, im Kampfe und Waffengebrauch andern Nationen weichen müßten. So hat er mit großem Übermuth seine Ausforderungen ankünden lassen, und leider Gottes, hat er seinen gehässigen Ausspruch bisher noch bewährt.

„Es hat ihn also noch Niemand überwinden können?"

Niemand, wie Viele es auch versucht haben.

Aber Clara! sagte jetzt Isabelle mit einem Lächeln, in das sich eine Art von Triumph mischte: Du mußt doch gestehn, daß mein ehemahliger Freund ein seltner Mann ist. Sieh! es ist so etwas Besonderes, so Abentheuerliches, wenn

du willst, in diesem Benehmen, wie wir es nur noch in Heldenbüchern lesen, oder allenfalls in Maximilians kühnen Unternehmungen sehen. Ich begreife nun wohl, daß der Kaiser Gefallen an dem Manne findet.

Clara lächelte: Du bist doch immer die Alte, immer dem Seltsamen, Ungewöhnlichen geneigt.

Flamegg ist weder seltsam, noch ungewöhnlich, versetzte Isabelle mit einem Seufzer nach einer Pause, während der sie im Sinnen versunken neben der Freundinn gestanden: Ach, und in dieses Menschen Händen liegt doch mein Schicksal!

Die Bürgermeisterinn hatte Vaudreuils oder des Grafen von Barre, wie er jetzt hieß, Stimmung ziemlich gut beurtheilt und geschildert, aber deren wahre Quelle blieb ihr unbekannt. Isabelle war ihm in ihres Vaters Hause, in der lieblichen Entfaltung ihres Gemüths, in ihrer aufblühenden Jugend, in der kindlichen Offenheit, mit welcher sie sich dem geehrten Freunde ihrer Ältern näherte, und in dem zarten Antheil an seinen Schicksalen, den er nur zu oft mit stiller Lust zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, nach und nach unaussprechlich theuer geworden.

Er fühlte, daß ihr Besitz ihn über Alles glücklich machen würde, ihr Benehmen gegen ihn ließ ihn hoffen, daß auch sie an seiner Seite, trotz des nicht unbedeutenden Unterschiedes der Jahre, sich zufrieden fühlen würde. Aber Isabelle war die Tochter reicher Ältern und Vaudreuils Glücksumstände sehr gering. Indessen durfte er auf den Ruf der Tapferkeit, den er bereits erworben, auf seinen Arm, und auf die Gelegenheit zählen, welche jene lebhaft bewegte Zeit dem kriegserfahrnen Ritter both, um sich ein Besitzthum und einen Rang zu erwerben, der ihn in dieser äußern Hinsicht seiner Geliebten gleichstellen, und ihm das drückende Gefühl ersparen würde, von dem Vermögen seiner Frau abzuhängen. Dieser Vorsatz, den er schon bald nach seinem Eintritt ins Haus des Herrn von Faucigny gefaßt, bildete sich allmählig bestimmter aus, und ward zum festen Entschluß, als nach Clarens Entfernung das blutende, der Theilnahme bedürftige Herz des Mädchens sich inniger an ihn schloß, und er die Knospe der jugendlichen Liebe ihrem Aufblühen nahe sah. Er bewachte sich um so strenger, er vermied mit größerm Ernst Alles, was diesen Augenblick herbeyführen konnte, und er dachte zu edel, um die Geliebte, bey der Ungewißheit des Erfolgs seiner

Unternehmung, durch eine Erklärung oder ein Versprechen binden zu wollen. So entfernte er sich aus Brüssel, und ließ durch mehr als zwey Jahre nichts von sich hören, obwohl er auf verschiedenen Wegen sich Nachrichten von Isabellen zu verschaffen wußte, und süße Hoffnungen auf ihre fortdauernde Abneigung baute, einem ihrer vielen Freyer die Hand zu reichen.

Nachdem mehr als drey Jahre auf diese Art verflossen, und Vaudreuils Erwartungen von dem, was ihm sein Schwert erwerben sollten, überreich erfüllt waren, eilte er nach Brüssel zurück. Welche Veränderung fand er hier! Der alte Herr von Faucigny war todt, die Witwe lebte einsam in beynahe klösterlicher Zurückgezogenheit, Isabelle war an einen reichen und angesehenen deutschen Ritter verheirathet, und ihm nach Bayern, wo dessen Besitzungen lagen, gefolgt. Das war das Ende seiner Hoffnungen, das der Lohn seiner Anstrengungen, Kämpfe, Gefahren! Nachdem der erste Sturm der Leidenschaft, der ihn beynahe auf das Krankenlager geworfen hatte, vorüber war, blieb nur eine höchst bittere Empfindung in seiner Brust gegen Isabellen und gegen das Frauengeschlecht überhaupt zurück. Er mochte die Orte, wo er einst so glück-

lich gewesen war, nicht mehr sehen, verkaufte sein kleines Besitzthum bey Gent, und zog nach Frankreich, um auch dem Lande nicht mehr anzugehören, wo alle seine Freuden untergegangen waren. In französischen Diensten schwang er sich bald hoch hinauf, Ehre, Auszeichnung und seines Königs Gunst sollten ihn für die Freuden der Liebe und Häuslichkeit schadlos halten. Oft glaubte er ganz ruhig zu seyn, und Isabellen so wie alle jene Ansprüche vergessen zu haben, oft kehrte wieder die ganze schöne Vergangenheit, und mit ihr die Weichheit seines Gefühls zurück. Den Deutschen, deren Einer ihm die Geliebte geraubt, hatte er bittern Haß geschworen, und dieß war der Grund seiner Anwesenheit in Worms und seiner Kämpfe.

Am Brunnen hatte er diesen Morgen Isabellen sogleich erkannt — er hatte den jungen Mann und die Knaben gesehn. War das ihr Gemahl? Aber man hatte ihm den Freyherrn als einen ältlichen Mann geschildert? Oder war sie Witwe geworden und zur zweyten Ehe mit einem Andern geschritten? Ihre Erschütterung war sichtbar gewesen. Hatte sie ihn erkannt? Und woran? Hatte ihr Gewissen ihn ihr genannt? Und wenn sie unschuldig, wenn das, was er sich in mildern

Stimmungen oft selbst vorerzählte, wirklich eingetreten war, wenn des Vaters Wille, Überredung, Bitte sie gezwungen? Diese Gedanken wühlten einen Sturm in seiner Seele auf, den zu beschwichtigen seine Vernunft nicht mehr im Stande war. Er mußte Licht haben, er mußte wissen, wie es um Isabellen stehe, und er wußte keinen nähern und sicherern Weg, sich hier Gewißheit zu verschaffen, als gerade die Jugendfreundinn zu befragen. Das Haus des Bürgermeisters war ihm nicht fremd, und obwohl äußerst selten, erschien er doch zuweilen dort. So ging er denn auch jetzt hin, ohne zu ahnen, wen er da finden sollte, und ließ sich bey Frau von Jungingen melden.

Die Freundinnen saßen am andern Morgen nach Isabellens Ankunft gerade beysammen, als des Grafen Besuch gemeldet wurde. Isabelle erschrack — Clara war hocherfreut; ihr unbefangener Sinn übersah schnell die Ursachen, wie die Folgen dieser Erscheinung. Ich gehe! rief Isabelle: Zusammentreffen kann ich unmöglich mit ihm, und es müßte ihm selbst unangenehm seyn.

Das kann seyn, antwortete Clara: Ich glau-

be selbst, es ist besser, du entfernst dich. — Aber geh nicht zu weit, es wäre möglich, daß ich deiner bedürfte.

Isabelle hatte kaum die Thüre hinter sich zugezogen, als bey der andern der Ritter hereintrat. Clara empfing ihn achtungsvoll. Die heftige Bewegung seines Innern, so sehr der gefaßte Mann sie zu beherrschen strebte, entging ihr nicht. Nach einigen gleichgültigen Reden kam er sogleich auf den Zweck seines Besuches; er bath die Frau von Jungingen ihn zu entschuldigen, wenn er sich mit einer Frage an sie wandte, auf die er von Niemand in ganz Worms bessere Auskunft erwarten konnte, als von ihr. Er habe gehört, die Freyinn von Bogen sey vor ein Paar Tagen hier angekommen.

Wie schlau! Wie künstlich! dachte Clara: Aber es soll dir nichts helfen! — Er fuhr nun fort, indem er mit einem Seufzer, den er nicht ganz zu unterdrücken im Stande war, die alten Zeiten berührte, zu sagen, daß er verschiedene Gerüchte vernommen, daß Manche ihm gesagt, die Baroninn sey Witwe, Andere den jungen Mann, der sie begleitete, für ihren zweyten Mann hielten, und daß er, der jederzeit an dem Hause Faucigny lebhaften Antheil genommen, von

Claren zu erfahren wünsche, was hier Wahrheit sey.

Clarens warmes Wohlwollen für den Mann, den sie stets geachtet, der jetzt mit einem schmerzlichen Gefühl in seinem Innern sichtbar aber männlich kämpfte, entwaffnete die kleine Bosheit, mit der sie zu Anfange des Gesprächs ihn für die Falschheit seiner Angaben zu bestrafen gesonnen war, und offener, theilnehmender als sie gewollt, antwortete sie auf Alles. Er erfuhr, wie es mit Isabellens Heirath zugegangen, daß sie Witwe, ihr Begleiter aber nichts weiter als ein Verwandter und der Vormund der Kinder sey. Ein Theil der Centnerlast, die auf de Barre's Herzen lag, war nun abgewälzt — er athmete freyer. Meine Freundinn, fuhr Clara fort, hat sich oft gewundert, noch öfter bedauert, daß ihre Angehörigen durch so lange Zeit gar nichts von Eurem Thun und Treiben, ja nicht einmahl mit Gewißheit von Eurem Leben wußten.

De Barre schaute die Sprechende seltsam an. Es ist wahr, sagte er: Ich unterließ, ich vermied es sogar, dem Herrn von Faucigny Nachricht von mir zu geben.

Es wäre vielleicht, fuhr Clara mit Bedeutung fort, Vieles gar nicht, Vieles anders ge-

schehen, wenn man in Brüssel etwas von Euch gewußt hätte. Doch verzeiht! unterbrach sie sich plötzlich: Ich bin sogleich wieder bey Euch. Sie sprang auf und eilte aus dem Zimmer. De Barre sah ihr erstaunt nach — da öffnete sich die Thüre, und Clara zog Isabellen, die verlegen und ängstlich nicht wußte, ob sie ihr folgen sollte oder nicht, mit ins Zimmer. Nun standen sich die Beyden betroffen, erfreut, tief bewegt, wortlos gegenüber.

Sein brennender Blick ruhte auf ihr — die blühende Knospe war zur vollen prächtigen Blume entfaltet, und ein Zug von Ernst, ja beynahe von Kummer, schien ihm ihren Reiz zu erhöhen, und den frischen Jugendschmelz reichlich zu ersetzen, den die Zeit hinweggewischt hatte. Ihn hatte ihr Blick nur von der Seite gestreift — sie glaubte gegründete Ursache zur Klage gegen ihn zu haben. Aber die ernste Würde, welche aus seiner Haltung sprach, und welche durch das Gefühl seines Werthes, selbst durch die glänzendere Umgebung, die einfache und doch kostbare Kleidung vermehrt wurde, und der düstere Ausdruck dieser edlen Züge, die Jahre und Gram schärfer gezeichnet hatten, übten bald wieder den gewohnten Zauber über ihr Herz aus. Wie konnte sie

dem Freunde zürnen, weil er sie, die er nicht besitzen durfte, aufgegeben hatte? Es war ein Unglück, aber keine Schuld. So ging sie ihm freundlicher entgegen, ihr Auge erhob sich, es begegnete seinem düster glühenden Blicke, der sie zu fragen schien, ob wohl noch eine Spur der alten Freundschaft in ihr lebe?

Welche wunderbare, welche schöne Fügung ist es, Herr Graf! daß wir uns hier treffen! Wie manches Jahr liegt dazwischen, und wie wenig konnte ich mir die Freude vorstellen, Euch hier zu finden!

Diese unbefangene herzliche Anrede, der freudige Ausdruck in ihren Mienen erweiterte und erhob sein noch stets von bangen Besorgnissen gedrücktes Herz. Ein Sonnenstrahl des Lächelns verklärte sein Gesicht, er faßte Isabellens Hand, und drückte sie fest und lange an die Lippen. Das hatte er nie gethan, denn er hatte damahls immer eine gewisse Überlegenheit über das ganz junge Mädchen behauptet. Gott sey gedankt! rief er jetzt aus tiefer Brust: Ich sehe Euch wieder, Ihr habt mich nicht vergessen, und mein Andenken nicht verworfen!

Wie hätte ich das vermocht! antwortete Isabelle: Der Freund meiner Ältern, der gütige Leh-

rer meiner Jugend wird ewig ein heiliges Recht auf mein — auf meine Dankbarkeit haben.

Die vorige Düsterheit überschattete plötzlich des Ritters Züge. Von Dankbarkeit weiß ich nichts, antwortete er verbindlich, und — ich mache keine Ansprüche daran; er ließ ihre Hand fahren, die er bis jetzt gehalten. Isabelle hob die Augen auf und richtete sie mit einem unbeschreiblichen Blick auf den Ritter. Er schien sie zu verstehen, er lächelte wieder, faßte ihre Hand, führte sie, von Claren dazu aufgefordert, zu einem Stuhle, und nahm neben ihr Platz.

Ein lebhaftes, herzliches Gespräch waltete nun zwischen den drey Freunden. De Barre's Züge entwölkten sich je mehr und mehr, eine sanfte Heiterkeit belebte ihn — er fühlte sich glücklich an der Seite des Gegenstandes, den er so lange vermißt, den er so schmerzlich entrissen geglaubt hatte. Diesem Besuche folgte bald ein zweyter, ein dritter. Clara sah mit froher Zuversicht der Erfüllung ihrer guten Wünsche entgegen, de Barre schien ganz selig; nur Isabelle konnte dem heitern Sonnenschein nicht unbedingt trauen, und mit oft wiederkehrender Angst dachte sie an Flamegg, an seine Hoffnungen und an seine Rechte.

Dieser hatte eben jetzt seine geliebte Muhme etwas mehr außer Acht gelassen; denn von der Gefahr, die seinen Wünschen drohte, hatte er auch nicht die entfernteste Ahnung. Ihn sprachen das rege Leben in der menschenvollen Stadt, die Aufzüge der Fürsten und Großen, wenn sie sich in die Versammlungen des Reichstages auf dem großen Saale im Rathhause begaben, die schönen Pferde, die reichen Kleidungen und Waffen, die geschmückten Diener, die Feste, die hier und da gegeben wurden, die Seltenheiten, welche fahrende Krämer dem schaulustigen Volke zu zeigen hatten, mächtig an. Den ganzen Tag lief er von einer Seite der Stadt zur andern, um nur ja nichts zu versäumen, was hier oder dort zu sehen oder zu hören war, und Abends erzählte er dann mit vollem Munde und verworrener Redseligkeit, was er alles erlebt, und wie es ihn entzückt hatte!

Besonders war der Kaiser ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Bewunderung. Er konnte kaum fassen, wie derselbe Mann in den Sitzungen des Reichstages mit dieser Würde, Kraft und Festigkeit die streitenden Meinungen der Einzelnen beherrschen und zu dem gewünschten Ziele leiten, und dann wieder, als wäre er ein ganz

Anderer, jede kriegerische Übung treiben könne. So war der Kaiser, wie Flamegg erzählte, der geschickteste Hakenschütz, er gebrauchte sich der Armbrust mit der größten Leichtigkeit, er übertraf Alle beym Scheibenschießen, kein Constabel verstand sich wie er aufs Richten und Losbrennen des schweren Geschützes, er tummelte sein Pferd wie der gewandteste Ritter, und Keiner konnte es ihm im Gefechte zu Schimpf oder Ernst, im Hauen, Stechen, Rennen zuvorthun. Gar zu gern wollte Flamegg die schöne Muhme überreden, einmahl mit ihm dem Scheibenschießen beyzuwohnen, und des Kaisers Geschicklichkeit zu bewundern, der dort, mit der Armbrust in der Hand, recht an die Abbildungen in seinem Theuerdank erinnerte, nur daß hier kein Fürwittig, kein Unfalo ihm tückische Schlingen stellte.

Isabelle hörte den muntern Vetter gern von seinem kaiserlichen Helden sprechen, und es fiel ihr dann oft ein, daß de Barre, dem kein Anderer im Zweykampf widerstanden, sich geweigert hatte, des Kaisers Aufforderung anzunehmen. Sie wünschte selbst, den großen Monarchen näher zu sehen und zu beobachten, als es ihr bisher bey öffentlichen Aufzügen möglich gewesen war, und hatte deßhalb vor ein Paar

Tagen dem Vetter schon halb und halb seinen Wunsch wegen des Scheibenschießens zugesagt.

An einem schönen Herbstnachmittag befand sie sich mit Claren und de Barre, der jetzt selten einen Tag vorbeygehn ließ, ohne sich im Hause des Bürgermeisters einzustellen, in der kühlen Weinlaube des Hausgartens, welche die Aussicht in die liebliche Umgegend both. De Barre schien heute bewegter als sonst, und das Geständniß seiner Liebe auf seinen Lippen zu schweben, die nur eine zarte Scheu noch geschlossen hielt. — Isabelle saß an seiner Seite, ihre Hand ruhte in der seinigen, ein anziehendes Gespräch waltete leise flüsternd zwischen ihnen, die Knaben spielten im Grase, und oft ruhte de Barre's Auge mit innigem Ausdruck auf den holden Kleinen. Clara ging ab und zu, mit häuslichen Anstalten beschäftigt, als Flamegg plötzlich viel früher als gewöhnlich in den Garten trat, die Muhme aufzusuchen, weil morgen ein merkwürdiges Scheibenschießen vor dem Thore Statt haben sollte, das der Kaiser mit seiner Gegenwart zu beehren verheißen, und wo Georg einen sehr bequemen Platz für die Muhme besorgt hatte, um Alles mit anzusehen. Er war gekommen, ihr dieß zu verkünden, und blieb betroffen am Eingange der

Laube stehn, als er Isabellen an der Seite eines ihm völlig fremden Mannes sitzen sah, dessen stattliche Kleidung, die schwere Goldkette an der Brust, der prächtig gearbeitete Schwertgriff, am meisten aber die würdevolle Gestalt und Haltung dem Ankommenden unwillkührlich einige Scheu einflößten. Aber des Mannes Blicke, die so deutlich seine Gefühle aussprachen, und die vertrauliche Stellung, in welcher Isabelle neben ihm saß, ließen Flamegg errathen, daß diese Beyden sich genauer kennen, und Empfindungen für einander hegen mußten, die seinen Ansprüchen die höchste Gefahr drohten. Schnell flammte die Eifersucht in ihm empor, und ohne weiter auf Etwas Rücksicht zu nehmen, trat er zu der Gruppe, grüßte mit einem Seitenblick nachläßig den Fremden, ergriff Isabellens Hand, und forderte sie auf, mit ihm auf die Seite zu treten, weil er ihr etwas Nothwendiges zu sagen habe. De Barre sprang in dem Augenblicke auf. Sein Auge funkelte, er erkannte den Nebenbuhler, und er zweifelte nicht, daß innigere Verhältnisse das kühne Betragen desselben rechtfertigen müßten. Auch in ihm loderte Eifersucht auf — er verbeugte sich, ergriff sein Federbarett, und mit den Wor-

ten: „Ich will nicht stören," machte er Miene, sich zu entfernen.

Isabelle übersah mit einem Blicke ihre Lage und was in den Gemüthern der beyden Männer vorging. Schnell gefaßt legte sie ihre Hand auf de Barre's Arm, um ihn aufzuhalten und sagte: Bleibt, Ritter, was wir uns zu sagen haben, kann Jedermann hören.

Das dächte ich doch nicht! entgegnete Flamegg, den der Widerstand der Muhme in seiner eifersüchtigen Vermuthung bestätigte: Kurz und gut, ich muß allein mit Euch sprechen.

Dazu, antwortete Isabelle gelassen, wird sich eine schicklichere Zeit finden.

Es scheint Euch sehr viel daran zu liegen, jetzt ungestört zu bleiben, erwiederte Flamegg mit steigender Heftigkeit.

Gnädige Frau! nahm de Barre höflich aber eiskalt das Wort: Ich sehe, daß ich in jeder Rücksicht hier überflüssig bin. Dieser Herr scheint Rechte zu haben —

Das will ich meinen! polterte Flamegg.

Davon weiß ich nichts! rief Isabelle in gleichem Augenblick.

Bin ich nicht Euer Vetter? Nicht Mitvormund Eurer Söhne? fuhr Flamegg auf

Diese Titel, entgegnete de Barre, indem ein spöttisches Lächeln sich um seine Lippen zog, geben Euch wenigstens kein Recht, die Dame hier zu einer Unterredung zu zwingen.

Und was habt Ihr darein zu reden? mein Herr? Was geht Euch mein Recht und meine Titel an?

Sie sind mir sehr gleichgültig, so wie Eure ganze Person, antwortete de Barre gelassen; doch, setzte er mit erhobener Stimme hinzu, werde ich nie dulden, daß in meiner Gegenwart einer Dame etwas Unangenehmes geschehe.

Und ich werde mir von einem Unbekannten keine Lehren geben lassen — rief Flamegg sehr erhitzt; denn es ward ihm immer klarer, daß er es mit einem Nebenbuhler, und zwar mit einem begünstigten, zu thun habe: Kurz und gut, die Muhme geht mit mir. Er ergriff Isabellens Hand, und wollte sie vom Stuhle aufziehn. —

Untersteht Euch nicht! brach de Barre, durch diese Ungezogenheit empört, los: — Frau von Bogen wird Euch nicht folgen, so lange ich bey ihr bin. —

Herr! rief Flamegg, der sich vor Zorn nicht mehr kannte: Entweder geht die Muhme mit mir, oder Ihr gebt mir Rechenschaft — Er schlug dabey

mit der Rechten auf sein Schwert — woher Euch die Macht kommt, Euch mir an dem Ort, den ich jetzt als mein Haus betrachten kann, zu widersetzen!

Ich stehe Euch zu Befehl, antwortete de Barre; aber diese Dame bleibt, wo sie will, und Ihr werdet sie nicht zwingen, Euch zu folgen.

Wohlan denn! schrie Flamegg — so sey es! Bestimmt den Ort, die Zeit!

Mein Gott! Graf de Barre! rief jetzt Isabelle begütigend: Gebt doch so unnütze Händel auf! Und Ihr, Vetter, nehmt Vernunft an! Was Ihr mir sagen wollt, errathe ich im Voraus.

Graf de Barre? unterbrach sie Flamegg bestürzt: Doch nicht Graf Claude de Barre?

Derselbe, Euch zu dienen, erwiederte dieser, sich leicht verneigend: Es steht jetzt bey Euch, setzte er höflich hinzu, weil diese Dame es wünscht, unsern Streit gütlich auszumachen.

So beschränkt auch sonst des Ritters Fassungskraft war, so erkannte er doch schnell, daß dieß höfliche Anerbiethen, bey der sichtlichen Bestürzung, in welche ihn die Anhörung des gefürchteten Nahmens versetzt hatte, von Seite des

Fremden eine Schonung war, die er durchaus nicht annehmen durfte.

Und wärt Ihr der Teufel! rief er halb entschlossen, halb bange — so müßte ich mich jetzt mit Euch schlagen.

Ich zweifle nicht an Eurem Muthe, versetzte de Barre etwas freundlicher — und ich erwarte von Eurer Gefälligkeit die näheren Bestimmungen. Er verneigte sich stumm gegen Isabellen, grüßte den Vetter artig, und entfernte sich mit sehr raschen Schritten, indem er an Claren, die eben durch den Garten herabkam, nur flüchtig sich verbeugend, vorüber eilte.

Was ist denn da geschehen? rief diese, als sie jetzt in die Laube trat: Isabelle und der Vetter sind bestürzt. De Barre schoß mit erhitztem Gesicht an mir vorüber. Ich will nicht hoffen —

O! es ist Alles, Alles aus! rief jetzt Georg, und stürzte fort. Clara sah ihm erstaunt nach. Isabelle begann nun zu erzählen. Als sie der Freundinn Alles mitgetheilt, und Beyde sich über den Vorfall und seine wahrscheinlichen Folgen besprochen hatten, fingen erst die rechten und schweren Besorgnisse an, sich ihrer Herzen zu bemächtigen. Daß de Barre beleidigt war, daß er Isabellen und ihre Stellung zu Georg verkann-

te und ihr mißtraute, war der erste quälende Gedanke, der sich dieser aufdrang. In Rücksicht des Zweykampfs bothen sich wieder nur bange Sorgen ihren Blicken dar. Ging Alles seinen Weg, hatte der Kampf Statt, der nicht zum Schimpf, sondern zum Ernst gemeint war, so war für Georgs Leben wenig zu hoffen. Gesetzt aber, er käme bloß mit einer Wunde davon, weil de Barre ihn vielleicht um Isabellens willen schonte, so würde Flamegg, wenn er am Leben blieb, seine feindseligen Einsprüche erheben, und ihre Verbindung mit de Barre noch mehr als mit jedem Andern zu hindern suchen. Hätte aber Georg das Unglück, von seines Gegners Hand zu fallen, durfte sie wohl daran denken, dem Mörder des nahen Verwandten, des treuen Freundes ihres Hauses, mit Anstand die Hand zu reichen?

Trostlos saß Isabelle da, die Morgenröthe des so lange ersehnten, so lange entbehrten Glückes war, kaum erschienen, schon wieder in düstere Nacht erloschen, und ein Gewitter, furchtbarer als das, was sie zuerst von dem Gegenstand ihrer stillen Neigung getrennt, erhob sich jetzt, um alle ihre Hoffnungen zu zerstören. Frau von Jungingen suchte sie zu trösten, ihr klarer Blick spähte nach einem rettenden Ausgange, sie sann und

sann, und endlich fiel ihr ein, bey demjenigen, der ordnend und beglückend seine Hand über Alle hielt, beym Kaiser selbst Hülfe zu suchen. Isabelle verwarf diesen Gedanken als etwas Unthunliches, ja Zweckloses. Clara vertheidigte ihre Ansicht. Darüber trat der Bürgermeister, dem Georg in seiner Bestürzung begegnet und ihm Alles erzählt hatte, zu den Frauen. Clara trug ihm ihre Meinung vor. Er äußerte bestimmt, so wie er den Kaiser kenne, werde der sich nie erlauben, einen Machtspruch zu thun, und nie, weder die gesetzlichen Rechte, welche das Testament Georgen einräumt, noch die Vorschriften der ritterlichen Ehre beugen, indem er den Zweykampf verböthe, wie Clara meinte. Indessen — weil du es so sehr wünschest, fügte der Ritter zuletzt hinzu, weil ich unsere Freundinn so bekümmert sehe, will ich das Einzige thun, was ich für erlaubt und räthlich halte. Ich will dem Kaiser den seltsamen Fall erzählungsweise vortragen. Vielleicht findet des welterfahrnen Fürsten, des ritterlichen Heldens Geist einen Ausweg aus diesem Labyrinthe, wo uns keiner erscheint. Aber als Kaiser hoffet nicht, daß er sich einmische und das Gesetz kränke, dessen erster Verfechter er ist.

Betrübt und wenig hoffend kehrten die Frauen

mit dem dämmernden Abend in ihre Gemächer zurück. Isabelle schloß sich ein, Thränen waren ihre Gesellschaft. De Barre war ihr heute edler und liebenswürdiger als je erschienen, und sie sollte auf ewig von ihm getrennt werden, keiner Hoffnung Raum geben dürfen? Sie trat an ihr Fenster. Hier stand der Stickrahmen, an welchem sie diese letzten Tage her an einer Schärpe gearbeitet hatte, die auf grünem Grund, der Farbe ihres Hauses, und mit zierlichen Sinnbildern des Ritterthums reich in Gold gestickt, für de Barre bestimmt gewesen war. Ihre Thränen brachen heftiger hervor, als sie das schöne Gewebe betrachtete und bedachte, mit welchen Empfindungen und Hoffnungen sie daran gearbeitet, und wie traurig nun Alles enden sollte.

Er soll sie doch haben! rief sie endlich: Sie war ihm bestimmt, und verkennt er mich gleich, darf ich kaum hoffen, ihn wieder zu sehen, so behalte er in dieser Schärpe das letzte Andenken einer Freundinn, die, wenn auch entfernt und geschieden von ihm, doch nie einem andern Mann gehören, nie ein anderes Bild in ihrer Brust hegen wird.

Gern hätte sie noch heute die Arbeit vollendet; aber es fing an zu dunkeln, der Herbst-

abend war früh da — sie mußte es auf morgen verschieben, und hing nun einsam im dämmernden Zimmer ihren trüben Gedanken nach. Am andern Morgen war die Schärpe ihr erstes Geschäft. Rasch setzte sie sich hin, es waren nur noch wenige Blätter zu sticken, sie vollendete sie bald, und schmückte nun noch die Eine Ecke der Schärpe mit ihrem jungfräulichen Nahmenszug J. F., der den Grafen an jene schöne Zeit erinnern sollte, wo er als Ritter Vaudreuil um Isabellen von Faucigny gelebt, wo sie sorglos so manche süße Hoffnung genährt, und in seinem Umgang so glücklich gewesen war. Als sie fertig war, schnitt sie die Arbeit vom Rahmen los, und da sie kaum daran denken durfte, de Barre vor dem Zweykampfe zu sehen, so wickelte sie sie sorgfältig in ein Seidentuch und schickte sie durch eine Zofe Claren hinüber, die um die Bestimmung der Schärpe wußte, und ließ sie ersuchen, sie in die rechten Hände zu geben.

Georg hatte sich gestern und heute in unerträglichem Mißmuth herumgetrieben, daß ihn sein Unstern gerade diesem furchtbaren Franzosen in den Weg geführt hatte. Daß gerade dieser de Barre es seyn mußte, der sich unterstand, seiner schönen Muhme den Hof zu machen! — Und

wie freundlich, wie vertraulich die Muhme mit ihm gethan! Gleich als kennten sie sich schon von Kindheit an, und doch hatte er in seinem Leben den Nahmen dieses Menschen nicht von ihr nennen gehört, ja bis er nach Worms gekommen, nicht gewußt, daß ein Mann, der so heiße, auf der Welt sey. Und die Muhme hat ihn gewiß auch nicht gekannt, dachte er; aber er ist ein Franzose, die sind galant und schmeichlerisch, drängen sich überall zu, glauben sich Alles erlaubt, und wissen die Weiblein gerade durch ihre Kühnheit so zu bethören, daß sie ihnen nicht zu widerstehen vermögen. Und wie würde das ablaufen mit dem Zweykampfe? Gerechter Gott! ein Kampf mit diesem Eisenfresser, dem noch Keiner je obgesiegt! Und was das Schrecklichste bey der Sache war—dieser Kampf war keiner zu Schimpf und Scherz, um sich mit einander zu messen, wer geschickter im Gebrauch der Waffen sey? — Es war ein Zweykampf wie jeder gewöhnliche, wo Blut fließen mußte — wo Einer von Beyden das Leben lassen sollte. Wer nun dieser Eine zwischen ihnen Beyden seyn würde, das konnte ja bey de Barre's Unwiderstehlichkeit und bey seiner gestrigen Erbitterung gegen den unwillkommnen Störer wohl keine Frage seyn! Georg sah sich

schon todt, er sah sich blutend im Sande liegen, und den übermüthigen Sieger triumphirend sein weiteres Heil bey Isabellen versuchen. Diese Vorstellung machte ihn wüthend. Nein, das doch nicht! dachte er endlich: Sie wird doch meinem Mörder nicht die Hand reichen? Er schauderte bey dieser Vorstellung. „Nein, nein, sie ist mir doch herzlich gut, ich weiß es, und es hat ihr sicher schon im innersten Herzen leid gethan, daß um ihretwillen der unglückselige Auftritt entstanden ist, und mein junges Blut, das Blut ihres Verwandten, ihres treuesten Freundes vergossen werden soll."

Wenn diese Vorstellung einigen Balsam in seine schmerzlich verwundete Seele goß, so peinigten ihn andrerseits die Todesgedanken aufs empfindlichste. Dennoch freute er sich, daß sein Ehrgefühl es über seinen Schrecken davon getragen, und er das schonende Anerbiethen des stolzen Fremden nicht angenommen hatte. In solchen streitenden Gedanken war er diesen Morgen in den Feldern und Wäldern um die Stadt herumgeirrt, kam jetzt nach Hause, und trat eben in den Vorsaal, als die Frau vom Hause beschäftigt war, in mächtig großen Schränken, die hier standen, zu kramen und zu ordnen. Er grüßte

sie niedergeschlagen, sie beantwortete freundlich seinen Gruß. Der Vorfall von gestern Nachmittag und seine Folgen kamen sogleich zur Sprache. Flamegg äußerte, er hoffte, Isabelle werde ihn bedauern, sie werde dem Zweykampfe mit Angst und Schmerz entgegensehen. Das thut sie, erwiederte Clara, und glaubt mir, Ritter, sie fühlt sich sehr unglücklich durch den ganzen Hergang und die Lage der Dinge.

In diesem Augenblicke trat die Zofe mit der Schärpe ein, und richtete ihren Auftrag aus, die Frau Bürgermeisterinn möchte sie in die rechten Hände geben.

Flamegg griff hastig nach dem Tuche, ehe es Clara, die ahnete, was es enthielt, wehren konnte; er wickelte es auf, die Schärpe lag in seiner Hand, und eine glühende Röthe der Freude überdeckte sein heute etwas bleiches Gesicht. Herr Gott! Das ist schön! rief er — und das freut mich!

„Was freut Euch, Ritter?“

Nun, die Schärpe, das schöne, deutungsvolle Geschenk der lieben Muhme. Damit schmückt sie ihren Ritter — denn das bin ich ja, ich kämpfe ja für sie; und wenn sie mich auch zum Tode damit schmückt, rief er begeistert aus, so wird mein

Tod dadurch geehrt. Sorgt nur, Frau Bürgermeisterinn, wenn ich fallen sollte, was ich mir kaum anders denken kann, daß man mir die Schärpe in den Sarg mitgibt.

Claren war sonderbar zu Muthe. Sie erkannte Georg's Irrthum, und seine Äußerungen rührten sie; sie hatte doch nicht den Muth, dem armen Jungen, der sich so vor dem Sterben fürchtete und fest an die Neigung seiner Muhme glaubte, seinen beglückenden Wahn zu rauben. Noch standen sie so einander gegenüber, Georg die Schärpe betrachtend, und Clara auf einen Ausweg sinnend, wie sie ihn schonend von der Wahrheit unterrichten wollte, als die Thüre von der Treppe her rasch aufging, und de Barre vor den Bestürzten stand. Ihm hatte, wohl nicht Grauen vor dem Kampf, aber Grauen vor dem eigentlichen Verhältniß zwischen Georg und Isabellen seit gestern keine Ruhe gelassen. Die heiße Liebe für diese Frau, die ihn seit so vielen Jahren beseelt, die er männlich bekämpft und doch nie ganz besiegt hatte, war nach ihrem Wiedersehen mit ihrer alten Gewalt in seiner Seele erwacht. Alle Zweifel waren verschwunden, Isabellen's Hand war frey, ihr Gefühl schien dem seinigen entgegen zu kommen, — der Zweck seines Strebens

war erreicht, so viele Schmerzen vergütet, so langes Harren belohnt, wenn er ihre Hand erhalten konnte. Gestern war er im Begriff gewesen, sich zu erklären, als der tölpische Vetter auf eine Art dazwischen trat, die de Barre, wenn er auch Manches auf die unfeinen Manieren des Landjunkers schrieb, doch ahnen ließ, daß hier besondere Verhältnisse walten müßten. Er war im Innersten aufgeregt, er wollte, ehe er dem Gegner die Schwere seines Armes fühlen ließ, doch wissen, ob er nicht Isabellen mit verwundete, wenn er jenen niederwarf? Darum kam er jetzt, und der erste Gegenstand, der seinen Blicken begegnete, war dieser unbequeme Vetter. Die Begrüßung Beyder war kalt, wie man sich denken kann und Clara in sichtlicher Verlegenheit; denn nun sollte sie die Schärpe in die rechten Hände legen, und Georg ließ sie nicht aus den seinigen.

Gebt mir die Schärpe nur wieder, sagte sie jetzt zu Flamegg, und streckte die Hand darnach aus: Wir müssen die Frau von Bogen doch noch fragen, was sie eigentlich mit den rechten Händen gemeint, denn ich weiß es nicht.

De Barre war näher getreten, seine Augen

hafteten düster auf der Schärpe, deren Farbe er sogleich erkannte.

Wir sind da in einem kleinen Streit, begann Clara zu de Barre gewendet: Isabelle schickt mir so eben die Schärpe mit dem Bedeuten, sie in die rechten Hände zu geben —

Und ich nehme sie, erwiederte Flamegg trotzig; denn ihn ärgerte de Barre's Dazwischenkunft, und daß er gleichsam zum Schiedsrichter aufgerufen wurde. Sie kann Niemand anders gehören, als mir, der morgen für sie kämpfen wird.

De Barre trat zurück, eine sehr bittere Empfindung mahlte sich in seinen Zügen. Für sie? erwiederte er kalt: Um sie, denke ich, wäre der eigentliche Ausdruck.

Das ist Alles Eins! Genug, die Schärpe ist mein, rief Georg, und wollte sie Claren, die sie am Einem Ende gefaßt hatte, entziehn.

Seht, entgegnete diese, indem sie fester hielt, hier ihren Nahmenszug! J. F. Isabelle Faucigny! Das deutet auf eine Zeit, wo sie diesen Nahmen führte; ein Seitenblick begegnete hier bedeutend de Barre's Augen. Sollte sie sich sonst nicht als Isabelle von Bogen gezeichnet haben?

Das ist ja gar nicht ihr Nahme, rief Georg triumphirend: Das ist der Meine — Hans Georg

von Flamegg, oder Johann Flamegg — und so ist es ja bewiesen, daß die Schärpe mein ist. Er entriß sie ihren Händen ungestüm bey diesen Worten, und eilte davon, indem er noch im Fortgehen einen zornigen Blick auf seinen Feind warf.

Clara und de Barre standen beyde noch einige Augenblicke stumm, dann sagte die Frau von Jungingen schnell gefaßt: Ein seltsamer Auftritt, Herr Graf, der Euch billig befremden muß! Die Schärpe war Euch bestimmt.

Mir? rief de Barre überrascht, und eine dunkle Purpurgluth übergoß seine ernsten Züge, und sein Auge funkelte von unvermutheter Freude: Mir? Habt Ihr auch recht verstanden, gnädige Frau? Oder verstehe ich Euch recht? Mir diese Schärpe?

Clara erzählte nun Alles, dann bath sie den Ritter, ihr zu Isabellen zu folgen, die sich sehr freuen würde, ihm Alles zu erklären, was bis jetzt noch zweifelhaft zwischen ihnen war, und ihm ihr ganzes Herz zu eröffnen.

Tief aufregend, schmerzlich und doch beruhigend war das nun folgende Gespräch der Liebenden, denen es zum erstenmahl seit so vielen Jahren vergönnt war, offen und ohne Rückhalt über ihre gegenseitigen Empfindungen zu sprechen. Die

frühere schöne Zeit in Brüssel, die folgenden Jahre der Trennung, was Jedes um des Andern willen gelitten, gesorgt, gefürchtet, kam zur Sprache. Klar wie in einen spiegelhellen Quell drangen Jedes Blicke in das Herz des Andern, sie fühlten nun mit voller Überzeugung, was sie früher oft geahnet, wie sehr sie für einander geschaffen waren, wie sie nur mit einander glücklich werden konnten! Und dennoch stand auch jetzt wieder eine trennende Macht zwischen ihnen Beyden, dieser Zweykampf und die rechtskräftigen Ansprüche Georgs auf das Schicksal ihrer Söhne.

De Barre hörte mit trunkener Seligkeit die Äußerungen der sorgenden Liebe und Angst, ihn zu verlieren, aus dem Munde der Geliebten, und Isabelle erkannte voll Entzücken die jugendlich glühende Neigung des ernsten Mannes, die sich ihr in jedem seiner Worte, seiner Blicke kund gab. Hoffnung both sich ihnen wenig, dennoch waren sie glücklich; denn sie fühlten, wie sehr sie sich liebten, und diese Gewißheit konnte ihnen ja kein Einspruch eines Andern rauben, auch selbst dann nicht, wenn sie sich nie gesetzlich angehören durften.

Jetzt trat Clara ein. Sie erzählte, daß ihr Mann, der schon gestern seine Schritte gemacht, um Gehör bey des Kaisers Majestät zu erhalten,

so eben auf das Rathhaus gerufen worden sey, um mit Seiner Majestät zu sprechen. Sie hoffte Alles von dieser Audienz, in welcher ihr Mann sich vorgenommen hatte, dem Kaiser den wahren Stand der Dinge auseinander zu setzen, und seine gnädige Einwirkung zu erflehen, um vielleicht den ganzen Zweykampf zu vermitteln, oder Georgen auf andere Weise zu bestimmen, daß er seine Rechte nicht zu Isabellens Schaden geltend mache.

Isabelle konnte den Hoffnungen der Freundinn nicht beystimmen; sie versprach sich wenig von diesem Schritte, denn sie konnte nicht absehen, welchen Einfluß der Kaiser, auch bey den huldreichsten Gesinnungen, auf diese Sache nehmen konnte. De Barre hoffte gar nichts, er maß Georgs ritterliches Gefühl, der sich von dem Zweykampf nicht abwendig werde machen lassen, an dem seinigen, und dessen Festigkeit, seine Rechte auf Isabellen zu behaupten, an der eignen Leidenschaft für sie ab, und so schied er endlich düster aber doch beglückt von der Geliebten, mit dem Versprechen, heute Abends wieder zu kommen.

Dieser Abend vereinigte die Liebenden im Gemache der Freundinn wieder, und der bevorstehende Zweykampf, die schwachen Hoffnungen, welche der Bürgermeister von seiner Audienz bey dem Kaiser mitgebracht, beschäftigten die Gemü-

ther. Der Kaiser hatte zwar mit lebhafter Aufmerksamkeit zugehört, sich den Stand der Dinge, und besonders Alles, was den Kampf, die Veranlassung desselben, die Art der Ausforderung und die Bedingungen, unter denen er Statt haben sollte, genau erzählen, ja manchen Punct wiederhohlen lassen. Als aber der Ritter von Jungingen die Angelegenheit und die Wünsche seiner Freundinn dem Schutze des Monarchen noch einmahl empfahl, da zuckte der Kaiser die Achseln und sagte: Ja, was können wir hier thun? Das Testament spricht klar, und das Recht können wir nicht beugen. Indessen, fügte er freundlicher hinzu, grüßt mir die schöne Frau, und sagt ihr, sie soll sich nicht ganz der Muthlosigkeit hingeben — es könne noch vielleicht Alles recht gut werden. Mit diesen Worten hatte er den Bürgermeister lächelnd entlassen, und dieß Lächeln sammt jenem allgemeinen Trostworte war alles Gute, was Jungingen der ängstlich harrenden Freundinn nach Hause brachte. Später war ein kaiserlicher Edelknabe bey de Barre erschienen, der ihm im Nahmen Sr. Majestät gemeldet, es würde Dieser angenehm seyn, wenn der Kampf, den die Gegner auf den dritten Morgen festgesetzt hatten, schon den nächsten Vormittag auf der großen Stechbahn vor dem Thore Statt haben könn-

te, weil Seine Majestät sich vorgesetzt, Zeuge davon zu seyn. Noch später, als es schon zu dunkeln begonnen, wurde auch der Ritter von Flamegg in die kaiserliche Wohnung beschieden, und war seitdem nicht wieder nach Hause gekehrt.

Alle diese kleinen Ereignisse, die Vermuthungen, welche man daraus ziehen konnte, die Besorgnisse oder Hoffnungen, welche sich darauf bauen ließen, gaben den Stoff des sehr bewegten Gespräches ab, das zwischen de Barre und Isabelle tausend zarte Faden wechselseitiger Achtung und inniger Übereinstimmung der Seelen knüpfte. De Barre hatte Isabellen versprochen, seinen Gegner so viel wie möglich zu schonen, und ihn fühlen zu lassen, daß er nicht sein Unglück, am wenigsten seinen Tod wolle. Diese Beruhigung glaubte er Isabellen und sich selbst schuldig zu seyn. Daß Flamegg sein Nebenbuhler, daß es in dessen Macht war, ihm die Geliebte durch seinen Einspruch ewig vorzuenthalten, sollte keinen Einfluß auf den Kampf haben.

Spät trennten sie sich, und vernahmen, als de Barre's Diener kamen, ihren Herrn mit Fackeln abzuhohlen, erstaunt, daß Georg noch nicht zu Hause zurück war. Isabelle war doch um den Vetter besorgt, der heute den ganzen Tag so unwirsch gewesen war; sie ersuchte die Bür-

germeisterinn, einige Leute auszusenden, die ihm an den Orten, welche er zu besuchen pflegte, nachfragen sollten. Clara willfahrte gern. Die Diener kamen nach einer guten Weile einer um den andern wieder. Georg war nirgends zu finden, und Einer behauptete, er müsse noch auf dem Rathhause seyn, weil ihn Niemand von da hatte weggehen sehn.

Die Nacht ging für Isabellen sehr unruhig hin. Die Entscheidung, welche von dem morgigen Kampfe abhing, selbst die Ungewißheit über Georg's Schicksal hielt sie meistens wach; und als die Sonne herauf kam, fand sie sie bereits am Bethschemel, wo sie inbrünstig zu Gott bethete, ihm den Geliebten, ihre Hoffnungen auf Glück, ihre Söhne unter tausend Thränen empfahl, und auch mit einer frommen Fürbitte des armen Vetters gedachte, dessen Lage sie sehr ernstlich zu beunruhigen anfing, da ihr auf ihre Nachfrage nach ihm, welche das erste Wort war, das sie mit ihrer Zofe sprach, die Antwort wurde, Herr von Flamegg sey die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen.

Als sie an den Spiegel trat, um sich von ihren Dienerinnen zierlich schmücken zu lassen, wie es die Sitte und die Achtung für die Gegenwart des Kaisers beym Kampf erheischte — erschrack sie

beynahe selbst über die Blässe ihres Gesichts und die trüben Augen, welche so deutliche Spuren vieler vergossener Thränen zeigten. Am liebsten wäre sie fast zu Hause geblieben, und hätte in brünstigem Gebethe die Nachricht vom Ausgange des Gefechtes abgewartet. Das durfte sie aber nicht, ohne sich seltsamen Vermuthungen auszusetzen. Auch erschien Clara bald darauf in vollem Staate, blickte Isabellen besorgt und mißbilligend an, und bemühte sich emsig, die Spuren der Thränen, der verwachten Nacht von den Wangen und Blicken der schönen Freundinn verschwinden zu machen. Endlich war Alles geziemend bereitet. Der Ritter von Jungingen trat ein. Man fragte hastig nach Flamegg; er war richtig noch auf dem Rathhause, hatte aber, vor einer Stunde etwa, um seine reisigen Knechte, seine Waffen, und vor allem um die prächtige grüne Schärpe geschickt.

Isabelle seufzte tief auf. — Nun, so laßt uns in Gottes Nahmen gehen! sagte sie — umarmte ihre Kinder, zwang die Thränen zurück, die aufs Neue hervorbrechen wollten, und bestieg den Zelter, den ihr Jungingen hatte vorführen lassen. Er selbst und seine Frau saßen gleichfalls auf, und von Knechten in zierlichen Livreen begleitet, ritten sie durch die bereits von einer neugierigen

Menge belebte Straße dem Thore zu, vor dem die Stechbahn, mit Schranken und Planken umschirmt, mit Gallerien für die Damen, und mit einem abgesonderten, prächtig geschmückten Raume versehen war, der, mit purpurfarbnen Sammt und reicher Vergoldung ausgeschlagen, für den Kaiser und seinen Hofstaat zum Zusehen bey solchen Schauspielen bestimmt war.

Schon war der Platz um die Schranken gedrängt voll von Zusehern; denn die Nachricht, daß der gewaltige französische Ritter heute wieder mit einem neuen Gegner kämpfen werde, hatte sich mit Blitzesschnelligkeit verbreitet. Auch daß der Kaiser zugegen seyn, daß man ihn und den ganzen Hofstaat würde sehen können, reizte Viele, und gab dem Kampfspiele eine höhere Bedeutenheit.

Der Bürgermeister mit seinen Begleiterinnen hatte auf den reichverzierten Sitzen, die ihm gebührten, Platz genommen. Mit jedem Augenblicke füllten sich die Gallerien mehr und mehr, und strömte die Menge unten dichter und zahlreicher an die Schranken. Jetzt sah man von weitem den Einen der Kämpfer von einigen bewaffneten Knechten begleitet, auf einem prächtigen andalusischen Pferde, den Schranken sich nähern. Es war Graf de Barre. Zwar war der Helm geschlossen, aber der Schild, der nebst seinem Fa-

milienwappen die silbernen Lilien Frankreich's zeigte, machten ihn kenntlich, und seine einfache schön gearbeitete Rüstung, der weiß und blaue Federbusch auf dem blanken Helm, seine Haltung gefiel Allen. Er sprang an den Schranken vom Pferde, sein Gefolge that dasselbe, die Rosse wurden entfernt, und der Ritter, nur von zwey Knappen begleitet, trat in den Kreis, und stand dem Platze, wo der Bürgermeister saß, gegenüber, auf sein Schwert gestützt, indessen seine Blicke durch das Helmgitter Isabellen suchten und an ihr hingen. Eine geraume Zeit verging, da verkündete wieder eine lebhaftere Bewegung unter den Zusehern, daß der zweyte Kämpfer sich nahe. Georg sprengte an die Schranken. In seiner schwarzen mit Silber verzierten Rüstung, dem geschlossenen Helm mit dem Geierfittigen auf dem Kopf, und mit Isabellens Schärpe, die um seine Schultern flatterte, nahm auch er sich, zur Verwunderung seiner Bekannten, heute viel besser aus als sonst. Ebenfalls von zwey Knappen begleitet, schritt er auf den Plan, und eine rasche Wendung des Kopfes nach seinem Gegner hin — schien den Unmuth anzuzeigen, mit dem er ihn betrachtete. Aber auch er mußte sich in Geduld fassen wie sein Gegner, denn noch wurde der Hof und der Kaiser erwar-

tet. Abermahls verging einige Zeit, und ungeduldig harrten die Kämpfer und die Versammlung, da tönte neuerdings Pferdegetrabe, ein kaiserlicher Bothe erschien an den Schranken, und verlangte mit dem Bürgermeister, Ritter von Jungingen, zu sprechen. Er wurde eingelassen, vorgeführt, und meldete nun: Seine kaiserliche Majestät ließen den versammelten Zuschauern und den kämpfenden Rittern zu wissen thun, daß sie nur ohne Verzug den Kampf beginnen möchten, indem wichtige Geschäfte den Kaiser abhielten, dabey gegenwärtig zu seyn.

So wurde denn durch den Herold das Zeichen gegeben, die Ritter stellten sich vor den Kampfrichtern, ihre Waffen wurden untersucht, Sonne und Wind getheilt, die Trompeten schmetterten zum zweytenmahl, und die Kämpfer schritten auf einander los. De Barre blieb seinem Vorsatz treu, den Gegner, den man ihm als nicht sehr geübt im Waffenwerk geschildert hatte, so viel wie möglich zu schonen. Aber zu seinem großen Erstaunen mußte er gleich aus dem ersten Gange erkennen, daß dieser Flamegg nichts weniger als ein unbedeutender Gegner war. Seine Hiebe fielen so dicht, so kampfgerecht und so kräftig, daß de Barre fühlte, er habe noch nie einem solchen Feinde gegenüber gestanden, und

nun auch seiner milden Schonung entsagte. Ohnedieß kränkte ihn jeder Blick auf die grüne Schärpe, und die Falschheit des Ritters, der hinter jener Maske von Ängstlichkeit einen tückischen Vorsatz, wie es schien, verborgen hatte. Sein Unmuth stieg, er kämpfte nun mit Ernst und Kraft, denn es galt seine Ehre, vielleicht sein Leben — und Isabellens Besitz. Er rief alle seine Fechterkunst zu Hülfe, er both jede Kraft auf, aber sein Gegner war ihm in beyden wo nicht überlegen, doch wenigstens gleich.

Mit unsäglichem Erstaunen sahen Isabelle und ihre Freunde diesem Kampfe zu. Sie konnten nicht begreifen, wie sie diesen Georg so falsch beurtheilen, wie sie sich von seiner verstellten Einfalt und Angst so hatten können täuschen lassen. Isabellen wurde nun ernstlich bange für das Leben des Geliebten, und was sie am schmerzlichsten aufregte, waren die lauten Beyfallsbezeugungen, der allgemeine Jubel des versammelten Volkes, der hoch in die Lüfte stieg, sobald Georg wieder einen Angriff des französischen Ritters siegreich abgeschlagen oder diesen so gedrängt hatte, daß er nur mit höchster Anstrengung sich seiner hatte erwehren können; denn die ganze Versammlung feyerte in den Vortheilen, die der deutsche Ritter über seinen Gegner erhielt, einen

Triumph der Landsmannschaft, deren Gefühl schon so lange durch die unwiderstehliche Tapferkeit des Franzosen und die Geringschätzung beleidigt worden war, mit welcher dieser Fremde auf die gesammte deutsche Nation herabgesehen hatte.

De Barre verstand sehr wohl den Sinn dieser lauten Freudenbezeugungen und sie schärften seinen Unmuth und raubten ihm die nöthige Ruhe und Kaltblütigkeit. Immer hitziger griff er seinen Feind an, der ihm in jeder Hinsicht jetzt ein verhaßter Gegenstand war, und gab auf diese Weise jenem, der, besonnen lauernd, seine Hiebe maß, eine Blöße. Schnell benutzte sie dieser — sein Schwert drang zwischen den Panzer des Grafen und verwundete ihn, zwar nicht tief, aber doch so, daß sein Blut den Harnisch röthete. Isabelle sah es, und stieß einen Schrey der Angst aus. Dieser Ton, der Schmerz der Wunde, die gekränkte Ehre, Alles drang bestürmend auf de Barre's Gemüth ein, er verlor vollkommen die Fassung, Georg benutzte den Vortheil, und drängte ihn mit solcher Kraft, mit so heftigen Hieben, daß de Barre's Schwert, von einem derselben getroffen, in Stücken sprang, ein anderer Schlag seinen Helm spaltete, und den Ritter zwang, auf ein Knie nieder zu sinken. Ein wüthender Jubelruf zerriß die Lüfte, Isabellen

wurde es dunkel vor den Augen; aber in demselben Moment hemmte Georg seinen Angriff, er trat einen Schritt zurück, und betrachtete den Grafen, der, betäubt von dem Kampfe und von dem Sturm seines Innern, regungslos am Boden knieen blieb.

Erkennt Ihr Euch für überwunden, Graf de Barre? fragte nun Georg so laut, daß es alle Zuseher hören konnten.

De Barre regte sich eine Weile nicht, dann nickte er ein stummes Ja.

Es ist also kein Zweifel, fuhr der Andere fort, daß Ihr besiegt, und zwar von einem deutschen Rittersmann besiegt seyd? Ein neues Jubelgeschrey begleitete diese Worte. De Barre blieb stumm, und Isabelle lag zitternd und halbohnmächtig in Clarens Armen, die ängstlich dem Ausgange dieses Schauspiels entgegen sah.

Damit Ihr aber nicht zu unmuthig werdet über Eure Niederlage, fuhr der siegreiche Ritter fort: so sollt Ihr wissen, wer Euch Niebesiegten überwunden, und die Ehre des deutschen Nahmens gerettet hat! Mit diesen Worten schlug er den Helmsturz auf, und ein allgemeines Erstaunen brach in noch lauteren Ausrufungen aus, als man Maximilians Züge erkannte, und daß es der Kaiser selbst gewesen, der an Georgs Statt

den Kampf mit dem kühnen Fremden unternommen hatte.

Schnell sprang de Barre vom Boden empor — eine plötzliche Röthe der Freude und Hoffnung überflog sein bleiches Gesicht: Gnädigster Herr! rief er, wer würde sich nicht geehrt fühlen, wenn Ihr mit ihm kämpft, und sich seiner Niederlage nicht freudig rühmen!

Es freut mich, antwortete der Kaiser, daß ich Euch doch dahin gebracht habe; Ihr wolltet Euch nicht mit mir messen.

Es war wohl, antwortete de Barre, indem er sich ehrfurchtsvoll verneigte, ein richtiges Vorgefühl, welches mich leitete, wie der Kampf bewiesen hat.

Meint Ihr? erwiederte der Kaiser freundlich: Ihr habt mir's sauer genug gemacht. Doch ich denke, der deutschen Ehre und auch der Eurigen, Graf de Barre, ist genug geschehen. Laßt uns nun für denjenigen sorgen, an dessen Stelle ich hier stehe. Und somit verkünden wir, fuhr er mit laut erhobener Stimme fort, daß Ritter Georg von Flamegg, der heute seinen Zwist mit diesem Grafen de Barre auf diesem Platze ausfechten sollte, uns bloß auf unser ausdrückliches Verlangen seinen Platz und seine Waffen abgetreten hat, welches wir mit unserm

kaiserlichen Worte verbürgen. Ein neuer Beyfallssturm ertönte; Maximilian wandte sich zu de Barre, faßte seinen Arm und sagte: Ihr blutet ziemlich stark; kommt, laßt nach Eurer Wunde sehn! Er schritt mit ihm aus den Schranken. Im Gehen flüsterte er ihm leise zu: Die grüne Schärpe sollt Ihr morgen haben, und die schöne Witwe dazu. Ich habe den Flamegg beredet, seinen Ansprüchen, die ihm jenes Testament gibt, dafür zu entsagen, daß ich, seiner Ehre unbeschadet, ihn von dem Kampfe mit Euch und dem gewissen Tode befreyen wollte. Der arme Schächer war in einer mißlichen Lage; Liebe, Lebenslust und ein Restchen Ehrgefühl kämpften in ihm. Endlich siegte die Lebenslust, denn ich machte ihm die Hölle recht heiß. Er willigte ein, und so war uns Allen geholfen.

O mein gnädigster Kaiser! rief de Barre, und sank, von Freude und Dankbarkeit überwältigt, jetzt dem Kaiser abermahls, aber freywillig zu Füßen, und drückte seine Hand an die Lippen, ohne mehr sagen zu können.

Schon gut! Schon gut! rief Maximilian, indem er sich von dem Freudetrunkenen losmachte, und den Zügel seines herbeygebrachten Pferdes ergriff, um sich aufzuschwingen: Ich komme zur Hochzeit! Gott befohlen! Und somit saß

er auf seinem Schimmel, und sprengte der Stadt zu.

Isabelle, Jungingen und Clara hatten nun den Platz erreicht, wo de Barre, sobald der Kaiser entfernt war, sich von seinen Knappen den Harnisch aufschnallen, und die tiefe aber nicht bedeutende Wunde verbinden ließ. Das selige Lächeln, das sein blasses Gesicht verklärte, das stumme Entzücken, womit er Isabellen die Hand entgegenstreckte, sagte ihr Alles. — Keines vermochte viel zu sprechen, und Alle eilten, nach der Stadt zu kommen. Hier ließ sich's Isabelle nicht nehmen, des Geliebten, des Bräutigams Wunde selbst zu besorgen, und nach so langen Jahren schmerzlicher Trennung, nach dem Kummer des gestrigen Tages genossen die Liebenden das Glück, sich ungestört anzugehören, da des Kaisers trostvolle Versicherung jeden Zweifel beseitiget hatte.

Es war auch wirklich so, und Georg hatte seinem Rechte, hier Einspruch zu thun, willig um den Preis entsagt, den Maximilian darauf gesetzt. Die nähere Auseinandersetzung der Lage der Dinge, die eben der Kaiser selbst ihm mittheilte, die Überzeugung, daß er gegen diesen Stiefvater seiner Neffen, vor keinem Tribunal mit Grund etwas würde einwenden können, endlich noch mehr die Ge-

wißheit, welche ihm das Alles gab, daß Isabelle ihn nie geliebt habe und nie lieben werde, daß er sie wohl an mancher Heirath würde hindern, nie aber zwingen können, ihm ihre Hand zu reichen — diese Beweggründe, welche ihm nach und nach einleuchteten, beruhigten ihn allmählig. Der Kaiser hatte ihn sogleich durchschaut, und sich seiner Verschwiegenheit über den morgigen Kampf am besten zu versichern geglaubt, wenn er ihn mit Niemand mehr sprechen ließe. So befahl er ihm, diese Nacht auf dem Rathhause zuzubringen, wo er streng bewacht, aber fürstlich bedient und bewirthet wurde. Ein Paar muntere Hofherren, die ihm auf des Kaisers Befehl Gesellschaft leisteten, der treffliche Rhein- und Ungarwein, in dem sie ihm fleißig zutranken, vor Allem aber die herablassende Gnade seines angebetheten Monarchen, versetzten den guten Georg zuletzt in eine recht fröhliche Stimmung, und als er am andern Morgen vernahm, wie huldreich der Kaiser für die Bewahrung seiner Ehre gesorgt, da war auch der letzte Stein von seinem Herzen gefallen. Er kehrte nun in das Haus des Bürgermeisters zurück, aber er erklärte so fort, daß er nicht bleiben, sondern auf seine Güter gehen werde; denn, sagte er, wenn ich auch die Hoffnung auf die Hand mei-

ner Muhme aufgeben muß und will, so wird mich doch kein Mensch dazu bringen, Zeuge ihrer Zärtlichkeit oder gar ihrer Hochzeit mit dem übermüthigen Franzosen zu werden. Er nahm also einen herzlichen Abschied von ihr und den Kindern, wobey es von beyden Seiten nicht ohne Thränen abging, und Isabelle versprach, ihn mit den Knaben im nächsten Frühling zu besuchen, damit er sich selbst von ihrem Gedeihen überzeugen könne. Georg reisete ab, Isabellens Vermählung wurde mit großer Pracht noch in Worms gefeyert, weil der Kaiser dem Grafen versprochen hatte, sie mit seiner Gegenwart zu beehren. Dann führte de Barre sein geliebtes Weib auf seine Besitzungen in Lothringen. Als sie aber den nächsten Frühling, um ihr Wort zu lösen, mit ihren Knaben auf Flamegg's Burg erschien, fand sie ihn, zu ihrer Freude, schon als vergnügten Gemahl eines hübschen rothbäckigten Fräuleins, mit der er sich gewiß glücklicher fühlte, als wenn er die stolze Muhme, wie er sie früher in seinem Groll nannte, geheirathet hätte.

III.

Die Freunde.

In der Militär-Akademie zu ** wurden in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhundertes ein Paar Jünglinge, Ferdinand von Hallberg und Eduard von Wensleben erzogen, welche von ihren Mitschülern, bald Orest und Pylades, bald Damon und Pythias genannt wurden, wie eben ein Zug inniger oder aufopfernder Liebe der Beyden gegen einander den Übrigen ein solches Freundespaar des Alterthums ins Gedächtniß rief. Beyde waren Söhne von Offizieren, die dem Staate lange mit Ehren gedient, beyde zum Stande ihrer Väter bestimmt, beyde wohlgebildet, beyde mit nicht gemeinen Anlagen von der Natur beschenkt. Aber das Glück hatte nicht so gleich zwischen ihnen getheilt. Hallbergs Vater lebte von einer kleinen Pension, welche ihm die Versorgung seines Sohnes auf Kosten des Staates zur Wohlthat machte, während Wenslebens Ältern mit Vergnügen das ansehnliche Kostgeld be-

zahlten, um ihrem Sohne die vorzügliche Erziehung in dieser Anstalt angedeihen zu lassen, und ein reichliches Taschengeld den jungen Menschen in den Stand setzte, sich und andern manche Freude zu verschaffen.

Diese Ungleichheit, welche Anfangs in des ernstern Ferdinands Seele Zurückhaltung, und eine beynahe stolze Entfernung von Eduard hervorgebracht hatte, war zuletzt der innigen Liebe und schwärmerischen Anhänglichkeit gewichen, womit Eduard sich ihm genähert hatte. Auch er umfaßte den liebenswürdigen Jüngling mit aller Gluth seines etwas düstern Gemüthes, und übte eben dadurch, und weil er auch ein Paar Jahre älter war, eine Art von Übergewicht über den weichern Freund, der mit fast mädchenhafter Hingebung an Ferdinand hing, und sich's zum Inhalt seines Lebens gemacht zu haben schien, wie ein Schmetterling um diese dunkle Blume zu spielen *).

Vergnüglich und völlig befriedigend hatte dieß Verhältniß mehrere Jahre gedauert und die Jünglinge hatten sich himmlische Plane entworfen: wie sie sich nie trennen, zugleich in demselben Re=

---

*) Worte aus Göthe's Iphigenia.

gimente Dienste suchen, und wenn ein Krieg ausbräche, nebeneinander kämpfen, und nebeneinander siegen oder sterben wollten.

Aber das Schicksal, oder vielmehr die Vorsicht, deren Weg über uns in heiligen Finsternissen geht, und deren Plane meist ganz anders sind, als die Entwürfe der Sterblichen, hatte es auch mit den Freunden anders beschlossen als diese es gedacht. Viel früher als man erwartete, fand Hallbergs Vater die Gelegenheit, seinen Sohn in einem Infanterie-Regimente als Lieutenant unterzubringen; aber dieser mußte sich sogleich zu dem Stab des Regiments begeben, der in einem Städtchen des nördlichen ** in einer ziemlich rauhen Gebirgsgegend lag. Wie ein Donnerschlag traf die beyden Freunde diese Nachricht, und Ferdinand hielt sich für den Unglücklichern aus ihnen beyden; denn Er war es, der zuerst ihr schönes Zusammenleben zerreissen, und dem Freunde die tiefe Wunde schlagen mußte. Vergebens wies man ihn tröstend auf das Offizierspatent, auf die vor Vielen ausgezeichnet schnelle Beförderung hin. Er dachte nur die Trennung von dem Geliebten, er sah nur dessen Schmerz und brachte die wenigen Tage, welche es ihm noch in der Akademie zu bleiben vergönnt war, an Eduards

Seite hin, der ebenfalls eifersüchtig jeden Augenblick benutzte, wo sein Auge sich an der geliebten Gestalt, sein Herz an dem Umgang des Erwählten laben konnte. In einer dieser wehmüthigen Stunden wurde nun mit jugendlicher Überspannung auch ein geheimnißvoller Bund unter ihnen errichtet, vermöge dessen derjenige, den Gott früher abrufen würde, sich verbindlich machte, wenn es anders nicht wider die Gesetze der göttlichen Allmacht wäre, dem Zurückbleibenden ein Zeichen seiner Fortdauer und seiner Liebe zu geben, was für beyde gleichviel war. Der Platz, wo dieser Bund beschworen wurde, war eine einsame von düstern Tannen beschattete Parthie des Gartens, an einem Monumente von grauen Marmor, welches der vorige Director dieser Anstalt dem Andenken eines früh verlornen Sohnes an diesem passenden Platz hatte errichten lassen. Hier kamen die Freunde in der Nacht beym Schimmer des Mondes zusammen, leisteten sich gegenseitig den gewagten phantastischen Eid, und besiegelten und weiheten ihn am andern Morgen noch durch eine religiöse Feyerlichkeit. Hierauf sahen sie etwas beruhigter dem nahen Abschiede entgegen; und Eduard kämpfte ein schmerzliches Gefühl in sich nieder, das aus

der Bemerkung entstand, wie oft Ferdinand eine Ahnung seines frühen Todes ausgesprochen hatte. Nein, dachte Eduard oft, er ist überhaupt düsterer Gemüthsart, und sein allzureizbares Gefühl macht ihm unsre Trennung und meinem Schmerz zum unverdienten Vorwurf. Nein! Nein! Ferdinand wird nicht früh, er wird nicht vor mir sterben; die Vorsicht kann mich ja nicht ohne ihn, allein auf der Welt lassen.

So strebte der vereinsamte Eduard sich zu beruhigen, als nach Ferdinands Abreise das Haus, die Welt ihm ausgestorben schien, und ihm, der nur in seinen Erinnerungen lebte, jetzt manches Wort beyfiel, das dem entfernten Freund schon früher, aber besonders in der letzten Zeit ihres wehmüthigen Beysammenseyns entfallen war, und das auf ein Vorgefühl frühen Todes hin deutete.

Aber die Jugend und die Zeit behaupteten auch über diese Schmerzen ihr unausweichbares Recht. Eduards Geist richtete sich allmählig wieder empor, und, wie die Abreisenden in Rücksicht der Zerstreuung immer Etwas vor den Zurückbleibenden voraus haben, so machte bey Ferdinand die

Nothwendigkeit, seine Blicke auf die neu übernommenen Pflichten, auf die unbekannten Menschen zu richten, mit denen er jetzt zu thun hatte, daß er noch früher als Eduard sich aus seinen Gedanken herausreissen und seinen Geist mit Ernst auf etwas anderes richten mußte, was weder sein Freund, noch seine Sehnsucht nach diesem war. Die Gegend, in welcher er lebte, war rauh und gebirgig, aber sie besaß auch alle Reize und Eigenheiten solcher Wohnplätze, einfache gastfreye Sitten, alte festgewurzelte Gebräuche, manche Erzählungen, manche Sagen, die sich auf einen Volksglauben stützten, wie er in den Bergen häufig ist, gern an das Wunderbare streift, und die wilde einsame Natur mit unsichtbaren Wesen bevölkert. Ferdinand hatte bald, ohne es zu suchen, Bekanntschaft mit einigen achtbaren Familien in der Stadt gemacht, er wurde, wie das zu gehn pflegt, auch bald bey dem Landadel in der Gegend einheimisch, und überall sah man den wohlgesitteten, hübschen und verständigen Jüngling gern, der alle Vorzüge besaß, die sein Stand dem Einzelnen gibt, ohne seine Untugenden damit zu vereinigen. Ihm gefiel das patriarchalisch einfache Leben auf den Schlößern und Edelhöfen, die Treuherzigkeit dieser Nation,

die wildschöne Natur umher, selbst jene Sagen, und Wundergeschichten; sein Leben gestaltete sich angenehm, aber sein Herz blieb ganz ruhig. Es sollte nicht lange so dauern. Ehe ein halbes Jahr verging, wurde dem Bataillon, bey dem er stand, eine andre Station angewiesen, und die geselligen Bande mußten zerrissen werden. Die ersten Briefe, welche Eduard nach dieser Veränderung erhielt, trugen das Gepräge des Unmuthes über diese Störung eines behaglichen Seyns. Eduard fand das natürlich, mehr aber befremdete ihn in den folgenden Briefen ein seltsam abspringendes unzusammenhängendes Wesen, und deutliche Spuren einer leidenschaftlichen Aufregung. Bald lösete sich das Räthsel. Ferdinands Herz ward zum erstenmahl von einem Gegenstande gerührt, der vielleicht eben darum, weil es das erstemahl war, einen desto tiefern Eindruck machte. Ungünstige Verhältnisse setzten sich seiner Hoffnung entgegen, das Mädchen war aus altadelichem Hause, reich, und seit ihrer Kindheit an einen Verwandten versprochen, dessen nahe Ankunft man eben erwartete, um die Verlobung zu feyern. —

Das Alles wußte Ferdinand und das Mädchen; dennoch hatte eine wechselseitige Leidenschaft Beyde hingerissen, und Beyde waren ent-

schlossen das Äußerste zu wagen, um sich anzugehören. Sie verlobten sich heimlich, wechselten Ringe, aber das strengste Geheimniß deckte nicht bloß diese Vorsätze, sondern selbst ihre Neigung; und da Verschwiegenheit allein sie an das Ziel ihrer Wünsche führen konnte, so bath Ferdinand seinen Freund ihm zu verzeihen, wenn er einem Blatte Papier, das über sechzig Meilen zurückzulegen und durch so manche Hände zu gehn hatte, sein Geheimniß nicht anzuvertrauen wagte.

Auch jedes nähere Bezeichnen der Personen und Orte war aus eben dem Grunde unräthlich. „Du weißt daß ich liebe,“ so schrieb er ihm in einem seiner Briefe, „du weißt daß der Gegenstand meiner verborgenen Neigung jedes Opfers würdig ist, und du kennst deinen Freund genug, um ihn keiner thörichten Verblendung fähig zu halten. Aber daran mußt du, mein Bruder, dir vor der Hand genügen lassen. Niemand darf ahnen, was wir Beyde uns sind, Niemand hier, und ringsum in der Nachbarschaft auch nur muthmassen, was wir für Plane hegen. Eine gefürchtete Person wird erwartet. Ihr leidenschaftlicher Character, ihr unbezwinglicher Starrsinn, würde nach allem, was man von derselben hört, allein hinreichen, einen gerechten Widerwillen zu begründen. Aber Familien-

übereinkünfte, gesetzmäßige Verträge bestehen; die Gegenparthey wird alles mögliche thun, um sie geltend zu machen. Der Kampf wird schwer seyn, vielleicht — fruchtlos! Dennoch werde ich alle meine Kräfte anstrengen. Unterliege ich, so tröste dich, theurer Eduard! der Gedanke, daß deines Freundes frühgeschloßne Laufbahn kein Unglück für ihn war, daß sie ihn einem Daseyn entnahm, welches, — wenn jene Plane mißlingen — und das Schicksal mich ferner von dir trennet, ohnedieß wenig Werth für ihn hatte. Alles Glück, was mir nicht werden konnte, schenke dann der Himmel dir und ihr, und zufrieden wird mein Geist aus den schöneren Regionen auf euch niederblicken und euch segnend geleiten.“

Ähnlichen Inhalts waren fast alle Briefe, welche Eduard während diesem Zeitpunct erhielt. Sie erfüllten sein Herz mit banger Sorge für den Geliebten, und machten ihm in den geheimnißvollen Andeutungen, Wagnisse und Gefahren fürchten. Alles, was Besonnenheit und Liebe ihm eingaben, um den Freund von dem dunkeln gefährlichen Weg zurückzureissen, welcher sich in einen unbekannten Abgrund zu verlieren drohte, wandte er in seinen Briefen an, und begleitete es mit den heiligsten Beschwörungen der innig-

sten Liebe. Aber wann hätte eine wahre Leidenschaft je auf die Bitten der besorgten Freundschaft gehört? Ferdinand sah nur Ein Ziel vor sich — den Besitz der Geliebten. Alles übrige war aus seinen Augen verschwunden, und auch seine Briefe wurden etwas seltner; denn allerley Geschäfte, geheime Reisen, Verkehr mit allerley Personen, nahmen seine Zeit in Anspruch, und alles, was er that, geschah in Hinsicht auf seinen Plan.

Auf einmahl blieben seine Briefe ganz aus. Mehrere Posttage vergingen ohne ein Zeichen der Erinnerung. Eduard schwebte in großer Besorgniß, er fürchtete, daß sein Freund einen gewagten Schritt gethan, und dieser verunglückt seyn könnte. Er dachte an eine Entführung, an eine heimliche Heirath, an einen Zweykampf mit dem Nebenbuhler, und jede dieser Möglichkeiten erfüllte ihn mit banger Angst, die um so peinlicher war, da bey seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit der wahren Lage der Dinge die Vernunft keinen Haltpunct, die Phantasie aber volle Freyheit hatte, sich in allen Arten von denkbaren Unglücksfällen zu erschöpfen. Als nun abermahls einige Posttage vorüber gingen, und keine Nachricht, keine Antwort auf Eduards dringende Anfragen kam,

vollstreckte dieser, was er sich zuerst ausgedacht, und nur aus Schonung für seinen Freund so lange verschoben hatte. Er schrieb an den Obersten des Regiments, und erkundigte sich nach dem Aufenthalt und Befinden des Lieutenants von Hallberg, dessen Freunde in der Residenz nun fast durch zwey Monathe keine Nachricht von ihrem Entfernten hatten, welcher sonst pünktlich zum mindesten Einmahl in jeder Woche geschrieben habe.

Abermahls vierzehn Tage verschlichen langsam; endlich kam auf ämtlichen Wege die Nachricht: Lieutenant von Hallberg sey auf dem Schloße des Grafen von N . . y — das er zuweilen zu besuchen pflegte, und wohin er sich ein Paar Tage zuvor bey nicht völliger Gesundheit zu den Hochzeitfeyerlichkeiten der einen Comtesse begeben, sehr krank geworden und in der zweyten Nacht von einem Schlagfluß berührt, am Morgen todt in seinem Bette gefunden worden.

Eduard vermochte nicht den Brief auszulesen, das Blatt entfiel seiner zitternden Hand. Das Schrecklichste so unvorbereitet, so plötzlich vor sich zu sehen, nahm ihm in den ersten Momenten alle Besinnung. Seine Jugendkraft widerstand einer Ohnmacht oder Krankheit, die eine schwä-

chere Natur niedergeworfen, oder vielleicht auch die Wuth des Schmerzens wohlthätig gebrochen hätten. Das Alles geschah nicht, aber man fürchtete einige Tage für seinen Verstand, und nur die liebreiche Sorge des Vorgesetzten der Anstalt und klug angewendete ärztliche Hülfe, leiteten nach und nach den furchtbar geschwellten Strom seiner Empfindungen in einen ruhigeren Lauf, und erhielten dem Unglücklichen Gesundheit und Besinnung.

Um seinen jugendlichen Frohsinn war es aber geschehen, und Ein Gedanke lag noch überdieß quälend in seiner Brust, den er freylich Niemanden mittheilen konnte, der aber deßwegen eben sich noch schmerzlicher eingrub. Es war die Erinnerung an jenes heilige Versprechen, das sie sich gegenseitig geleistet, dem Freunde nach dem Tode ein Zeichen der Fortdauer zu geben. Nun waren bereits zwey Monathe verflossen, seit das Band gelöset war, welches die Seele seines Freundes an ihren irdischen Gefährten knüpfte, sein Geist war frey, dennoch kam kein Zeichen. Auch im Moment des Todes hatte keine Ahnung Eduard ein Vorgefühl dessen gegeben, was jetzt geschehen war, und dieses Außenbleiben jeder Erinnerung war ein sehr schar-

fer Stachel mehr in Eduards Brust. Hören mit den Bedingungen unserer irdischen Existenz auch die Empfindungen auf, die uns hier beseelen? War es den Gesetzen der Allmacht zuwider, daß Unglückliche diesen Trost erhalten? Verlor sich mit dem Tode die Persönlichkeit und in ihr die Erinnerung, oder vernichtete wohl gar Ein Schlag Körper und Seele? Diese bangen Zweifel, die jeden Sterblichen quälend drücken, wenn sie ihn erfassen, übten ihre Macht auf Eduards Gemüth mit jenem Schmerz, mit jener Angst, wovon nur der sich einen Begriff machen kann, dem schon ein Theil seines irdischen Glückes jenseits wohnet, und verdoppelten das Gefühl eines Verlustes, den nun vielleicht nicht einmahl das Leben begrenzte.

Doch auch diesen tiefen Gram stumpfte der Einfluß der unermüdlichen Zeit ab. Der wüthende Schmerz wich einer stillen Schwermuth, welche zwar einen Nebelschleyer über die Gegenstände breitete, der ihnen in Eduards Augen ihren lebhaften Reiz entzog, aber ihn nicht hinderte, sie in ihren wahren Beziehungen zu ihm zu sehn; und während dieser Veränderung kam der Spätherbst und das lang erwartete Offizierspatent. Es verbreitete zwar jetzt nicht mehr die Freu=

de, welche es früher gegeben haben würde, wo es zu einer Vereinigung oder Annäherung mit Ferdinand geführt hätte, es entnahm ihn aber doch lästigen Beschränkungen und eröffnete ihm einen willkommenen Wirkungskreis. Es traf sich, daß seine Anstellung in einem Cavallerie-Regimente ihn ungefähr in dieselbe Gegend führte, wo Ferdinand früher gelebt, nur mit dem Unterschied, daß Eduards Schwadron in die Dörfer des flachen Landes vertheilt, und jene Stadt und die waldige Gebirgsgegend von dort nur in einer kleinen Tagreise erreicht werden konnte. Er richtete sich hier ein, und fand in den Geschäften seines neuen Standes eine willkommene Ausfüllung seiner Zeit. Bekanntschaften suchte er nicht. Denen, die sich ihm anbothen oder aufdrangen, wich er nicht aus, um sich nicht den Ruf eines Sonderlings zuzuziehn, und so sah er sich bald in allerley geselligе Beziehungen mit dem benachbarten, gastfreyen Adel verstrickt. Wenn ihm diese Verhältnisse auch keine Freude gaben, so zerstreuten sie ihn doch, und in dieser Hinsicht nahm er denn, als schon das Neujahr und der Carneval herankamen, eine Einladung zu einem großen Schützenfeste an, das in dem Bergstädtchen gegeben werden sollte und wozu man bey hellem Wetter und

gutem Weg in einem Tage zu gelangen hoffen konnte.

Der Tag war bestimmt, die Luft ziemlich rein, ein gelinder Frost bahnte die Straße eben und sicher, und Eduard dachte am Abend in seinem Schlitten S**z zu erreichen, wo am folgenden Tage das Fest Statt haben sollte. Aber so wie er sich den Bergen näherte, und die Sonne sich ihrem frühen Untergange zuneigte, erhoben sich von allen Seiten Schneegewölke, ein eisiger Wind tobte aus den Bergschluchten hervor, und bald war die Luft um ihn mit Schneegestöber erfüllt.

Der Kutscher verlor ein Paarmahl den Weg, darüber ging der Rest des Tageslichtes darauf, und die Dämmerung kam noch viel früher wegen der tiefhängenden Gewölke und der Berge, die sich jetzt von allen Seiten immer höher aufthürmten. S**z heute noch zu erreichen, wurde unmöglich; aber in diesem gastfreyen Lande, wo jeder Reisende dem Hauswirthe willkommen zu seyn hoffen darf, machte das Eduard keine Sorge. Er wünschte nur, bevor die Nacht sich in die engen Thäler senkte, ein Schloß oder einen Edelhof zu erreichen, und jetzt, da der Sturm das Schneegestöber, das er gebracht, in die Ebene hinaus-

gejagt hatte, der Himmel sich erheiterte, und einzelne Sterne hervortraten, öffnete sich ein geräumiges Thal, dessen Umrisse Eduard bey dem schwachen Dämmerlichte wohl erkennen konnte. Die beschneyeten niedrigen Dächer eines Dorfes waren zu unterscheiden, und hinter demselben auf der halben Höhe eines der Berge, die diese kleine Fläche umkränzten, glaubte Eduard ein großes Gemäuer zu erblicken, aus dem ein Licht schimmerte. Der Weg führte gerade ins Dorf. Eduard ließ halten und erkundigte sich. Jenes Gemäuer war wirklich ein Schloß, das Dorf gehörte dazu, und beydes dem Baron von V**z.

V**z? wiederhohlte Eduard. Der Nahme klang ihm bekannt, ohne daß er sich deutlich erinnert hätte, bey welcher Gelegenheit er ihn nennen gehört. Er erkundigte sich darauf, ob die Herrschaft hier sey, nahm einen Führer mit und gelangte endlich auf einem holprichten Waldwege, der sich in langsamer Krümmung um einen vorspringenden Felsen zog, auf die Spitze desselben und zu dem Schloße, das wie ein Adlerhorst darauf thronte.

Das Geklingel der Schellen an Eduards Schlitten machte die Bewohner des Schlosses aufmerksam — gastfreundlich öffnete sich das Thor,

Bediente mit Fackeln erschienen, der Schlitten schwebte hinein, man half Eduard aus den beschneyten Decken seines Fuhrwerks, aus dem bereiften Pelz, und führte ihn eine bequeme Treppe hinauf in einen langen Eß-Saal von einfacher Bauart, wo sogleich eine milde Wärme ihn wohlthätig umfing, die aus einem ungeheuren Ofen in einer Ecke desselben strömte. Hier stellte der Bediente zwey brennende Wachskerzen in schweren silbernen Leuchtern auf den langen mit einem türkischen Teppich bedeckten Tisch und ging den Fremden zu melden. Die Auszierung des Zimmers, oder vielmehr des Saales, war äußerst einfach. An reingeweißten Wänden hingen Familien-Portraite in massiven Rahmen, und einige Landkarten. Dazwischen ragten stattliche Hirschgeweihe aus der Mauer hervor, an welche die Bequemlichkeit der männlichen Bewohner des Hauses, Jagdmesser, Flinten, Pulverhörner, Tabacksbeutel und Waidtaschen aufgehangen und nicht ohne Geschmack eine Art von Jagdtrophäen daraus gebildet hatte. Über den Saal liefen als Decke dunkle, von Zeit und Luft gebräunte Balken, und an den Wänden unten herum lange Bänke, mit Tuch gepolstert und mit großen gelben Nägeln beschlagen; um den Eßtisch aber

standen mehrere hohe Lehnstühle nach alter Art. Alles trug das Gepräge wohlbewahrter väterlicher Sitte, einfacher Lebensart und behaglichen Wohlstandes.

Eduard fühlte sich angenehm von diesen Umgebungen angesprochen und heimisch darin, als jetzt die innere Thüre sich öffnete, und der Herr des Hauses, eine kräftige Gestalt von mittlerer Größe, von dem Bedienten begleitet heraustrat, und seinen Gast mit Anstand und Herzlichkeit willkommen hieß. Einige Entschuldigungen wegen des Überfalls, welche Eduard vorbrachte, wurden gar nicht angehört. Kommen Sie nur, Herr Lieutenant! sagte der Baron: Ich muß sie meiner Familie vorstellen. Sie sind uns nicht so ganz fremd, wie Sie glauben. Mit diesen Worten faßte er Eduards Arm, der Bediente leuchtete, und nun ging es durch einige große, hohe Zimmer, die stattlich aber altmodisch mit verblichenen Niederländer-Tapeten, schweren Kronleuchtern und hohen Armstühlen möblirt, sich passend an Alles schlossen, was der Jüngling bisher in diesem Schloße gesehen hatte. Jetzt öffnete der Bediente die Thüre eines hell erleuchteten Zimmers. Hier waren die Damen des Hauses. Im Fond des Zimmers, zur Seite eines übergroßen Ofens,

den das Familienwappen in Farben und Gold schmückte, und auf dem die Figur eines ungeheuren Türken mit langer Pfeife, das Meisterstück des Töpfers, ruhte, saß die Frau vom Hause, eine ältliche Matrone von ziemlichem Umfang in dunkelrother Contusche von fein abgenähtem Atlas, mit schwarzer Taftschürze, schwarzem Halstuche und schneeweißer Spitzenhaube. Sie schien mit dem Geistlichen, der ihr am Tische gegenüber saß, auf dem Marken und Karten lagen, gespielt, und Baron V**z den dritten Mann beym L'Hombre gemacht zu haben, von dem er nur aufgestanden war, um seinen Gast zu empfangen. An der andern Seite des Zimmers waren zwey junge Frauenzimmer, eine ältere Person, die eine Gouvernante seyn mochte, und ein Paar Kinder, an einem Tische mit dem damahls so beliebten Lotto du Dauphin beschäftigt. Wie er eintrat, standen die Frauen auf, ihn zu begrüßen, man stellte ihm einen Stuhl neben der Frau vom Hause hin, bald darauf erschien ein Becher köstlicher Chocolade, und eine Bouteille Tokayer, alles auf schwerem Silber servirt, damit der Gast sich von dem Frost und Unwetter erhohlen möge; kurz er fühlte, daß er wirklich hier bey diesen weltfremden Menschen willkommen, und herzlich

gern gesehen war. Ein lebhaftes, verständiges Gespräch entspann sich bald zwischen den Anwesenden und ihm. Seine Reise, das Schützenfest, die Nachbarschaft, die Ökonomie, bothen verschiedene Gegenstände dar, und mit jeder Viertelstunde schien es Eduard mehr, als habe er mit diesen einfach guten und doch sehr gebildeten Menschen schon lange gelebt. Nachdem ein Paar Stunden schnell dahin geflogen waren, ertönte eine helle Glocke, die zum Nachtessen rief. Der Bediente erschien wieder mit den Silberleuchtern, meldete, daß es aufgetragen sey, und leuchtete der Herrschaft in den Speisesaal voraus, denselben, in welchen Eduard zuerst war geführt worden. Hier regten sich im dunkeln Hintergrunde noch einige Gestalten. Sie kamen näher und begrüßten die Herrschaft; es waren der Hausarzt, der Inspector und ein Paar Beamte. Man reihte sich um die Tafel, Eduard war sein Platz zwischen dem Herrn und der Frau vom Hause angewiesen, der Pfarrer sprach ein kurzes Tischgebeth, man wollte sich setzen, als die Baroninn, unruhig umherblickend, endlich ihrem Mann hinter Eduards Rücken zuflüsterte: Wir sind Dreyzehn, mein Schatz, das geht nicht an.

Der Mann lächelte fast unmerklich, rief dann

den jüngsten der Beamten und sprach ein Paar Worte mit ihm. Der junge Mensch verbeugte sich und verließ den Tisch. Der Büchsenspanner trug ihm das Gedeck nach, und Eduard sah später, daß ihm die Speisen in das andre Zimmer nachgesendet wurden.

Meine Frau, nahm V**z das Wort, hat den Glauben unsrer Gebirgsbewohner, es sey gefährlich zu Dreyzehn zu speisen. Es ist auch wirklich ein Paarmahl geschehen, daß — sey es Zufall oder nothwendige Folge — wir den Tod eines Bekannten zu betrauern hatten, der kurz vorher in dieser Zahl mit uns gespeiset hatte.

Dieser Glaube ist nicht bloß auf dieß Gebirge eingeschränkt, ich habe ihn auch in der Residenz bey manchen Personen getroffen, sagte Eduard. Dort freylich verliert es sich in dem Geräusch und den Zerstreuungen, wie sich denn überhaupt dort viel Altes oder Eigenthümliches verflacht und verschwindet. Wir im Gebirge bewahren das Alte treuer. Nicht wahr, Herr Lieutenant? versetzte der Baron mit gutmüthigem Scherz: Das sieht man unserer Zimmereinrichtung an. Das ist für einen Bewohner der Hauptstadt längst veraltet.

Das wahrhaft Schöne, das Zweckmäßige, erwiederte Eduard verbindlich, kann nie alt wer-

den, und hier waltet, wie mich dünkt, ein Geist, der nur nach jenen Richtungen strebt. Ich gestehe Ihnen, Herr Baron, daß es eben dieß Alterthümliche, dieß heilig Bewahrte war, was mich gleich beym Eintritt in Ihr gastfreyes Haus aufs angenehmste angesprochen hat. Das ist auch die Wirkung, die Einfachheit und Natur auf jedes unverdorbne Gemüth hervorbringen, antwortete der Baron: aber die Großstädter haben selten Sinn dafür.

Ich bin zum Theil auf meines Vaters Besitzung, die ebenfalls in einer Gebirgsgegend liegt, aufgewachsen, erwiederte Eduard: So ungefähr sieht es auch bey uns aus, und es war mir, als käme ich zu einem Nachbar meines Vaters, als ich hier eintrat.

Ja, das Gebirge, nahm der Pfarrer das Wort, bleibt sich überall gleich: Es sind dieselben Bedürfnisse, dieselben schweren Kämpfe mit der Natur, dieselbe einsame Abgeschiedenheit, die den Gebirgsbewohnern überall ähnliche Gewohnheiten aufdringen.

Deßhalb war mir auch die Vorstellung wegen der Zahl dreyzehn nicht fremd, antwortete Eduard: Auch wir scheuen sie, und bewahren überhaupt manche Rücksichten für übernatürliche,

oder mindstens unerklärliche Dinge, wie ich sie hier in der Gegend wieder vorfand.

Hier doch mehr, als bald irgend wo, hob der Pfarrer an: Nebst der allgemeinen Ähnlichkeit, welche die Gebirgsbewohner in dieser Hinsicht von den Hochlanden bis in die Schweitz haben, trägt der Character unsers Volkes, das erstaunlich an den Sagen und Erzählungen der Vorältern hängt, Vieles dazu bey. Hier herum ist fast keine Höhle, keine Kirche, kein Schloß, von dem nicht wunderbare Dinge erzählt werden.

Die Baroninn, welche den Gang bemerkte, den das Gespräch zu nehmen schien, fand es gerathen, die Kinder schlafen zu schicken, und nachdem diese entfernt waren, fuhr der Pfarrer fort: — Selbst hier in diesem Hause —

Wie? rief Eduard: Hier im Schloß? —

Ja, ja, Herr Lieutenant, nahm der Baron das Wort: Auch hier ist es nicht recht geheuer — und das Seltsamste ist, daß sich die Sache weder durch Zweifelsucht läugnen, noch durch Vernunft und gewöhnliche Naturkräfte erklären läßt.

Das Schloß, erwiederte Eduard, sieht doch so heiter, so wohnlich aus —

Ja, dieser Theil, den wir bewohnen, antwortete der Baron: Das sind aber nur wenige

Gemächer, und eben hinreichend für meine Familie, und ein Paar von diesen Herren — er wies auf die Beamten. Der übrige Theil des Schlosses ist halb Ruine, und stammt noch aus jenen frühen Jahrhunderten, wo man der Sicherheit wegen sich auf Bergen anbaute.

Es wollen einige behaupten, fiel der Arzt ein, daß die Mauern und der Thurm rückwärts von den Römern herrühren, die hier Castelle gehabt haben sollen. Das möchte aber schwer zu beweisen seyn.

Aber, meine Herren, unterbrach sie die Baroninn: Ihr verliert euch in gelehrte Untersuchungen, über den Bau des Schlosses, und unser Gast erfährt nicht, was er gerne wissen möchte.

Es gehört doch eigentlich zur Sache, entgegnete der Pfarrer, denn in dem noch am besten erhaltenen Theil des alten Gebäudes, liegt das bewußte Zimmer. —

Es spuckt also darin? fragte Eduard lebhaft.

Das eben nicht, sagte die Baroninn: Es läßt sich nichts Unheimliches oder Schreckhaftes darin sehen, aber —

Nun, sag es nur kurz, fiel der Baron ein: Die Sache ist, daß jeder Gast, der das erstemahl in diesem Zimmer schläft, (es dient nähmlich

nebst mehreren in jener Reihe zu diesem Behuf) von einem bedeutungsvollen Traum, einer Vision oder wie ich es nennen soll, besucht wird, in welchem ihm entweder etwas Zukünftiges voraus angezeigt, oder auch etwas Vergangenes klar wird, das er sonst unmöglich wissen könnte.

Zuweilen wohl auch etwas, was sich zu derselben Zeit aber in großer Entfernung zutrug, setzte der Pfarrer hinzu.

Dann ist es ja wohl so etwas, fiel Eduard ein, was in den Hochlanden, wie man erzählt, unter dem Nahmen Second sight bekannt ist, und die sonderbare Eigenheit mancher Person oder mancher Familie seyn soll.

Sie haben nicht Unrecht, sagte der Arzt: Damit läßt es sich vergleichen, und demnach liegt das Räthselhafte eben in dieser Ähnlichkeit; denn es ist nicht das Individuum, aus dessen Organismus, physischen oder psychischen Anlagen sich eine solche Verbindung mit der unsichtbaren Welt herleiten ließe; nein, das Individuum scheint gleichgültig, das Locale thut Alles. Jedem, der in diesem Zimmer schläft, wird sein geheimnißvoller Traum, und der Erfolg bestätigt seine Wahrhaftigkeit.

Wenigstens in den meisten Fällen, versetzte

der Baron, wenn wir nähmlich in der Lage wären, diese Bestätigung zu erlangen. Da fällt mir eben ein solcher Fall ein. Sie erinnern sich, Herr Lieutenant, daß ich die Ehre hatte, Ihnen bey Ihrem Eintritte zu sagen, Sie wären mir nicht ganz fremd.

Das haben Sie, Herr Baron, und schon längst wollte ich Sie um eine Erklärung bitten —

Wir haben Ihren Nahmen sehr oft mit großer Liebe von Jemand nennen hören, dem Sie sehr theuer waren, der Ihrer nie ohne Rührung gedachte.

Ach! rief Eduard, dem nun auf einmahl klar ward, warum auch ihm der Nahme des Barons bekannt geklungen, mit schmerzlichem Laut: Sie sprechen von meinem Freunde Hallberg! O wohl war ich ihm theuer, doch nicht theurer als er mir war!

Er war? wiederhohlte der Baron langsam und betroffen: denn die plötzliche Veränderung in Eduards Zügen und der Schmerz in seinem Ton waren ihm aufgefallen. Der blühende, lebensvolle Jüngling sollte —

Er ist todt! entgegnete Eduard, und sein thränenvolles Auge, das sich niedersenkte, und die gramvolle Abspannung in den erst so heitern Mie-

nen, machten es den Baron tief bedauern, daß er diese Saite berührt.

Verzeihen Sie, Herr von Wensleben! sagte er, indem er seines Nachbars Hand ergriff und herzlich drückte — wenn ein unbedachtes Wort Ihren gerechten Schmerz erweckt hat. Ich ahnete nichts von diesem Unglück, wir Alle liebten den vorzüglichen jungen Mann, und hatten Sie liebgewonnen durch seine Erzählungen, ehe wir Sie kannten.

Das Gespräch wandte sich nun ganz auf den Verstorbenen. Eduard mußte die Art seines Todes erzählen. Jeder der Anwesenden wußte etwas zu seinem Lobe zu sagen, und wenn diese plötzliche Erwähnung Eduard recht schmerzlich berührt hatte, so wirkte die Anerkennung, die sein Freund bey diesen guten Menschen gefunden, und der ungeheuchelte Schmerz, womit sein Verlust gefeyert wurde, wohlthätig auf sein wundes Herz.

Schnell verging unter diesen bewegten Gesprächen die Zeit, und mit Erstaunen hörte man die große Schloßuhr in langsamen Schlägen zehn Uhr angeben, eine ungewöhnlich späte Stunde bey der stillen Lebensweise der Familie. Man brach auf, der Pfarrer bethete von neuem, Edu-

ard bethete recht kindlich mit, und küßte dann mit eben solchen Empfindungen die Hand der Matrone. Es war ihm, als sey er in seines Vaters Haus. Der Baron geleitete den Gast auf sein Zimmer, und der Bediente ging mit den Lichtern voraus. Der Weg führte neben der Treppe vorbey, und wandte sich dann durch eine Gallerie seitwärts in einen andern Flügel des Schlosses. Die hochgewölbte Decke, die schweren Verschnitzungen an den ungeheuren Flügelthüren, die spitzbogigen Fenster, wo durch manche gebrochne Scheibe ein scharfer Nachtwind pfiff, zeigten Eduard, daß sie sich nun im alten Theile des Schlosses befanden, und das bewußte Zimmer nicht weit seyn könne.

Werde ich nicht, so begann er jetzt, im Gemach der Träume einquartirt werden? Ich wünschte sehr —

Wirklich? fragte der Baron zweifelhaft: Haben unsre Erzählungen Sie nicht abgeschreckt?

Im Gegentheil, war die Antwort, haben sie vielmehr den lebhaften Wunsch erzeugt —

Nun, wenn dem so ist, sagte der Baron, so kehren wir wieder um. Das Zimmer war schon für Sie bereitet, denn es ist das bequemste und

beste in dieser Reihe; nur dachte ich, daß nach unserm Gespräche vielleicht —

O gewiß nicht — rief Eduard: Mich könnte nach einem solchen Traume verlangen.

Während dieser Reden waren sie vor die Thüre des bezeichneten Zimmers gekommen. Sie traten ein. Ein weites und eben so hohes Gemach umfing sie, in welchem die beyden Kerzen, welche der Diener trug, nur ein spärliches Dämmerlicht erzeugten, das nicht bis in die fernen Winkel drang. Ein hohes Himmelbett, prächtig, aber altmodisch mit grünem Damast umhangen, in demselben schneeweisse, schwellende Kissen mit grünen Schleifen, und eine seidne Decke von gleicher Farbe, stand recht einladend in einer Ecke. Kanapeh und Stühle von verblichner Tapetenarbeit, eine vielgeschweifte Commode, ziegenfüßige Tische, ein Spiegel in schwerem Rahmen, ein Bethpult und ein Crucifixbild darüber, machten die Einrichtung des Zimmers aus, in welchem übrigens Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschte, und überflüßiges Silbergeräthe auf dem Waschtische blikten.

Eduard sah sich ringsum. Ein schönes Zimmer! sagte er endlich: Erlauben Sie mir noch eine

Frage, Herr Baron! Hat Er auch zuweilen hier geschlafen?

Freylich, erwiederte der Baron theilnehmend: Es war sein gewöhnliches Schlafzimmer, wenn er hier war, und es ward ihm auch ein wunderbarer Traum hier, der ihn, wie er uns sagte, sehr ergriffen hatte.

Und welchen Inhalts war dieser Traum? fragte Eduard begierig.

Darüber hat er sich nie herausgelassen, wie er denn überhaupt nicht sehr mittheilsam war. Das aber konnten wir aus einigen Worten abnehmen, daß ihm ein früher und plötzlicher Tod war verkündet worden. Leider hat Ihre Nachricht auch diese Erfahrung bestätigt.

Wunderbar! Aber diese Ahnung eines frühen Todes hat ihn immer begleitet, und wie oft meine Brust mit Kummer erfüllt! sagte Eduard: Dennoch machte sie ihn nie finster oder unzufrieden. Still und fest verfolgte er seinen Weg, und sah mit Freuden, möchte ich sagen, dem Jenseit entgegen.

Er war ein sehr vorzüglicher Mensch, antwortete der Baron, dessen Andenken uns ewig theuer bleiben wird. Aber nun will ich Sie nicht länger aufhalten. Schlafen Sie wohl! Hier ist

der Glockenzug — er wies ihm denselben zwischen den Vorhängen — und im Nebengemach schläft ihr Bedienter.

Das ist zu viel Sorgfalt, erwiederte Eduard: Ich bin gewohnt einsam zu schlafen.

Doch, doch! erwiederte der Baron: Jede Vorsicht ist gut. Nun gute Nacht! Er schüttelte ihm die Hand und verließ, von dem Bedienten gefolgt, das Zimmer.

So war Eduard nun in dem weiten Gemach allein, in welchem es nicht ganz geheuer war, in welchem sein verstorbener Freund oft geruhet, in welchem auch ihm Gesichte erschienen waren. Wunderbar vermengte sich das Grauen, welches der Ort einflößte, mit der schmerzlichen und doch theuren Erinnerung an seinen verlornen Freund, und regte seine Lebensgeister auf eine Art auf, welche der Nachtruhe nicht günstig war.

Lange hatte er sich schon, von seinem Burschen bedient, entkleidet, zu Bette gelegt, die Lichter auslöschen lassen und den Diener weggeschickt. Kein Schlaf besuchte seine Augen; und jene schmerzlichen Zweifel, die ihn so oft gequält, warum er denn nie ein Zeichen des Andenkens von dem Vorangegangenen erhalten, ob dieser auch im Genuß der Seligkeit, ob sein Verstum-

men ein Nichtwollen oder Nichtkönnen sey? stiegen wieder in ihm empor, sein Kopf erhitzte sich, sein Blut wallte unruhig. Die Schloßuhr schlug eilf — halb zwölf Uhr. Er zählte die Schläge, und jetzt trat auch der Mond hinter dem Rande der das Schloß umkränzenden Felsen herauf, und goß sein volles Licht in Eduards Zimmer. Deutlich traten alle Gegenstände aus dem Dunkel hervor. Eduard schaute, und sann und grübelte. Da war es ihm, als sähe er in der fernsten Ecke des Zimmers sich etwas regen. Die Bewegung ward merklicher — es war wirklich eine Gestalt, und zwar eine männliche, welche sich wie schwebend hervor bewegte. Nun verlor sich das halbe Bewußtseyn seiner Umgebungen, das Eduard bis jetzt noch gehabt hatte, er sah sich plötzlich in dem Garten der Akademie an das Monument versetzt, wo er einst mit dem Freund jenen Bund beschworen. Wie damahls, strahlte der Mond durch das düstre Tannengezweig, und wie damahls, fiel sein helles Licht auf den glatten Marmor des Denkmahls. Da wurde dieselbe schwebende Gestalt, welche sich in der Ecke des Zimmers gezeigt hatte, dichter, deutlicher; sie trat hinter dem Monumente hervor, der Mondstrahl beleuchtete sie hell — es war Ferdinand in

der Uniform seines Regimentes, ernst, bleich, aber freundlich lächelnd. Bist du's? bist du's? rief Eduard von Bestürzung und Freude zugleich überwältigt, und wollte die theure Gestalt umarmen; aber sie wich zurück, und sah Eduard mit einem schmerzvollen Blicke an.

Ach, du bist ja todt! sagte dieser — und wie ist mir denn, daß ich dich sehe, wie du im Leben warst?

Eduard! antwortete die Gestalt mit einer Stimme, die wie von ferne zu klingen schien: Ja, ich bin todt, aber mein Geist hat keine Ruhe.

So bist du nicht selig? rief Eduard entsetzt.

Gott ist unendlich barmherzig, erwiederte die Gestalt: Aber wir sind sündige, gebrechliche Geschöpfe. Forsche nicht, sondern bethe für mich!

O gern! gern! rief Eduard voll heftigen Schmerzens, und blickte doch mit wehmüthiger Freude auf die geliebten Züge: Aber sprich, was kann ich noch für dich thun?

Ein festes, ein unglückseliges Band, erwiederte jener, zieht mich noch an die Erde. Ich habe gesündigt, ich bin mitten in meinen sündlichen Vorsätzen furchtbar dahingerissen worden, — dieser Ring brennt — er streifte einen kleinen goldnen von der linken Hand — nur wenn jedes

Zeichen dieses unseligen Bundes vertilgt ist, und ich meinen Ring, den ich dafür gegeben, wieder habe, nur dann kann mein Geist zur Ruhe eingehn. O bring mir den Ring, Eduard!

Mit Freuden! rief dieser: Aber wo soll ich ihn suchen?

Emilie Varnier wird ihn dir selbst geben. Unser Bund wiederstrebte heiligen Pflichten. Er wollte Eidschwüre und alte Rechte zerreissen. Gott versagte dem frevelhaften Beginnen seinen Segen, und mich riß eine furchtbare That dahin. Bethe für mich, Eduard, und bring mir den Ring! den Ring! wiederhohlte die Stimme mit bittendem, langsam verhallenden Tone. Liebevoll, aber schmerzlich lächelten die Züge des Verstorbenen noch einmahl herüber, dann schienen sie zu verschweben, die Gestalt löste sich in Nebel auf, das Monument, die Tannen, der Mondstrahl verschwand — eine lange dumpfe Pause folgte. Eduard lag halb schlummernd, halb betäubt. Verworren kehrten ihm einzelne Bilder des Traums, einzelne Laute, besonders jene Bitte um den Ring zurück. Aber eine unbekannte Gewalt band seine Glieder, schloß sein Auge und hemmte seine Stimme; nur inner=

lich regte sich noch einiges Bewußtseyn und dieß war ein unaussprechliches Grauen.

Endlich ließ dieser peinliche Zustand nach, die Bande der Nerven entstrickten sich, seine Brust athmete freyer, eine angenehme Müdigkeit verbreitete sich durch seine Glieder und er schlief sanft ein.

Als er erwächte, war es bereits heller Tag. Sein Schlaf war gegen das Ende der Nacht ruhig und fest gewesen, er fühlte sich ganz klar und wohl. Aber sogleich kehrte auch die Erinnerung an sein Traumgesicht zurück; eine wehmüthige Empfindung bebte noch durch sein ganzes Wesen nach, und er fühlte die Spuren der Thränen, welche der Schmerz ihm entlockt, an seinen Wimpern. Aber was war diese Erscheinung gewesen? ein bloßer Traum, erzeugt durch das Gespräch am Abend, und seine Sehnsucht? oder vielleicht doch ein Zeichen der Fortdauer des Andenkens?

Dort aus jenem Winkel war die Gestalt hervorgekommen, sie hatte sich genähert, bewegt; aber das konnte Wirkung des Mondenlichts, und der vom starken Winde dieser Nacht bewegten Zweige eines großen Baumes gewesen seyn, der, wie Eduard jetzt sah, vor dem

Fenster seines Zimmers stand. Dann war er eingeschlafen und der Traum hatte die einmahl begonnenen Bilder fortgesetzt. Aber der Nahme, Emilie Värnier? Eduard erinnerte sich nicht ihn je gehört zu haben, und kannte ihn auch nicht aus Ferdinands Briefen. Sollte es wirklich der Nahme jenes Gegenstands einer eben so heftigen als unglücklichen Leidenschaft seyn? Sollte das Nachtgesicht Wahrheit enthalten haben? — Er sann noch in trübe Gedanken verloren, als es an der Thüre pochte, und sein Diener eintrat. Eduard erhob sich rasch und sprang aus dem Bette; da hörte er etwas ihm leise klingelnd nachfallen, der Diener bückte sich und überreichte seinem Herrn einen goldnen Ring, einfach wie ein Trauring gestaltet. Eduard fuhr zusammen, er riß ihn hastig aus des Bedienten Hand, blickte hinein, und erblaßte, wie er die zwey Worte, Emilie Varnier las, die inwendig in den Reif gravirt waren.

Noch stand er tief erschüttert, leichenblaß, den Beweis in der Hand, daß er nicht geträumt, sondern wirklich mit dem Schatten seines Freundes gesprochen, als ein Bedienter des Hauses kam, um zu fragen, ob der Herr Lieutenant hier auf seinem Zimmer zu frühstücken wünsche, oder

hinüber in den Saal kommen wolle, wo die Herrschaft sich versammelte? Eduard wäre am liebsten allein mit den Gedanken geblieben, die sich ihm von allen Seiten aufdrängten; aber eine heimliche Scheu, daß bey der bekannten Eigenheit dieses Zimmers seine Absonderung als eine Folge der Schrecken dieser Nacht angesehen werden möchte, bestimmte ihn die Aufforderung anzunehmen. Hastig ließ er sich kleiden und die Haare ordnen, aber die Blässe seines Gesichts, und die Spuren der vielen Thränen in den Augen, konnte er nicht verwischen, und so trat er in den Speisesaal, wo bereits die Familie, der Pfarrer und der Doctor am Kaffehtische saßen. Der Baron ging ihm freundlich entgegen, ein Blick in des Officiers Gesicht sagte ihm genug, er drückte ihm schweigend die Hand, und führte ihn zu seiner Frau, um neben ihr seinen Platz am Tische einzunehmen. Ein lebhaftes Gespräch begann sogleich über die Witterung, die sich in dieser Nacht bedeutend verändert, und plötzlich bey einem heftigen Südwind in Thauwetter umgewandelt hatte. Aller Schnee war geschmolzen, die Bäche angelaufen, die Wege unfahrbar. Wie werden denn Sie heu-

te nach ** itz kommen? fragte der Baron seinen Gast.

Das wird beynahe unmöglich seyn, antwortete der Doctor: Ich komme von meinen Kranken aus dem nächsten Ort, und habe zu Wagen fast eine Stunde auf einem Wege gebraucht, den man sonst zu Fuß in einer Viertelstunde zurücklegt.

Eduard hatte heute noch mit keinem Gedanken an das Schützenfest gedacht. Jetzt erst fiel es ihm ein, aber er bedauerte es nicht, wenn er nicht zu der geräuschvollen Freude gelangen sollte, die ihm nie sehr wünschenswerth, jetzt aber höchst verletzend erschien. Dennoch drängte sich ihm die Besorgniß auf, hier länger zur Last zu fallen, und er sagte unschlüßig: Ja, versuchen muß ich doch, wie weit ich komme —

Das thun Sie nicht, entschied der Baron: Der Weg ist immer schlecht, bey Thauwetter sogar gefährlich. Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, Sie fortfahren zu lassen. Bleiben Sie lieber bey uns! Freylich, ein Schützenfest und einen Ball haben wir Ihnen nicht anzubiethen.

Die ich wahrlich nicht vermissen werde! rief Eduard lebhaft.

Nun so bleiben Sie bey uns, Herr Lieutenant, sagte die Matrone, indem sie mit mütterlicher Freundlichkeit die Hand auf seinen Arm legte: Sie sind uns herzlich willkommen, und je länger Sie bleiben, je lieber wird es uns Allen seyn.

Der Jüngling verbeugte sich, küßte dankbar die Hand der Matrone und sagte: Wenn Sie es mir erlauben, wenn ich nicht fürchten darf, Ihnen überlästig zu seyn, so nehme ich mit Freuden Ihre und des Herrn Baron Güte an. Für mich hat ein Ball nie großen Reiz und heute besonders — er unterbrach sich schnell — bey so schlechtem Wetter, setzte er hinzu, wäre der geringe Spaß —

Zu theuer erkauft? fiel der Baron ein: Nicht wahr? Es freut mich, daß Sie bey uns bleiben. — Er schüttelte treuherzig Eduards Hand — Sie sind so bey alten Bekannten.

Mich dünkt ohnedieß, sagte der Doctor, den schon längst der Vorwitz plagte: der Herr Lieutenant sehen nicht ganz wohl aus. Da wäre es nicht rathsam. Haben Sie gut geschlafen?

Sehr gut, antwortete Eduard.

Aber doch geträumt? fuhr jener unnachlassend fort.

Geträumt? Ja wohl, aber nichts von großer Bedeutung, versetzte Eduard.

Hm! Hm! sagte der Arzt, den Kopf bedenklich wiegend: Es ist doch sonst noch Jedermann —

Wenn ich Ihnen meinen Traum erzählte, erwiederte Eduard, so würden Sie ihn nicht verstehn, wie ich ihn nicht verstanden habe. Verworrene, undeutliche Bilder —

Die Baroninn, welche Eduard verstand, fiel mit der Bemerkung ein, daß doch viele dieser Nachtgesichte undeutlich gewesen wären. Der Geistliche lenkte das Gespräch von den Träumen auf die physiologischen Ursachen derselben. Der Doctor ergriff den Gegenstand von dieser Seite, und der vorigen Nacht wurde nicht mehr erwähnt. Aber als Alles auseinander und an seine Geschäfte ging, folgte Eduard dem Baron in seine Bibliothek.

Hier sagte er: Es ist nicht ganz so, Herr Baron, wie ich dem Doctor antwortete, um seiner Fragen los zu werden. Ihnen darf ich es gestehn. Ihr Zimmer hat seine geheimnißvolle Eigenschaft auch an mir bewährt.

So? fragte der Baron gespannt.

Ich habe meinen Ferdinand gesehn und ge-

sprochen, erwiederte Eduard, zum erstenmahl seit seinem Tode. Ich darf den Anspruch an ihr Zartgefühl machen, daß Sie keine Wiederhohlung dieser erschütternden Scene verlangen werden. Aber ich habe Sie um Etwas zu fragen.

„Das ich gewiß so aufrichtig als möglich beantworten werde.“

Kennen Sie den Nahmen Emilie Varnier?

„Varnier? durchaus nicht.“

Es lebt Niemand in der Gegend, der diesen Nahmen führt?

„Niemand, er klingt auch fremd.“

In dem Bette, worin ich schlief, fand ich diesen Ring, sagte Eduard, indem er ihn dem Baron zeigte, und die Erscheinung meines Freundes hat mir diesen Nahmen genannt.

„Wunderbar! Wie gesagt, ich kenne Niemand, der so heißt, und habe diesen Nahmen jetzt zum erstenmahle gehört. Daher ist es mir ganz und gar unbegreiflich, wie der Ring in mein Gastbette gekommen. Sehn Sie, Herr von Wensleben, was ich Ihnen sagte. Es hat eine wunderbare Bewandtniß mit dieser Stube. Ich habe es Ihnen auch gleich angesehen, wie Sie eintraten, aber ich wollte Ihrem Geständniß nicht vorgreifen.“

Ich habe diese Schonung wohl gefühlt, antwortete Eduard, wie ich Ihre jetzige Güte fühle. O wenn man nicht glücklich ist, hat Theilnahme und milde Behandlung doppelten Werth!

Eduard blieb diesen und den folgenden Tag auf dem Schloße, er fühlte sich heimisch bey diesen guten Menschen, er schlief noch zweymahl in dem verrufnen Zimmer, er kam später noch öfters wieder, ward allezeit gastfrey und freundschaftlich aufgenommen, jedesmahl in dasselbe Gemach einquartirt — aber nie ward ihm mehr eine Offenbarung, die dazu gedient hätte, den räthselhaften Schleyer zu lüften, der diese Begebenheiten, Ferdinands Schicksal, und das jener Emilie Varnier bedeckte.

Einige Wochen vergingen. Eduard gab sich alle Mühe, Kunde von diesem Frauenzimmer zu erlangen; es war vergebens. Niemand in der ganzen Gegend kannte die Familie, und er war schon entschlossen, wie der Frühling käme, einen Urlaub zu fordern, und in die Gegend zu reisen, wo Ferdinand zuletzt gelebt, und jene unheilbringende Bekanntschaft gemacht hatte, als ihm ein Auftrag seines Chefs wegen Pferden gegeben

wurde, der ihn zu seiner großen Freude gerade an den Ort führte, wo der Stab des Regiments lag, bey dem Ferdinand gestanden.

Es war ein bedeutender Marktflecken. Er mußte einige Zeit dort verweilen; das war ihm höchst willkommen, und er benutzte sogleich jede freye Stunde, um Bekanntschaften unter den Offizieren zu suchen, etwas von Ferdinands Verhältnissen zu erfahren, jenem Nahmen auf die Spur zu kommen, und so seine heilige Pflicht zu erfüllen; denn für heilige Pflicht hielt er es, den Auftrag des verstorbenen Freundes zu vollziehn, zum Besitz jenes Ringes zu gelangen, und seinem Geiste die fehlende Ruhe zu verschaffen.

Schon am Abend des zweyten Tages saß er im Kaffehhause unter Bürgern des Orts, und Offizieren verschiedener Waffengattungen, die hier lagen. Ein neu angekommener Cornet erkundigte sich bey einem Infanterie-Offizier von Hallbergs Regimente, ob es hier hübsche Nachbarschaften gebe; denn in der Gegend, wo er früher gelegen, hatte es daran nicht gefehlt.

Es könnte besser seyn, antwortete der Hauptmann: Es ist kein rechtes Zusammensehen, keine Harmonie unter den Leuten. Das macht, rief ein lebhafter Lieutenant, weil eben jetzt kein

Haus mehr da ist, das eine Art von Sammelplatz wäre, wo jeder sich einfinden könnte, sicher Bekannte zu treffen, und angenehme Unterhaltung zu finden, und wo dem Einzelnen erst aus dem Zusammenwirken Vieler das rechte Verständniß über das, was er eigentlich bedurft und gesucht, aufging.

Ja, das war freylich anders, sagte der Hauptmann, als die Varniers noch hier wohnten.

Varniers? fragte Eduard gespannt, aber mit anscheinender Gleichgültigkeit: Der Nahme klingt fremd.

Es waren auch keine Eingebohrnen. Emigrirte Niederländer, die der Unruhen wegen ihr Vaterland verlassen hatten, sagte der Hauptmann.

Ach, das war ein charmantes Haus! rief der Lieutenant: Gute Erziehung, ein feiner Ton, ein hinlänglicher Wohlstand, gleichweit von Prunk und Schmutz entfernt, machte den Aufenthalt dort über alles angenehm, und Emilie war die Seele des ganzen Hauses.

Emilie Varnier? fragte Eduard mit hochklopfendem Herzen.

Ja, so hieß das schönste, das artigste, das liebenswürdigste aller Mädchen, rief der Lieutenant.

Sie scheinen ja ganz begeistert von dieser schönen Emilie? sagte der Cornet.

Sie wären es auch, wenn Sie sie gekannt hätten, erwiederte der Lieutenant: Es war die Perle, das Bijou der ganzen Noblesse weit umher. Seit sie fort ist, ist kein Ball mehr belebt, keine Gesellschaft mehr zum aushalten.

Vergiß nicht, entgegnete der Hauptmann, wenn du alles den Reizen der entschwundenen Schönen beymessen willst, daß eben nicht sie allein, sondern ihr ganzes Haus verschwunden ist, das einen schönen Mittelpunct der Geselligkeit in unsrer Gegend abgab.

Ja, ja, so wars auch eigentlich, rief ein ältlicher Herr vom Civilstande, der bisher meist geschwiegen: Das Haus Varnier hat aufgehört, und das ist immer ein bedeutender Verlust auf dem Lande, wo sich das nicht so bald ersetzt, wie in einer großen Stadt. Erst starb der Vater, dann kam der Cousin und führte die Tochter fort.

Und hat dieser Cousin das Fräulein geheirathet? fragte Eduard gespannt.

Freylich, erwiederte der ältliche Herr: Es war auch eine brillante Parthie. Er hat für eine halbe Million Güter hier angekauft.

Und ist ein artiger und schöner Mann, setzte der Hauptmann hinzu; das muß man ihm lassen.

Sie hätte ihn doch nicht genommen, rief der Lieutenant, wenn der Hallberg nicht gestorben wäre.

Eduard bebte innerlich, aber er schwieg.

Sie hätte auf jeden Fall gemußt, antwortete die Civilperson: Der Vater hatte sie ihm von Kindsbeinen an bestimmt, und man sagt, sie habe ihm auf dem Todbett einen Eid darauf schwören müssen.

Das klingt völlig schauerlich, sagte Eduard, und beweiset eben nicht für die Liebenswürdigkeit jenes Cousins.

Sie hat ihn auch nicht gemogt, rief der Lieutenant: Ihr Herz hat an dem Hallberg gehangen, und Hallbergs Herz an ihr. Das haben freylich nur wenige Menschen gewußt, denn die Leutchen waren vorsichtig und zurückhaltend; ich habe es aber doch weg gehabt.

Und warum durfte sie denn ihrem Herzen nicht folgen? fragte Eduard.

Weil der Vater sie gebunden hatte, erwiederte der Hauptmann: Sie haben vorhin das Wort schauerlich gebraucht? Es ist ein passender Ausdruck, so wie ich die Sache erzählen ge-

hört habe. Es war nähmlich ein altes Unrecht zu vergüten, das eine der beyden Linien des Hauses Varnier der andern angethan hatte, und Emiliens Vater betrachtete es wie eine Gewissenssache. Nur durch die Verbindung seiner Tochter mit einem Zweige jener andern Linie konnte jenes Vergehn gesühnt und vergütet werden, und darum drang er so sehr darauf.

Ja und die wüthende Leidenschaft, welche d'Effernay für seine Cousine hatte, setzte der Lieutenant hinzu, kam jener Absicht sehr zu Hülfe.

Liebte dieser Cousin Emilien so sehr? fragte Eduard.

O, wie rasend! war die Antwort: Er hat mit ihrem Schatten geeifert, weil er ihr überall folgte, und mit der Fliege, die sich auf ihren Hals setzte.

Dann wird die arme Emilie keine rosenfarbnen Tage bey ihrem Manne haben, sagte Eduard.

Doch, doch, fiel der ältliche Herr mit zurechtweisenden Tone ein: Die Herren übertreiben ein Bischen. Ich kenne d'Effernay, es ist ein rechtlicher, feingebildeter Mann, und zudem ist er sehr reich, und thut seiner Frau, was er ihr an den Augen absehen kann. Sie

führt das brillanteste Haus in der Gegend und lebt wie eine Fürstinn —

Und zittert, fiel der Lieutenant ein, wenn sie die Tritte ihres Mannes hört. Was hilft sie ihr Reichthum! Mit dem Hallberg wäre sie glücklicher gewesen.

Ich weiß nicht, nahm der Hauptmann das Wort, warum Sie dieses zärtliche Verhältniß als etwas so Gewisses voraussetzen? Mir ist es nie so vorgekommen, und da Sie selbst sagen, daß d'Effernay sehr eifersüchtig ist, was ich auch zugebe, wie ich überhaupt glaube, daß er sehr heftige Leidenschaften hat, so muß ich an Ihrer Voraussetzung zweifeln. Die Eifersucht sieht scharf, d'Effernay würde den Nebenbuhler sicher erkannt haben, wenn Hallberg Einer gewesen wäre, und nicht dessen Freund gewesen seyn, wie es sich doch offenbar zeigte.

Das ist keine nothwendige Folge, und beweiset blos, erwiederte der Lieutenant, daß die Verliebten sehr vorsichtig waren. Hierin bin ich aber Ihrer Meinung, daß, wenn d'Effernay etwas gemerkt hätte, er den Hallberg ermordet hätte.

Eduard fuhr unwillkührlich zusammen. Ermordet? wiederhohlte er langsam und dumpf —

Trauen Sie da dem Herrn von d'Effernay nicht zu viel Böses zu!

Das thut er auch, antwortete der ältliche Herr: Die Herren Officiere sind alle über d'Effernay aufgebracht, weil er ihnen das schönste Mädchen in der Umgegend vor der Nase wegführte. Wissen Sie aber wohl, daß ich höre, er denkt auch dort nicht zu bleiben, wo er jetzt lebt? Er will seine Güter verkaufen.

So? sagte der Hauptmann: Wo will er denn hinziehn?

Das weiß ich nicht, sagte der Alte: Aber er schlägt Alles los. Eine Herrschaft ist schon verkauft, und um die, auf der er wohnt, sind auch schon Nachfragen. — Das Gespräch wandte sich nun auf die Güter des Herrn von d'Effernay, und nahm eine ökonomische Wendung. Eduard hatte Stoff genug zum Nachdenken, er stand bald auf, entfernte sich, und ließ auf seinem Zimmer dem Andrang der Gedanken, welche das Gespräch auf dem Kaffehhause in ihm erregt hatte, seinen stürmischen Lauf. Es gab also eine Emilie Varnier, Hallberg hatte sie geliebt, diese Liebe war erwiedert worden, und ein finsteres Geschick hatte sie getrennt. Wie wunderbar erklärte das Alles den Traum auf dem Schlosse, und dieser ergänzte

wieder was in den Erzählungen der Officiere zweifelhaft geblieben war.

Emilie Varnier besaß höchst wahrscheinlich jenen Ring, den zu hohlen und zurückzustellen ihm nun um so mehr eine heilige Pflicht schien, als alle Umstände sich vereinigten, jene Erscheinung aus dem Reiche der Träume und des Wahns in die Wirklichkeit einzuführen. Er stand auch keinen Augenblick an, die Bitte seines Freundes zu erfüllen, die ihm Gesetz geworden war, wie mühevoll auch die Erfüllung seyn mochte, und sann bloß über die Weise nach, wie es am schicklichsten geschehen könne.

Der Güterverkauf schien ihm eine erwünschte Gelegenheit darzubiethen. Seines Vaters bekannter Reichthum machte es wahrscheinlich, daß der Sohn wohl auf einen vortheilhaften Ankauf denken konnte.

Er kündigte dieses Vorhaben offen an, ließ sich von dem ältlichen Herrn und dem Hauptmann, die ihm am besten unterrichtet schienen, Notizen geben, und da seine Geschäfte ihm einen Ausflug von etwa acht Tagen gestatteten, machte er sich sogleich auf den Weg und erreichte nach einer Reise von kaum zwey Tagen das Ziel seiner Wünsche. Im Wirthshause des Dorfes ließ

er anhalten, und erkundigte sich, ob die Herrschaft gegenwärtig sey, und man das Gut und die Wirthschaftsgebäude besehn könnte? Der Wirth, der seine Verhaltungsbefehle haben mochte, schickte sogleich einen Knaben auf's Schloß, und es stand nicht lange an, so kam dieser von einem Jäger in eleganter Livree begleitet zurück, der den Fremden im Nahmen des Herrn von d'Effernay ins Schloß einlud.

Das hatte Eduard beabsichtigt — und erwartet. Von dem Jäger begleitet, stieg er im Schloßhofe ab, und wurde eine breite, schöne Treppe hinauf in einen sehr modernen und fast prächtig möblirten Saal geführt, wo der Herr vom Hause ihn erwartete. Es war gegen Abend, am Ausgang des Winters, und die Dämmerung fing eben an hereinzubrechen; dennoch fand Eduard den Saal bereits von Kerzenschimmer hell erleuchtet. D'Effernay stand mitten in demselben, ein junger Mann von hohem, schlanken Wuchse. Eine stolze Haltung kündete das Bewußtseyn seines Werthes, oder mindstens seines Ranges an. Seine Züge hätte man schön nennen können, wenn nicht die Spur heftiger Leidenschaften oder innern Unfriedens sie zu tief gegraben hätten, und aus den unsteten Blicken der tiefliegenden Augen, aus

den schmalen Lippen sprach kein freundlicher Geist; dennoch hatte die ganze Erscheinung etwas Achtungebiethendes und Edles. Eduard dankte artig für die Einladung, nannte sich und seinen Vater, und brachte sein Gesuch vor, die Herrschaft zu besehen. D'Effernay schien mit allem wohl zufrieden, Eduards Familie war ihm aus der Residenz bekannt, er entschuldigte sich bloß mit der späten Tageszeit, die es unmöglich mache, noch heute etwas vorzunehmen, er lud ihn daher ein, die Nacht hier zuzubringen. Morgen wollten sie an ihr Geschäft gehn, und er ihn indessen zu seiner Frau führen. Eduards Herz schlug. Er sollte sie sehn! Hätte er selbst sie geliebt, er hätte nicht mit mehr Befangenheit ihr entgegentreten können. D'Effernay führte seinen Gast durch mehrere Zimmer, die alle, wie der erste Saal, sehr schön eingerichtet, und alle erleuchtet waren. Endlich öffnete er die Thüre eines Kabinetts, in dem noch kein Licht brannte, und nur die Abenddämmerung ein liebliches Halbdunkel verbreitete. Die einfache Verzierung desselben, die glatten, grünen Wände, nur mit einigen Kupferstichen und Schildereyen behangen, machten nach der bunten Pracht der übrigen Zimmer einen wohlthuenden Eindruck auf Eduard. Vom

Fortepiano, auf welchem sie im Hintergrunde des Zimmers gespielt zu haben schien, eben aufgestanden, trat ihnen eine feine, weibliche Gestalt im weissen Hauskleide entgegen. Meine Liebe, sagte d'Effernay: Ich bringe Dir hier einen willkommnen Gast, den Herrn Lieutenant von Wensleben, der das Gut besehen will. Emilie verneigte sich, die Dämmerung verbarg die Erschütterung, welche dieser ihr wohlbekannte Nahme, und die Ideenverbindung, die er mit sich führte, in ihr hervorbrachte. Sie hieß den Fremden mit einer sehr sanften Stimme willkommen, deren leises Zittern Eduard zu bemerken glaubte, und er hatte, während ihr Mann noch einiges sprach, Zeit, so viel die Dämmerung erlaubte, den Umriß des feinen Ovals, den lieblichen Anstand der Bewegungen, den zarten, nymphenhaften Wuchs, kurz alle die Reize zu betrachten, die ihm aus den begeisterten Schilderungen seines Freundes schon bekannt waren.

Aber was fällt Dir ein im Dunkeln zu sitzen? rief jetzt d'Effernay mit nicht ganz sanftem Tone: Du weißt, ich kann das nicht leiden, und mit diesen Worten ging er, ohne die Antwort seiner Frau abzuwarten, zu der Klingelschnur über ihrem Sopha, schellte und befahl Lichter zu brin-

gen. Man setzte sich, während diese auf den Tisch gestellt wurden, am Kamin nieder, und ein lebendiges Gespräch begann.

Beym Kerzenlicht konnte nun Eduard Emiliens zarte Schönheit ganz auffassen, das durchsichtige Weiß des edelgeformten aber blassen Gesichtes, den fast düstern Ausdruck der großen, blauen Augen, welche meist von dunkeln Wimpern verschattet, sich nur selten erhoben, aber dann auch eine Fülle von Gedanken und Empfindungen in sich zu tragen schienen, endlich die einfache Zierlichkeit ihres Anzugs und ihrer Umgebungen, in welchen sich ein schöner Sinn aussprach.

Noch hatten sie nicht lange so gesessen, als Herr von d'Effernay abgerufen wurde. Einer seiner Beamten hatte ihm etwas eben so Wichtiges als Dringendes zu melden, und er mußte ihn anhören. Es fuhr ein Ausdruck des Zorns über seine Züge, der sie furchtbar entstellte, die feinen Lippen bewegten sich schnell, und Eduard glaubte einige Flüche zwischen ihnen schweben zu sehen, deren Ausbruch bloß die Lebensart zurückhielt. Er ging, doch nicht ohne einen Seitenblick, in welchem Mißtrauen und Verdruß sich mahlte, auf den hübschen Fremden zu werfen, den er bey seiner Frau allein lassen mußte.

Eduard hatte das Alles wohl bemerkt. Alles was er heute gesehn, alles, was er von seinen Kameraden über die leidenschaftliche und eifersüchtige Gemüthsart dieses Mannes gehört hatte, machte es ihm wahrscheinlich, daß sein Aufenthalt hier nicht lange währen, und daß eine zweyte Gelegenheit Emilien ungestört zu sprechen, sich vielleicht nicht wieder so gut wie jetzt anbiethen würde. Er entschloß sich daher, sie schnell für den einzigen Zweck, den seine ganze Reise hierher hatte, zu benützen, und er begann damit, daß er, so wie d'Effernay das Zimmer verlassen hatte, Emilien gestand, daß sie ihm nicht so unbekannt sey, als es scheine, und daß sie, lange ehe er das Glück genossen, sie zu sehen, ja, ehe er nur ihren Nahmen gekannt, seinem Geiste nicht mehr fremd gewesen sey.

Frau von d'Effernay war tief ergriffen. Sie schwieg eine Weile, die Augen auf den Boden geheftet. Endlich erhob sie sie, ihr blauer Himmel that sich auf, aber die leichte Wolke einer zurückgehaltenen Thräne trübte ihn, und mit einem Seufzer, der ihre Brust sichtbar schwellte, sagte sie: Auch mir hat der Nahme von Wensleben sogleich bekannt geklungen. In einem theuren Angedenken begegnen sich unsre Seelen. Ihr

Freund hat mir oft und viel von Ihnen erzählt. Sie vermochte nicht weiter zu reden, die Thränen hemmten ihre Sprache.

Auch Eduards Augen flossen über. Beyde schwiegen, endlich begann er: Gnädige Frau! meine Zeit ist kurz zugemessen, und ich habe einen wichtigen Auftrag an Sie. Erlauben Sie, daß ich mich dessen entledige.

An mich? fragte sie verwundert.

Von meinem verstorbenen Freund, antwortete Eduard feyerlich.

Von Hallberg? und das jetzt — nachdem — sie hielt schaudernd inne —

Nachdem er nicht mehr unter uns wandelt, wollen Sie sagen? Der Auftrag fand sich unter seinen Papieren, die mir jetzt, wie ich in diese Gegend kam, eingehändigt wurden. Es lag noch etwas dabey, ein Pfand, das ich Ihnen übergeben sollte — er zog den Ring hervor. Hastig griff Emilie darnach, und zitterte heftig, wie sie ihn ansah.

Es ist mein Ring, antwortete sie endlich, derselbe, den ich ihm bey unsrer geheimen Verlobung gegeben. Sie sind von Allem unterrichtet wie ich sehe. Ich kann also nichts wagen, wenn

ich offen spreche. Sie weinte und drückte den Ring an ihre Lippen.

Ich sehe, daß meines Freundes Andenken noch in Ihnen lebt, begann Eduard weiter: Sie werden meine Bitte nicht übel deuten. Ich ersuche Sie um seinen Ring.

Wie das? Was wollen Sie? rief sie erschrocken und hastig.

Es war sein Wunsch, entgegnete Eduard: Er hatte ein heftiges Verlangen darnach bezeugt, dieses Pfand einer unerfüllbaren und unglücklichen Verpflichtung zurück zu nehmen.

Wie ist das möglich? erwiederte sie. Sie haben ihn vor seinem Ende nicht mehr gesprochen, und dieß erfolgte so unerwartet, so schreckhaft schnell, daß zu Aufträgen —

Keine Zeit blieb, gewiß! antwortete Eduard heimlich schaudernd, aber mit scheinbarer Ruhe. Es mag dieser Wunsch nicht unmittelbar vor seinem Tode in ihm entstanden seyn. Ich fand ihn — wie gesagt — in seinem Nachlaß ausgedrückt.

Unbegreiflich! erwiederte sie: Noch kurz vor seinem Tode hegten wir — ach! trügliche, aber schöne Hoffnungen. Wir rechneten auf Möglichkeiten. Keines konnte den Gedanken des Verlustes ertragen, und dennoch sollte er schon damahls?

— O mein Gott! rief sie von ihrem Schmerz überwältigt aus, und verbarg ihr Gesicht in ihr Taschentuch.

Eduard versank in düstre Betrachtungen. Eine Weile blieben Beyde stumm. Endlich erhob sich Emilie: Verzeihen Sie Herr von Wensleben! Was Sie mir erzählt, was Sie von mir verlangt, hat einen Aufruhr in meinem Innern erregt, der einige Augenblicke der Einsamkeit bedarf, um sich zu stillen —

Ich entferne mich sogleich, rief Eduard aufspringend.

Nicht doch! entgegnete sie: Sie sind mein Gast, und bleiben hier, indeß ich eines häuslichen Geschäftes wegen, sie betonte diese Worte, mich hinwegbegeben habe.

Mit himmlischer Freundlichkeit lächelte sie durch Thränen zu dem Freund ihres Verklärten hinüber, verbeugte sich, und verschwand durch die innere Thür.

Eduard stand verwirrt, erschüttert. Dann ging er mit raschen Schritten das Zimmer auf und nieder, warf sich zuletzt auf das Kanapeh und und ergriff eines der daliegenden Bücher — minder um zu lesen, als um etwas in der Hand zu haben. Es waren Young's Nachtgedanken. Er

blätterte, manche Stelle fiel ihm ahnungsvoll auf, doch schweiften seine Gedanken immer von dem Buche weit ab, zu seinem Verstorbenen.

Die Lichter, auf welche weder Emilie, noch er geachtet, hatten fortgebrannt, ohne geputzt zu werden, und erhellten kaum mehr das stille Gemach, worin jetzt die Gluth des Kamins eine merklichere Helle verbreitete. Da tönten rasche Schritte durch's vordere Zimmer, die Thüre wurde aufgerissen, Eduard schaute empor, und d'Effernay's tiefe, finstere Züge starrten ihn an, während dessen Blicke unstät und wild durch's Zimmer liefen.

Eduard ward ganz unheimlich zu Muth vor diesen düstern und unruhigen Blicken, — er stand auf und trat hinter dem Tische hervor.

Wo ist meine Frau? war d'Effernay's erstes Wort.

Ein häusliches Geschäft rief sie ab, antwortete Eduard.

Und sie läßt Sie hier allein, in der unheimlichen Dunkelheit? Sonderbar! Wahrhaftig sehr sonderbar! setzte er hinzu, indem er an den Tisch trat, und die Lichter putzte, damit sie heller leuchteten.

Sie hat mich hier bey Bekannten gelassen, antwortete Eduard begütigend: Ich habe gelesen.

In der Finsterniß? fragte d'Effernay mit sichtbarem Mißtrauen: Es war ja so dunkel wie ich kam, daß Sie keinen Buchstaben erkennen konnten.

„Ich hatte gelesen, und versank dann in Gedanken, wozu Young wohl leicht reizt.“

Young? Ich liebe ihn nicht, er ist mir zu düster.

„Sie sind, dem Himmel sey Dank, so glücklich, daß die Klagen des einsam Trauernden keinen Anklang in Ihrer Brust finden.“

Meinen Sie? fragte d'Effernay finster, und Etwas recht Bitteres schien über seine Lippen gehn zu wollen, als Emilie hereintrat. Ihr Mann ging ihr sogleich entgegen. Du bist lange weggeblieben, sagte er, indem er ihr scharf in die Augen sah, in welchen noch eine leise Spur der Thränen zu erkennen seyn mochte. Ich fand unsern Gast allein.

Herr von Wensleben hat mich entschuldigt, erwiederte sie sanft: Ein unaufschiebbares Geschäft — und ich zählte auf deine Wiederkunft.

Man setzte sich um den Tisch, der Kaffeh wurde gebracht, des Vergangenen nicht mehr erwähnt, das Gespräch begann erst stockend in Absätzen, Eduard sah wohl, daß Emilie sich alle Mühe

gab, eine angenehme Wirthinn zu machen, und ihres Mannes finstre Laune zu zerstreuen. Er unterstützte sie so gut er konnte, es gelang endlich. D'Effernay wurde heiter, die Unterhaltung belebte sich, und Eduard fand, daß sein Wirth ein sehr anziehender Gesellschafter seyn konnte, der regen Geist und eigenthümliche Auffassung mit einer vielseitigen Bildung verband. Der Abend verging angenehmer, als es Eduard geglaubt hatte, und nach einem eleganten Souper führte man ihn in ein niedliches, mit allen Bequemlichkeiten des Luxus jener Zeit ausgestattetes Kabinet, wo bald der Schlaf den von der Reise Ermüdeten beschlich.

Ihm träumte von dem, was wachend seine Seele beschäftigt hatte, von seinem Freunde. Aber in einer, den Träumen öfters eignen Täuschung, war er sich nicht recht bewußt, ob er es selbst, oder ob es sein Freund sey; denn diese beyden Persönlichkeiten schienen in ihm vereinigt zu seyn. Auch wußte er, daß er krank war. Er lag in einem unbekannten Gemach, und zur Seite seines Bettes stand ein reinlich gedecktes Tischchen mit Arzneygläsern, Flaschen, Schalen u. s. w. wie es bey Kranken gewöhnlich ist. Die Thüre öffnete sich, d'Effernay trat zu ihm herein, in

Schlafkleidern, wie jemand der das Bett so eben verlassen hat.

In Eduards Geist vermischten sich Traum und Wirklichkeit; er glaubte, d'Effernay käme, um ihn vielleicht des gestrigen Vorfalls wegen zur Rede zu stellen. Aber dieser näherte sich dem Tische, worauf die Arzneyen standen, sah nach der Uhr, faßte eine der Flaschen, maß mit dem Löffel die Arzney in eine Schale, wandte sich dann um, zog eine blauzüngelnde Schlange aus der Brust, warf diese in die Schale zur Arzney, und reichte alles dem Kranken. Dieser trank, und fühlte gleich darauf eine heftige Betäubung, welche in Schlaf und endlich in den Tod überging. Eduard wußte, daß er gestorben sey, der Sarg wurde gebracht, der Gedanke, lebendig begraben zu werden, füllte ihn mit solchem Entsetzen, daß er empor fuhr, den Kopf erhob, und die Augen öffnete. Der Traum war weg, er saß gesund und wohlbehalten im Bette, aber es brauchte lange, ehe er den Eindruck des furchtbaren Gesichts los werden konnte, das er aus den Vorfällen des gestrigen Tages vergebens genügend zu erklären strebte. Man brachte ihm das Frühstück, und bald darauf einen Gruß von dem Herrn vom Hause mit der Anfrage, ob es ihm gefällig wäre, die

Wirthschaftsgebäude zu besehen? Er war sogleich bereit, und fand d'Effernay im Reitanzuge schon im Hofe bey zwey schönen, gesattelten Pferden stehn. Man begrüßte sich freundlich, und d'Effernay's regelmässige aber finstere Züge machten jetzt in der hellen Tagesbeleuchtung, und mit den Erinnerungen des Traumes vermischt, abermahls einen höchst widrigen Eindruck auf Eduard. Indessen ließ es d'Effernay an keiner Aufmerksamkeit für seinen Gast fehlen, man setzte sich zu Pferde, es drohten starke Regenwolken, aber sie wurden nicht geachtet, und die Besichtigung der Stallungen, Wiesen, Wälder u. s. w. unternommen.

Nach ein Paar Stunden, die in dieser Beschäftigung verstrichen waren, fing es zu tröpfeln an, und endlich goß der Regen in Strömen nieder. Noch in die Waldungen zu reiten, aus denen ein großer Theil des Reichthums der Herrschaft bestand, war nun unmöglich geworden, man kehrte ins Schloß zurück. Eduard begab sich auf sein Zimmer um sich umzukleiden und Notizen zu machen, wie er sagte, in der That aber, um Emilien zu vermeiden, und ihres Mannes Eifersucht nicht zu reizen.

Erst wie es zur Tafel läutete, sah er sie wieder, und fand zu seinem Erstaunen jenen Haupt-

mann hier auf dem Schloße, mit dem er seit jener ersten Begegnung auf dem Kaffehhause öfters verkehrt, und einen gesetzten, verständigen Mann und wohlwollenden Bekannten in ihm gefunden hatte. Der Hauptmann war an dem Tage, wo Eduard sich auf den Weg gemacht, eben nicht in der Station gewesen; sobald er erfuhr, wohin sein neuer Freund gereiset sey, ließ er anspannen und folgte ihm nach, denn auch er hatte Lust die Güter zu besehen und wenig Geschäfte, was ihm jede Ausfüllung seiner Zeit willkommen machte.

D'Effernay war heute sehr guter Laune, Emilie aber viel stiller als gestern, und wenig theilnehmend an dem Gespräch der Männer, das sich bey Tische über Ökonomie und Politik lebhaft bewegte. Nach dem Kaffeh fand sie die Gelegenheit, Eduard unbemerkt ein kleines Päckchen einzuhändigen. Der Blick, mit dem sie es that, ließ ihn errathen, was es sey, und er entfernte sich nun, sobald es schicklich war, in sein Zimmer, denn der fortwährende Regen machte für heute jeden Ausgang unmöglich.

Er entfaltete das Packet, es waren ein Paar Blätter von zierlicher Frauenhand enge geschrieben, und etwas in ein Papier gewickelt, das er

sogleich für den Ring erkannte. Dieser war genau, wie der, den er gestern Emilien übergeben hatte, nur daß statt des ihrigen seines Freundes Nahme in demselben stand. Die Blätter aber enthielten Folgendes.

Dem Freund des Verklärten braucht Manches kein Geheimniß mehr zu seyn, und ist es auch nicht. Darum spreche ich zu Ihnen über Dinge, die ich sonst gegen Niemand erwähnt habe, und nie erwähnen werde. Jules d'Effernay ist mir ziemlich nahe verwandt. Wir kannten uns noch in der Kindheit in den Niederlanden, wo unsre Besitzungen gewesen. Eine heftige Liebe zog damahls schon den Knaben an mich; diese Liebe war meines Vaters höchste Freude, denn ein altes und schreyendes Unrecht, welches seine Vorfahren denen d'Effernay's angethan, ließ sich, wenn nicht ungeheure Opfer gebracht werden und beschämende Erörterungen zur Sprache kommen sollten, nur durch die Vermählung der beyden einzigen Sproßen dieser Familien gut machen. So waren wir von Kindesbeinen an für einander bestimmt, und ich folgte dieser Bestimmung ohne Leidenschaft für meinen Cousin, aber auch

ohne Widerwillen; denn Jules angenehme Gestalt und seine Zuneigung für mich gewannen ihm mein Wohlwollen.

Hierauf wurden wir getrennt. Jules machte große Reisen nach Frankreich, England, ja nach America, in Handelsgeschäften, welchen er sich damahls gewidmet hatte. Meinen Vater, der in einem Staatsdienste angestellt gewesen war, trieben die Unruhen aus Brabant, er zog in dieß Land, wo weitläufige Verwandte meiner Mutter wohnten; es gefiel ihm hier, er kaufte sich an, wir lebten vergnügt, ich sehnte mich nicht nach Jules, obwohl ich seiner freundlich dachte, und erwartete gelassen meine Zukunft.

Da lernte ich Ihren Freund kennen. Sein Anblick, sein Gemüth, sein Umgang zeigten mir, daß es ein Glück gebe, von dem ich vorher nie einen Begriff gehabt.

Ich liebte zum erstenmahl, heiß, leidenschaftlich, und wurde eben so wieder geliebt. Bekannt mit den Verträgen unsrer Familie, durfte ich nicht daran denken, diese Liebe öffentlich merken zu lassen, ja eigentlich hätte ich sie nicht nähren sollen. Aber hört wohl die Leidenschaft auf die Stimme der Vernunft und Pflicht? Ihr Freund und ich sahen uns in Geheim, in Geheim verlobten

wir uns — wechselten die bewußten Ringe, und glaubten dem Schicksal so Trotz und Festigkeit entgegenzusetzen, und es nach unserm Willen zu zwingen. Frevelhaft war dieß Beginnen — es wurde hart gestraft.

Jules Briefe verkündeten uns seine nahe Rückkehr. Er hatte im Vaterlande Alles verkauft, alle Handlungsverbindungen aufgegeben, durch welche er sein ohnehin bedeutendes Vermögen ungemein vermehrt hatte, und folgte uns oder vielmehr mir, denn er konnte den Gedanken nicht fassen, ohne mich zu leben. Mich ergriff diese Nachricht wie die Mahnung an eine ungeheure Schuld. Ich hatte sie gegen Jules, der mich aufrichtig liebte, der meines Vaters Wort und meine Zusage besaß. Doch vermochte ich auch nicht, Ihrem Freunde zu entsagen. Ich entdeckte ihm Alles, die Flucht ward beschlossen. Ja ich war so strafbar, und, daß ich es bekenne, sey eine Art Sühnung meines Vergehens, die freylich kaum den kleinsten Theil desselben vergütet.

Mein Vater, der längere Zeit schon gekränkelt, wurde plötzlich bedeutend übler, und dieß verschob und verhinderte endlich die Ausführung unsers freventlichen Vorsatzes. Jules kam an. Auf's vortheilhafteste hatte sein Äußeres sich

in den fünf Jahren, seit ich ihn nicht gesehn, verändert. Ich war davon betroffen, wie ich ihn erblickte, aber auch beym ersten Anblick erschien in diesen Zügen, in dieser edlen Haltung ein Geist unruhiger Leidenschaftlichkeit, der schon den Knaben ausgezeichnet hatte, und den Jahre, bittre Erfahrungen und der Kampf mit fremden Leidenschaften nur noch verstärkt hatten. Jede Hoffnung, die wir früher auf allmählige Erkaltung seiner Neigung, auf die Wirkung der Zeit gebaut hatten, bewies sich thöricht und grundlos. Seine Liebe war durch Sehnsucht und Entbehrung noch gesteigert worden. Er umfaßte mich mit einer Gluth, die mich erschreckte, und die ihren Äußerungen wie ihrer Natur nach, ganz von der, obgleich ebenfalls innigen und heißen Empfindung verschieden war, welche der verstorbene Freund mich kennen gelehrt hatte.

Ich zitterte, wenn Jules in's Zimmer trat, und Alles, was ich mir vorgenommen hatte ihm zu sagen, alle Plane, die ich entworfen, um mich ihm zu entziehn, zerstiebten vor der Gewalt seines Wesens, seines Wollens, mit welcher er meine Hand unverzüglich forderte. Meines Vaters Übelbefinden wurde indeß immer bedeutender, es ging in einen hoffnungslosen Zustand

über. Jules wetteiferte in kindlicher Sorgfalt mit mir, ihn zu pflegen — das werde ich ihm nie vergessen — aber diese Krankheit, wie sie überhaupt das Mißliche meiner Lage vermehrte, beschleunigte auch die beschloßne Verbindung. Am Sterbelager meines Vaters sollte die Verlobung vollzogen werden. Ich stürzte ohnmächtig zusammen, als es dieser mir verkündete. Jules schöpfte Verdacht; schon mein allzukaltes und beynahe ängstliches Betragen gegen ihn seit seiner Rückkunft mochte ihm befremdend aufgefallen seyn. Er schöpfte Verdacht, sagte ich, und welche Wirkung dieß auf sein Gemüth hatte, würde ich zu beschreiben vergeblich unternehmen. Jetzt nach langer Zeit, gewohnt an seine Art zu seyn, zufrieden mit meinem Loose an der Seite eines, trotz jener Heftigkeit, edlen gebildeten Mannes, zittert mein Innerstes, wenn ich jener Äußerungen denke, die der Gedanke, meine Liebe gehöre ihm nicht mehr ausschließlich, in ihm hervorbrachte. Sie waren schauderhaft, er erlag ihnen beynahe und ich fürchtete ein Paar Tage für sein Leben. Endlich legte sich der Sturm, mein Vater starb. Jules sorgte mit der Zärtlichkeit eines Bruders, mit der Klugheit eines Vaters für mich. Ich werde ihm das ewig danken. Aber sein Verdacht

war einmahl erregt, sein Blick schärfte sich, um in meinen Umgebungen die Ursache meiner veränderten Stimmung zu entdecken. Da aber ihr Freund unser Haus nie besuchte, unsre Zusammenkünfte an einem dritten verläßlichen Orte geschahen, auch meines Vaters Krankheit diese sehr unterbrochen hatte, so weiß ich nicht, ob Jules wirklich etwas erfahren. Ein schrecklicher Zufall vernichtete all diese Besorgnisse, und zerhieb den Knoten unsrer verwickelten Verhältnisse, den zu lösen ich mir keine Kraft fühlte. Ein Hochzeitfest auf einem benachbarten Schloße versammelte den Adel und die Officiere der Umgegend. Mich überhob die tiefe Trauer der Verbindlichkeit, dabey zu erscheinen. Jules konnte sich, so gern er bey mir geblieben wäre, der Aufforderung nicht entziehn. Auch Ihr Freund stellte sich ein, obwohl er sich nicht wohl befand, um ja keinen Verdacht zu erregen, weil ich zu Hause blieb. Mit Mühe hielt er sich den ersten Tag bey einer glänzenden Jagd aufrecht, am zweyten konnte er das Bett nicht verlassen. Ein gegenwärtiger Arzt erklärte das Übel für heftige Wallungen des Geblüts, und Jules, dessen Zimmer an das seinige stieß, leistete dem Kranken die kleinen Dienste, welche Nachbarschaft und Gutmüthigkeit fordern

und ich muß ihm das um so höher anrechnen, wenn vielleicht damahls schon sein Argwohn eine bestimmtere Richtung erhalten hatte. Am Morgen des dritten Tags — doch lassen Sie mich über eine Epoche hinweg eilen, deren Erinnerung nie aus meiner Brust schwinden wird. Ein Schlagfluß hatte höchst unvermuthet, aber höchst sanft das edelste Leben geschlossen, und unsern frevelhaften Bund zerrissen. Nun wissen Sie Alles — der Ring folgt hierbey. Ich kann nicht weiter schreiben — Leben Sie wohl!

Seltsam und unheimlich ergriff Eduard der Schluß des Briefes. Sein Traum stand auf der Stelle vor seiner Erinnerung; die unbedeutende Krankheit, der schnelle Tod, der furchtbare Krankenwärter, alles reihte sich aneinander, und ein grauenvolles Ganzes gestaltete sich daraus, vor dem sein Gefühl zurückbebte, und es als unstatthaft und lieblos verwarf. Aber er konnte den Eindruck nicht los werden, und als der kommende Abend ihn und den Hauptmann zu d'Effernay rief, der ihnen eine Parthie Billard vorschlug, warf er zuweilen einen forschenden Blick auf seinen Wirth, und mußte gestehn, daß der Unfrie-

den, der aus diesen Zügen sprach, und die unstäte Richtung der Augen, die jedes feste Anschauen vermieden, nur allzuwohl zu den finstern Bildern paßte, welche in Eduards Seele aufgestiegen waren.

Der spätere Abend bis zum Nachtessen wurde in Emiliens Zimmer bey einer Parthie Whist zugebracht. Morgen sollten, wenn der Regen aufhörte, die entlegenen Bestandtheile der Herrschaft besehen, und übermorgen auf das Eisenhammerwerk gefahren werden, das mehrere Stunden vom Schloße gelegen, noch dazu gehörte, und einen bedeutenden Theil des Ertrages ausmachte.

Die Gesellschaft trennte sich. Eduard entschlief, und derselbe Traum mit denselben Umständen, nur noch deutlicher, und mit dem vollen Bewußtseyn, daß der Kranke Ferdinand sey, wiederhohlte sich das zweytemahl, steigerte Eduards entsetzlichen Verdacht, und erfüllte ihn mit innerem Grauen, da er sich offenbar in verhängnißvollem Zusammenhang mit der Geisterwelt sah.

Das Wetter begünstigte heute d'Effernay's Projecte. Man brachte fast den ganzen Tag im Freyen zu. Emilie zeigte sich bloß bey Tische und Abends beym Spiel. Sie sowohl als Eduard vermieden wie durch Verabredung, jedes einzelne

Wort, jeden Blick, der den eifersüchtigen Beobachtungen d'Effernays Anlaß zum Mißvergnügen hätte geben können. Ihr Herz wußte es ihm Dank, und sein Geist war innerlich zu sehr mit Gedanken an eine andere Welt beschäftigt, um ihm das, was vorgehn konnte, wichtig zu machen. D'Effernays Laune erheiterte sich, er machte den Herrn vom Hause auf die liebenswürdigste Weise, und als die beyden Offiziere sich in ihre Schlafzimmer zurückzogen, wo sie sich noch mit ihren Pfeifen am Kamin in des Hauptmanns Zimmer zusammensetzten, mußten sie seiner feinen Lebensart alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Er scheint auch ein Mann von vielseitiger Bildung, sagte Eduard.

„Er hat schöne Reisen gemacht und viel gelesen. Ich sagte es Ihnen ja gleich, als wir uns das erstemahl sahen — ein Mann von seltnem Geist, aber von heftigen Leidenschaften und besonders von unbegränzter Eifersucht."

Dennoch scheint er voll Aufmerksamkeiten für seine Frau.

„Das wohl, denn er liebt sie rasend, aber er macht sie nicht glücklich, und ist es selbst nicht."

Das scheint mir auch; seine Mienen zeigen nicht von Ruhe.

„Es leidet ihn auch nirgends lange, darum will er hier die Güter verkaufen, die er erst voriges Jahr gekauft. Eine seltsame Unstetigkeit plagt ihn, alles eckelt ihn an.“

Das ist die Krankheit vieler Reichen und Vornehmen.

„Ja wohl, nur nicht in dem Grade. Ich versichere Sie, ich habe manchmahl schon gedacht, der Mann muß kein gutes Gewissen haben.“

Welcher Einfall! rief Eduard mit erzwungenem Lachen, denn ihn hatte des Hauptmanns Äußerung ergriffen. D'Effernay scheint ein Mann von Ehre.

„O man kann in vielen Stücken ein Mann von Ehre seyn, und sich doch in Einem etwas vorzuwerfen haben. Indessen, ich weiß von nichts, und möchte das auch Niemanden sagen, als Ihnen. Und die Frau sieht auch so gedrückt und blaß aus.“

Das ist vielleicht ihre natürliche Gesichtsfarbe.

„Durchaus nicht. Sie blühte noch voriges Jahr, ehe d' Effernay von Paris kam, wie eine Rose. Damahls wollten Einige vermuthen, Ihr seliger Freund habe ein Auge auf sie gehabt. Die Sache war und blieb aber ein Geheimniß, und ich fand sie nie wahrscheinlich, denn Hallberg war

ein gesetzter Mensch, und die ganze Gegend wußte, daß die Varnier längst versprochen war.“

Hallberg hat mir in seinen Briefen diesen Nahmen nie genannt, antwortete Eduard doppelsinnig.

„Ich dachte es ja. Auch hatte ihn d'Effernay zuletzt völlig lieb gewonnen, und seinen Tod schmerzlich bedauert.“

Wirklich?

„Ich kann es Sie versichern. Er war den Morgen, wo man Hallberg so unvermuthet todt in seinem Bette fand, wie außer sich.“

Seltsam! Aber da wir nun eben diesen Gegenstand berühren, sagen Sie mir, wie war es denn eigentlich mit dieser Krankheit meines armen Ferdinands, und diesem schrecklich schnellen Ende?

„Das kann Ihnen Niemand besser sagen als ich, denn ich war einer der Gäste bey jenem verstörten Hochzeitfeste. Ihr Freund und ich und eine Menge Leute waren geladen. Hallberg hatte nicht gehen wollen, er fühlte sich nicht ganz wohl, hatte starken Kopfschmerz und Schwindel. Aber wir redeten ihm zu, und plötzlich entschloß er sich mitzufahren. Am ersten Tag ging es leidlich. Wir hatten ein Hasenhetzen im Blachfelde, alles war zu Pferde, der Tag heiß—kurz, Hallbergs Übel

verschlimmerte sich. Am zweyten Tage hatte er heftiges Fieber, und konnte sich nicht auf erhalten. Ein Arzt, der sich zufällig unter den Gästen befand, verordnete Ruhe, kühlende Mittel, machte aber übrigens nicht viel daraus. Wir Andern brachten den Tag in allerley Zerstreuungen hin. Nur d'Effernay, der nie ein Liebhaber von lauten Unterhaltungen war, und den wir alle besonders verstimmt, ja verstört fanden, weil seine Braut nicht gegenwärtig war, brachte manche Stunde auf seinem Zimmer zu, das an das Hallbergs stieß, und nahm sich freundlich des Kranken an, der in der übelsten Laune war, in einem fremden Hause so viel Störung und Ungelegenheit zu verursachen. Er beruhigte ihn dann, unterhielt ihn mit Gesprächen, reichte ihm Arzney oder was er bedurfte, kurz, er beschäftigte sich so liebevoll um ihn, daß wir Alle dieses dem finstern, stolzen Gemüthe kaum zugetraut hätten.

Vor dem Schlafengehn besuchte ich Hallberg noch, den ich auf die angewendeten Mittel viel besser und heiterer fand, so daß er nach dem Ausspruche des Arztes, morgen aufzustehen hoffte. Dann legte auch ich mich, wie die Übrigen, müde und etwas spät zu Bette. Am Morgen weckte mich die Schreckenspost von Hallbergs Tode. Ich

lief unangekleidet zu ihm hinein — das ganze Zimmer war voll Menschen. —

Und wie wurde dieser Tod zuerst entdeckt? unterbrach Eduard den Erzähler in der höchsten Spannung.

„Der Bediente, der früh in sein Zimmer trat, um nach ihm zu sehen, glaubte ihn noch schlafend; denn er lag, die eine Hand unter dem Kopfe, in seiner gewöhnlichen Stellung da. Er ging deßhalb fort, und wartete eine Weile. Als es aber später wurde, und die Zeit kam, Arzney zu nehmen, dachte er ihn doch wecken zu müssen. Da entdeckte sich das Unglück. Indessen muß er ganz schmerzlos gestorben seyn, denn kein Glied war in unruhiger Stellung, keine Miene verzogen. Ein Schlagfluß hatte ihn auf die mildeste Weise dem Leben entnommen.“

Unbegreiflich! sagte Eduard, und ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Hat man denn keinen Versuch gemacht, ihn wieder zu erwecken?

„Versteht sich! Es wurde alles angewendet, was in solchen Fällen nützlich seyn kann, Frottiren, Bürsten, Aderlassen, Einreibungen. Der anwesende Arzt leitete diese Bestrebungen, doch war alles vergeblich, weil es vermuthlich zu spät kam. Er muß lange verschieden gewesen seyn, denn er war bereits ganz kalt und starr. Wenn

noch ein Funken Lebens in ihm gewesen wäre, wir hätten ihn geweckt. Es war vorbey — ich hatte meinen guten Lieutenant, das Regiment einen seiner bravsten Offiziere verloren."

Er schwieg in düsterm Nachsinnen. Eduard saß stumm — von schmerzlichen Erinnerungen, von furchtbaren Vermuthungen überwältigt, an seiner Seite. Nach einer langen Pause raffte er sich auf. Und was machte d'Effernay? fragte er.

„D'Effernay? wiederhohlte der Hauptmann etwas verwundert über diese Frage: Er war gar nicht im Schlosse, als wir die unglückliche Entdeckung machten. Er hatte sehr früh einen weiten Spaziergang unternommen; als er spät, gegen Mittag wieder kam, hörte er die schreckliche Geschichte, und war vor Betrübniß außer sich. Es war auch etwas Entsetzliches für ihn, da er den Verstorbenen gerade den Tag vorher oft gesehn, und sich mit ihm beschäftigt hatte."

Ja wohl! ja wohl! antwortete Eduard mit innerem Grimm, denn sein furchtbarer Verdacht wurde immer heller in ihm: Und hat er den Todten noch einmahl gesehn? ging er ins Zimmer zu ihm?

„Nein, antwortete der Hauptmann: Er versicherte uns, dieß sey ihm unmöglich, er könne den Anblick nicht aushalten, und ich will es auch glauben. Leute, die so heftig empfinden, wie die-

ser d' Effernay, sind auch gleich um alle Fassung, und zu all den Leistungen nicht mehr zu brauchen, die wir Übrigen recht wohl verrichten können."

Und wo wurde Hallberg begraben? fragte Eduard nach einer Weile.

„Unfern von dem Schloße, wo das Unglück geschehen war. Wir kommen morgen, wenn wir nach dem Eisenhammer fahren, beynahe vorbey."

Wirklich? rief Eduard heftig, indem eine Menge Entwürfe und Vorsätze schnell in ihm emporstiegen. Nun, das ist mir lieb, sehr lieb. Aber nun, Herr Hauptmann, will ich auch Ihre Gefälligkeit nicht länger mißbrauchen, setzte er hinzu, indem er aufstand. Es ist spät, und wir müssen morgen früh heraus. Wie weit haben wir wohl?

„Es werden an vier Stunden seyn, gewiß. D' Effernay hat es so veranstaltet, daß wir dort essen, und Alles mit Muße besehen können. Abends kommen wir dann zurück. Gute Nacht, Wensleben!"

Sie trennten sich. Eduard eilte auf sein Zimmer. Sein Herz war übervoll. Schmerz, Trauer, Graun und Haß wälzten sich unabläßig in heißen Fluthen durch dasselbe. Erst spät schlief er ein. Dasselbe Traumgesicht stand zum drittenmahl da, abermahls wieder deutlicher, und mit dem klaren Bewußtseyn, daß der Kranke, den er

in dem Bette liegen und die unselige Arzney aus d'Effernays Hand empfangen sah — Hallberg war.

Diese dritte Erscheinung, die genaue Wiederhohlung des Traumgesichts, Alles, was er aus den verschiednen Gesprächen und Erkundigungen gesammelt, was Emiliens Brief enthalten hatte — ließen beynahe keinen Zweifel mehr über die Art zurück, wie sein Freund aus der Welt gegangen. Sie erfüllten ihn mit Entsetzen und Haß gegen den Urheber der That, in dessen tiefer Leidenschaftlichkeit und rasenden Eifersucht er den Grund so wie die Möglichkeit eines solchen Verbrechens fand. Nur die Aussicht, Hallbergs Grab zu sehn, und den Ring zurückzustellen, den der Verstorbene so dringend verlangt, vermochte ihn noch einige Stunden in Gesellschaft eines Mannes zuzubringen, den er nach aller Wahrscheinlichkeit für einen Meuchelmörder, und seinen ärgsten Feind halten mußte. Übrigens hatte er nach einem langen Kampfe, worin Haß gegen den Verbrecher, Schmerz um den Ermordeten, Betrachtung der Unsicherheit der Beweise, Menschlichkeit und Rücksicht für Emilien sich wechselweise bestritten, es endlich über sein aufgereiztes Gemüth vermocht, die Sache auf sich beruhen, den Mörder, wenn er es wirklich war, seinem eignen Gewissen, und Alles Gott zu überlassen. Er woll-

te keinen weitern Schritt thun, aber auch, so wie er seines Freundes Grab gefunden hätte, sich auf der Stelle von d'Effernay trennen und ihn nie wiedersehn.

Man kam ihm zu melden, daß es angespannt sey. Er schauderte vor dem Gedanken d'Effernay wieder zu sehen, aber er überwand sich, und sie fuhren ab. Eduard sprach nur wenig und nur wenn er mußte. Der Hauptmann und d'Effernay führten die Unterhaltung. Eduard hatte sich von dem erstern den Nahmen des Dorfes, wo sein Freund ruhte, die Lage, die Entfernung von der Straße, wohl beschreiben lassen. Jetzt als sie schon auf dem Rückwege waren, trat er mit der Bitte hervor, daß d'Effernay gestatten möge, einen Umweg von einer Viertelstunde auf das Dorf ** zu machen, wo er mit dem Pfarrer zu sprechen habe. Ein Zug von Unwillen flog über d'Effernays Gesicht, doch war es nur der, den leidenschaftliche Menschen über jeden unvorgesehenen Aufenthalt spüren, und gleich wieder freundlich gegen den reichen und, wie es schien, bereitwilligen Käufer bewilligte er mit großer Artigkeit die verlangte Vergünstigung.

Dem Kutscher wurde also befohlen von der Straße abzulenken. Ein sehr schlechter Feldweg führte in das Dörfchen, das am Eingang des

Gebirges in einer Thalschlucht lag, und dessen Kirchthurm weithin sichtbar, es dem Hauptmann gezeigt hatte, der öfters hier gewesen. Das Dorf war erreicht, der Pfarrhof erfragt; er lag, so wie die Kirche auf einer kleinen Anhöhe, und nur der Kirchhof trennte ihn von dieser. Die Herren verließen den Wagen und stiegen den Hügel hinan zur Pfarrwohnung. Hier ging Eduard hinein, die beyden Andern nahmen Platz auf einer Bank vor dem Hause.

Er hatte verheißen bald wieder zu kommen, aber d'Effernays unruhiger Geist fand die Viertelstunde, welche er gewartet hatte, schon ziemlich lang. Ungeduldig wandte er sich zum Hauptmanne, und sagte: Der Herr von Wensleben muß ein langes Geschäft bey dem Pfarrer haben. Wir sitzen nun schon eine halbe Stunde da, und er erscheint nicht.

„Ich denke, er muß bald kommen. Seine Angelegenheit kann ihn nicht lange aufhalten."

Was hat er denn eigentlich hier zu thun?

„Es ist eine Idee — eine jugendliche Grille, wenn Sie wollen."

Sie wird doch einen Nahmen haben? antwortete d'Effernay ungeduldig.

„Das wohl — aber — "

Was kann es denn so Wichtiges seyn, daß

wir darüber Gefahr laufen, erst in der späten Nacht nach Hause zu kommen.

„Es ist noch früh am Tage.“

Aber wir haben noch über zwey Stunden. So sprechen Sie doch, was will er bey dem Pfaffen? Es wird doch kein Geheimniß seyn?

„Ein Geheimniß eben nicht, aber immer Etwas, das man nicht gern Andern mittheilt.“

Aha! Sie sind sein Vertrauter, und sind verschwiegen, erwiederte d'Effernay höhnisch. Vermuthlich eine Liebesgeschichte? Etwa eine Dirne, die auf ihn aussagt, und die er gern los seyn möchte?

„Nichts von Allem dem, antwortete der Hauptmann trocken: Es ist die unschuldigste und rechtlichste Sache von der Welt. Er will das Grab seines Freundes besuchen.“

D'Effernays Miene verzog sich zum Spott. Nun das lohnt der Mühe! rief er mit verächtlichem Lachen. Also ein empfindsames Abentheuer? Das gestehe ich! daß wir deßhalb hier sitzen und harren müssen! — Und wer ist denn der Freund, an dessen Ruhestätte er eine Thräne weinen und ein Vergißmeinnicht pflanzen will? Ich dachte ja, er käme zum erstenmahl in die Gegend?

„So ist es auch. Aber dieser Freund lebte früher hier. Er erfuhr das Alles erst von mir.

Es war der arme Hallberg, den Sie auch gekannt haben."

Hallberg! rief d'Effernay mit einem Tone, daß der Hauptmann erschrack und ihm betroffen in's Gesicht sah. Dieses hatte sich völlig entfärbt, und jener sah die Anstrengung, womit d'Effernay darnach rang, seine Fassung zu behaupten. Hallberg! — sagte er nach einer Weile etwas ruhiger: Und Wensleben war ein Freund von ihm?

„Der innigste, von ihrer Kindheit an. Sie wurden zusammen in der Akademie zu ** erzogen. Hallberg trat etwa ein Jahr früher aus."

So! So! sagte d'Effernay düster vor sich hin, indessen sich die widrigsten Vorstellungen in seinem Gemüth zu gestalten anfingen. Und dieser Herr Lieutenant ist wohl deßhalb hierher gekommen und der Güterkauf war wohl nur ein gelegner Vorwand? —

„Ich bitte um Vergebung, erwiederte der Hauptmann mit festem Ton: ich habe Ihnen schon gesagt, daß er erst von mir den Ort erfuhr, wo sein Freund begraben liegt."

Das mag seyn. Aber es war doch diese Freundschaft, der Wunsch, Etwas Näheres über das Schicksal des Verstorbenen zu erfahren, was den empfindsamen Ritter hierher führte?

„Das ist nicht wahrscheinlich, antwortete der

Hauptmann beruhigend, da er wahrnahm, wie sich d'Effernay immer mehr erhitzte. Warum sollte er hier Nachrichten von Hallberg suchen, da er von dem Orte kommt, wo Jener längere Zeit lebte, und die Kameraden noch alle vorhanden sind, die ihn wohl gekannt?"

Doch! doch! man kann nicht wissen, rief d'Effernay mit verbissenem Grimme und wild umher schweifenden Blicken. Sie haben ja vermuthlich auch gehört, was man sich einst ins Ohr geflüstert, Hallberg habe meine Frau gerne gesehen, als sie noch unvermählt war.

„Ich habe davon gehört, aber es nie geglaubt. Hallberg war ein sehr vernünftiger Mann, er mußte erfahren haben, was die ganze Welt wußte, daß Fräulein Varniers Hand nicht mehr frey war."

So sollte man denken! rief d'Effernay mit überwallender Heftigkeit. Und dennoch — O Sie glauben nicht, wie weit die Raserey der Leidenschaft und ein frevelhaftes Hoffen gehn kann! Und Emilie war reich, das muß man nicht vergessen, wenn man diese Sache gehörig ins Auge fassen will. Eine Bethörung, wohl gar eine Entführung der reichen Erbinn, konnte dem armen Schlucker von Lieutenant vielleicht den Besitz ihrer Person und ihres Vermögens sichern.

„Pfui, Herr von d'Effernay! antwortete der

Hauptmann: Wie mögen Sie das Andenken des rechtlichen jungen Mannes, mit so schnödem Verdacht verunglimpfen? Wenn Hallberg wirklich das Unglück hatte, Fräulein von Varnier zu lieben —"

Das hatte er, rief d'Effernay im höchsten Zorn, das glauben Sie mir! Ich konnte es wissen, und ich wußte es auch.

„Lassen Sie uns von einem Gegenstande abbrechen, versetzte der Hauptmann ruhig aber ernst, der dem Gespräche eine so mißfällige Wendung gegeben hat. Hallberg ist todt, seine Verirrungen, wenn er deren hatte, liegen mit ihm begraben. Sein Nahme aber steht bey uns Allen, die ihn gekannt, in ehrenvollem Andenken. Sie selbst, Herr von d'Effernay waren sein Freund."

Ich? sein Freund? schrie d'Effernay mit einer Heftigkeit, daß der Hauptmann zusammenfuhr. Sein Freund? Ich habe ihn gehaßt, wie die Hölle, ich habe — er konnte vor Wuth nicht weiter reden, der Schaum stand auf seinen Lippen.

„Fassen Sie sich, Herr von d'Effernay! sagte der Hauptmann, indem er aufstand: Sie sind außer sich."

Wer sagt das? rief jener: Ich bin nicht außer mir. Ich sehe nur zu klar, den ganzen schändlichen Zusammenhang —

„Ich weiß mich nicht in Ihr Betragen zu fin-

den, erwiederte der Hauptmann noch immer gelassen: Sie haben ja Hallberg in seiner letzten Krankheit freundlich gepflegt, aus ihren Händen empfing er die Arzney —"

Aus — meiner — Hand? stotterte d'Effernay: Nein! nein! rief er mit einer Bestürzung, die dem Hauptmann nicht entging und seltsame Gedanken in ihm aufregte: Ich habe ihm nichts gegeben, wer das sagt, ist ein Lügner —

„Ich habe es gesagt! rief jetzt der Hauptmann fest und entschlossen, denn seine Geduld war am Ende: Ich habe es gesagt, weil ich es gesehen, und ich werde es immer und gegen Jedermann behaupten. Und wenn Sie mir abstreiten wollen, was meine Sinne bezeugen, so sind der Lügner Sie —"

Ha! rief d'Effernay völlig besinnungslos: Sie werden mir Rechenschaft geben, Sie werden widerrufen, oder —

„Recht gern, erwiederte der Hauptmann: Die Pistolen sind im Wagen. Ich bin bereit jedes meiner Worte zu vertheidigen, und so nehme ich keines zurück." Er schritt die Anhöhe hinab, und kam sogleich mit den Pistolen zurück. Ist es gefällig? sagte er, und reichte die Eine dem Wüthenden.

In dem Augenblicke trat Eduard von dem Pfarrer begleitet, der ein Bund Schlüsseln trug, durch den Hausgang heraus, und stand vor den

beyden Entrüsteten, deren lauter Wortwechsel schon früher seine Schritte beschleunigt hatte. Er fand sie mit den Waffen in den Händen, die Gluth des Zorns im Gesicht, aber d'Effernay noch dazu bebend am ganzen Leibe.

Um Gotteswillen! was ist hier vorgegangen? rief Eduard, und der Pfarrer, ein ehrwürdiger, alter Mann, trat einen Schritt zurück. In meinem Hause — rief er erschrocken — Ein solches Verbrechen — ein Mord! —

Wer spricht von Mord? Wer kann es beweisen? schrie d'Effernay.

Der Hauptmann warf einen festen, durchdringenden Blick auf ihn, den dieser nicht auszuhalten vermochte.

Aber meine Herren, nahm Eduard das Wort: was haben Sie denn? und wer spricht denn von Beweisen? Ich sehe Beyde erhitzt, die Gewehre in den Händen. Ich will nicht hoffen — Noch ehe man ihm antworten konnte, trat ein Mann mit Haue und Spaten auf der Schulter hervor, verneigte sich vor dem Geistlichen und sagte: Hier bin ich, Herr Pfarrer, wo ist der Schlüssel zum Kirchhof?

Was soll denn geschehn? fragte der Hauptmann verwundert. Sie werden doch nicht?

Der Herr Lieutenant wünscht die Stelle zu sehn, wo sein Freund ruht, entgegnete der Pfarrer.

Aber diese Werkzeuge? versetzte der Hauptmann, indem er mit unheimlichem Gefühl auf die Schaufel deutete.

Herr Hauptmann! antwortete Eduard mit einem Tone, der so, wie seine Mienen die tiefste Erschütterung verrieth: Ein heiliges Geboth macht mir etwas Entsetzliches zur Pflicht. Ich muß den Sarg meines Freundes öffnen lassen.

Wie? Was? schrie d'Effernay mit wildrollenden Blicken. Nimmermehr! Ich gebe es nicht zu.

Wenn dieser Herr es wünscht, und ich es gestatte, antwortete der Pfarrer, so hat Niemand ein Recht —

Ich leid es nicht! schrie d'Effernay noch einmahl. Untersteh dich nicht! kreischte er dem Todtengräber zu, indem er ihm die Pistole entgegenhielt.

Der Hauptmann stieß seinen Arm weg, und wendete die Mündung von dem erschrockenen Bauer. Herr von d'Effernay! sagte er mit strafendem Tone: Sie benehmen sich seit einer Viertelstunde auf eine ganz unbegreifliche und ganz ungehörige Weise. Was ficht Sie an?

Lassen Sie uns gehn, sagte Eduard zum Pfarrer. Unser Geschäft ist bald abgethan, und ich will die Herren nicht aufhalten. Er schritt mit dem Geistlichen gegen das Thor des Kirchhofes zu.

Nicht von der Stelle, rasete d'Effernay, indem er Eduard heftig am Arm faßte. Man soll das Grab nicht öffnen, ich leide es nicht.

Sie haben hier nichts zu befehlen, erwiederte Eduard, und machte sich von dem Wüthenden los. Was ich zu thun habe, sollen Sie nicht hindern — er schritt noch einmahl vorwärts.

Sie gehn also wirklich? stammelte d'Effernay todtenbleich und so zitternd, daß ihn der Hauptmann anfaßte, um ihn zu unterstützen — und wie Eduard keine Antwort gab — riß er sich los, rief mit erlöschter Stimme: Gut denn! gehn Sie! wandte sich um, setzte die Mündung der Pistole auf den Mund — und ehe Jemand es gewahr wurde, oder hindern konnte, krachte der Schuß los — und d'Effernay stürzte hin. Alle standen versteinert vor Überraschung und Entsetzen. —

Der Hauptmann faßte sich zuerst. Er trat zu dem Verwundeten hin, der in den letzten Zuckungen vor ihm lag. Den alten Pfarrer hatte der Auftritt so angegriffen, daß er einer Ohnmacht nahe war. Eduard leitete ihn sorgsam zu der Bank am Hause, wo er ihn sanft niederließ. Der Todtengräber gesellte sich zum Hauptmann, Beyde untersuchten, ob noch Leben an dem Unglücklichen sey — er war bereits verschieden. Der Hauptmann warf sein Tuch über dessen Gesicht,

und kehrte nun auch zu seinem Freunde und dem Geistlichen zurück. Keiner vermochte zu sprechen. Eduard aber und dem Hauptmann war ein gräßliches Geheimniß klar geworden.

Eduard war von dem grauenvollen Entschluß, des Freundes Leiche zu sehn und ihr den Ring zu erstatten, noch mehr aber von dem furchtbaren Auftritt, der sich vor seinen Augen zugetragen hatte, so erschüttert, daß der Hauptmann und der Geistliche für seine Gesundheit fürchteten, und der Letztere menschenfreundlich in die Officiere drang, diese Nacht bey ihm zu verweilen. Dankbar nahmen sie sein Anerbiethen an, und der Hauptmann, den die Ereignisse der letzten zwey Tage, aus einem bloßen Bekannten, schnell zu Eduards Vertrauten und Freund gemacht hatten, ließ nun mit väterlicher Sorge nicht zu, daß dieser bey der Öffnung des Sarges gegenwärtig sey. Er und der Pfarrer übernahmen das grauenvolle Geschäft den Ring zurückzustellen — der Zustand, in welchem man die Leiche fand, zeigte deutlich, daß der Tod hier die Wirkung eines furchtbaren Giftes gewesen, welches alle Nerven lähmend, ein schnelles Ende herbeygeführt hatte, und rechtfertigte die Angst, welche d'Effernay vor dieser Untersuchung empfunden.

Spät, sehr verstört und auf's tiefste erschüttert legte sich Eduard im Hause des menschenfreundlichen Geistlichen zur Ruhe. Aber diese wollte sich lange nicht auf sein zerrüttetes Inneres herabsenken. Endlich überwand Müdigkeit und Erschöpfung, es fing an stiller in ihm zu werden. Da klang es ihm im Ohr wie ferne liebliche Musik, sie kam näher, ein sanfter Glanz erfüllte das Gemach, sein Freund schwebte vor ihm, lächelnd, verklärt, und von seiner Hand strahlte leuchtend der wiedergewonnene goldne Reif. Die Erscheinung löste sich in Schimmer auf, die Musik verklang, Eduard erwachte, sein Herz war beruhigt und süßer Friede in dasselbe zurückgekommen.

Am andern Morgen kehrte er mit dem Hauptmann nach dessen Station zurück. Emilien sah er nicht mehr. Nachdem bey ihr die heftigen Erschütterungen dieser Catastrophe ausgebebt hatten, vollzog sie, was schon ihr Mann gewollt, sie verkaufte Alles, was sie in dem Lande besaß, in dem sie nach so vielen Verlusten keine befreundete Seele mehr hatte, und kehrte nach den Niederlanden zu ihren frühern Verwandten zurück.



